Don Francisco de Quevedo.

Ein spanisches Lebensbild
aus dem 17. Jahrhundert.

Von

Reinhold Baumstark,
Kreisgerichtsrath in Constanz.

Die Flamme lodert durch den Rauch!
Göthe.



Quevedo.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1871.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Dem

hochwürdigen Herrn

Dr. Alban Stolz,

Professor der Pastoral und Pädagogik an der Universität zu Freiburg i. B.

in tiefster Verehrung gewidmet

vom Verfasser.

*

Indem ich, Hochwürdiger Herr! dieses Büchlein gewissermaßen unter dem Schutze Ihres in der ganzen katholischen Welt hochgefeierten Namens seine bescheidene Laufbahn betreten lasse, fühle ich mich im Herzen gedrängt, es öffentlich auszusprechen, wie viel ich als katholischer Christ und als Schriftsteller dem Manne verdanke, welchem gewidmet zu sein diese Arbeit stolz sein darf.

Auf dem weiten und mühevollen Wege des Suchens nach Wahrheit und Frieden haben mich so oft Ihre schriftstellerischen Werke erquickt und erfreut. Und als ich selbst, mit meiner ersten größern Arbeit aus dem schönen Land voll Sonnenschein zurückkehrend, in den Kampf der Oeffentlichkeit trat, da hat Ihr theilnehmendes und freundliches Wort zuerst meine Schritte gekräftigt und mein Selbstvertrauen gestärkt.

Möge nun das Büchlein über Quevedo seinem Verfasser Ihre gute Meinung, deren er bis jetzt sich erfreuen durfte, weder entziehen noch verringern.

Es will Ihnen den Geist und das Leben eines Spaniers zeigen, der bedeutend war unter seinen Zeitgenossen und noch heute von seiner Nation verehrt wird. Wie diesen

Mann die leitende, strafende und segnende Hand Gottes im Lauf der Jahre mehr und mehr an sich zog, wie er in Kunst und Wissenschaft, im staatlichen und religiösen Leben arbeitete und wirkte, das habe ich darzustellen gesucht unter beständigem Hinweis auf die Lehren, welche gerade unsere Zeit von ihm zu empfangen sich nicht schämen dürfte.

In jedem Falle, Hochwürdiger Herr! sei Ihnen diese Arbeit eine Bürgschaft dafür, daß meine Feder sich niemals mit einem Gegenstande beschäftigen wird ohne die innerste und grundlegende Absicht, auf irgend einem Gebiete mit meiner geringen Kraft unserer heiligen katholischen Kirche zu dienen.

Reinhold Baumstark.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	IX
I.	Jugendjahre	1
II.	Die Traumgesichte	11
III.	Der Erzschelm von Segovia	26
IV.	Sicilien	36
V.	Neapel	51
VI.	Criminalprozeß	73
VII.	Der hl. Thomas von Villanueva	81
VIII.	Gottes Politik und Christi Regierung	89
IX.	Ein königlicher Brief	105
X.	Die hinfällige Welt und die Launen der Zeit. — Große Annalen von 14 Tagen. — Der italienische Luchs	111
XI.	Philipp IV.	124
XII.	1623 bis 1628	131
XIII.	1629 bis 1634	160
XIV.	Literarische Streitigkeiten	168
XV.	Ascetische Werke	181
XVI.	Die Stunde für Alle und das vernünftig gewordene Glück	199
XVII.	Kerkerleiden	214
XVIII.	Marcus Brutus und der hl. Paulus	229
XIX.	Gedichte und Scherzschriften	240
XX.	Letzte Krankheit und Tod	249
XXI.	Rückblick	255

Vorwort.

Zurückgetreten vom Schauplatze politischer Thätigkeit wegen innerer und äußerer Verhältnisse, deren Beseitigung vorerst nicht in meiner Macht liegt, habe ich meine aktenfreien Stunden zunächst der Erneuerung und Vollendung eines schon vor drei Jahren begonnenen Lieblingsstudiums gewidmet. Dasselbe betraf den spanischen Schriftsteller und Staatsmann Francisco de Quevedo. Es schien mir dieser Mann durch Geist und Gelehrsamkeit würdig, auch jetzt noch unter den Ersten seiner Zeit ehrenvoll genannt zu werden. Sein wechselvolles und thatenreiches Leben fand ich fesselnd, so gut ein Roman es sein kann; und in seinen zahlreichen Werken entdeckte ich neben Vielem, das mit dem 17. Jahrhundert begraben bleibt, auch sehr Vieles, das fortzuleben verdient. Ich sah diese meine Ansichten bestätigt durch die Forschungen eines so gelehrten und vorurtheilsfreien Mannes, wie Ticknor, der in seiner „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" über Quevedo ein bei aller Strenge sehr ehrenvolles Urtheil gefällt hat.

Andererseits glaubte ich zu bemerken, daß Quevedo in Deutschland sehr wenig bekannt ist, obschon einzelne seiner

Schriften schon bei seinem Leben in die deutsche Sprache übersetzt wurden. Die neueste mir bekannte Arbeit eines Deutschen über ihn ist die kurze Abhandlung, welche Dr. H. Ulbrich unter dem Titel: „Don Francisco de Quevedo" dem Programm der Frankfurter höhern Bürgerschule vom Jahr 1866 beigegeben hat. Ich habe diese Arbeit sorgfältig verglichen und geprüft, fand sie aber trotz anerkennenswerther Eigenschaften zu mager und den Ergebnissen meines Studiums vielfach nicht entsprechend.

Ich stellte mir daher die Aufgabe, Alles über Quevedo's Leben und seine Werke für unsere Zeit und außerhalb Spaniens noch Wissenswerthe in einem Buche von mäßigem Umfang der gebildeten Lesewelt vorzulegen. Mein Streben bei dieser Arbeit war darauf gerichtet, einen Inhalt, welcher sich dem Kenner als Ergebniß gründlicher Studien darstellt, in einer von allem Gelehrt-Thun freien und für jeden Gebildeten genießbaren Form zu geben.

Meine Arbeit ist selbstverständlich eine durchaus quellenmäßige, d. h. sie beruht auf dem Studium von Quevedo's Werken. Außer der neuesten, von Aureliano Fernandez-Guerra y Orbe seit 1852 in Madrid herausgegebenen, wahrhaft meisterhaften, namentlich auch durch Quevedo's Briefwechsel, eine Urkundensammlung und eine gründliche Lebensbeschreibung bereicherten Sammlung von Quevedo's Werken habe ich noch diejenige Ausgabe benützt und verglichen, welche im Jahre 1772 bei dem Hofbuchdrucker Ibarra in Madrid in sechs Bänden erschienen ist. Dieselbe enthält in ihrem letzten Bande auch die Lebensbeschreibung Quevedo's, welche

der Neapolitaner Antonio de Tarsia im Jahr 1663 herausgegeben hat, und welche in vielen Punkten die Quelle für alle seitherigen Forschungen geblieben ist.

Ticknor hat in seinem bekannten Werke den Ausspruch gethan: „Kein spanischer Schriftsteller wird den auf seine Erklärung verwendeten Fleiß besser belohnen als Quevedo, und keiner bedarf desselben so sehr.“

Möge es dieser Arbeit gelingen, den von Ticknor so richtig und ehrenvoll beurtheilten spanischen Denker auch in Deutschland einigermaßen zur Geltung zu bringen.

Constanz, im Juli 1871.

Der Verfasser.

I.

Jugendjahre.

Ein Despot ist in der Regel bald besiegt; der Widerstand einer sittlich gesunden Nation ist beinahe unüberwindlich. Die Wahrheit dieses Satzes erfuhr und bewies Spanien, als der große Einfall der Mohamedaner das Königthum Rodrigo's binnen wenigen Tagen zertrümmerte. Die Reste des unter der königlichen Führung jammervoll zu Grunde gegangenen Heeres und Volkes retteten sich in die Gebirge des nordwestlichen Theiles der pyrenäischen Halbinsel. Von hier aus begannen sie den Kampf gegen die Eindringlinge von Neuem, und setzten ihn durch acht Jahrhunderte fort, bis der letzte Rest maurischer Herrschaft von spanischer Erde vertilgt war. Dieses große nationale Drama hat den Charakter und die Schicksale der spanischen Nation und ihrer einzelnen hervorragenden Mitglieder auf Jahrhunderte hinaus bestimmt. „Der Verlust und die Wiedergewinnung Spaniens" haben insbesondere auf die spanische Literatur im Allgemeinen und auf einzelne in ihr besonders ausgezeichnete Männer die nachhaltigsten und vielseitigsten Wirkungen ausgeübt.

Es geschah dieß vor Allem dadurch, daß in den nordwestlichen Provinzen, als der eigentlichen Wiege des großen Heldenkampfes, sich der eigenthümliche spanisch-gothische Nationalcharakter mit seiner Metallhärte und mit seinem Diamantglanz begründete und entwickelte. An die Gebirge von

Asturien und Alt-Castilien schmiegen sich die stolzesten Erinnerungen des Volkes an; die rauhe und felsige Natur dieser Gegenden spiegelt sich wieder in dem unbeugsamen, oft gewaltsamen Charakter der Männer, welche diesen Bergen entsprossen sind.

Aus diesen Gegenden, und zwar aus der jetzigen Provinz Santander stammt der Mann, mit welchem wir uns auf diesen Blättern beschäftigen wollen, ein Mann, dem es an reichlicher Bewunderung weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode gefehlt hat, und der gleichwohl noch jetzt in seinem Vaterlande vielfach falsch verstanden, im Auslande noch keineswegs nach Verdienst bekannt ist.

Don Francisco de Quevedo Villegas wurde zwar in Madrid geboren und am 26. September 1580 daselbst in der Pfarrkirche zu St. Gines getauft. Allein sein Vater war ein ächter altcastilischer Landedelmann. Er hieß Pedro Gomez de Quevedo, und hatte einen Bruder Namens Juan. Sie beide waren die Söhne des Pedro Gomez de Quevedo „des Alten", welcher mit Maria Saenz de Villegas, einer Adeligen aus der gleichen Gegend, vermählt war. Von dieser seiner Großmutter führte denn auch unser Quevedo seinen zweiten Familiennamen Villegas, wie denn überhaupt in Spanien diese Verbindung der männlichen und weiblichen Familienbenennungen noch jetzt äußerst häufig ist. Juan de Quevedo, dem Landaufenthalt mit seinen Arbeiten und Vergnügungen in treuer Anhänglichkeit ergeben, blieb während seiner ganzen Lebenszeit in dem Stammhause der uralten Familie, welches in den Gebirgen nordwestlich von Burgos, im Thale Toranzo, zwischen den beiden Ortschaften Barcena und Bejoris von einer stattlichen Anhöhe in die ernste Landschaft hinausblickte. Don Pedro's Ehrgeiz hatte sich weitere Ziele gesteckt, und er verfolgte sie

mit Ausdauer und nicht ohne Glück. Die Freude an wissenschaftlicher Bildung hatte bei der reich begabten spanischen Nation schon in den letzten Zeiten des Kampfes gegen die Mauren weite Kreise ergriffen und in denselben zahlreiche Anhänger sich erobert. Als das Haus Oesterreich den spanischen Thron bestieg und mit ihm die Tage des höchsten Glanzes für Spanien erschienen, nahm das Streben nach höherer Geistesbildung einen besonders freudigen Aufschwung. Auch Pedro de Quevedo war von dieser Geistesrichtung ergriffen, und suchte sie am kaiserlichen Hofe Carls V. geltend zu machen. Während der Kaiser auf seinen ruhelosen Kriegszügen in Europa und Afrika den Grund legte zu jenen furchtbaren Leiden, welche wenigstens Mitursache seiner freiwilligen Thronentsagung wurden, regierte seine Tochter, die Prinzessin Maria, das Königreich Spanien. Don Pedro wurde ihr Secretär, und zog in der Folge mit ihr nach Deutschland, als ihr Gemahl Maximilian II. zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Auch in Deutschland scheint Pedro im besonderen und persönlichen Dienste der Kaiserin geblieben zu sein, und an den politischen Angelegenheiten Oesterreichs und des deutschen Reiches keinen Antheil genommen zu haben. Allein die Sehnsucht nach der heimathlichen Erde erlosch nicht in dem Herzen unseres Spaniers, und er verabschiedete sich von seiner kaiserlichen Gönnerin, welche inzwischen Wittwe geworden war, im Jahre 1578, um nach Spanien zurückzukehren und in der geliebten Heimath den Rest seiner Tage zu verbringen. Kaiserin Maria gab ihm ein zu Prag am 29. August 1578 erlassenes Empfehlungsschreiben an ihren Bruder, König Philipp II., mit, in welchem sie den Verdiensten und glänzenden Eigenschaften Don Pedro's volle Anerkennung widerfahren ließ. Der König ließ das Schreiben seiner Schwester nicht unbeachtet und verlieh dem Zurück-

gekehrten die Stelle als Secretär bei seiner Gemahlin Anna von Oesterreich. Jetzt erst vermählte sich Don Pedro, und zwar mit einer Hofdame der Königin, Donna Maria de Santibañez, welche zwar in Madrid geboren, aber deren Familie gleichfalls den Gebirgen entsprossen war. Diese Ehe wurde geschlossen gegen Ende des Jahres 1579, und der erstgeborene Sohn derselben war unser Francisco. Das talentvolle, leichtfassende und früh schon leidenschaftliche Kind verlor leider in den ersten Lebensjahren, man weiß nicht genau wann, seinen Vater. Donna Maria trat nach dem Tode ihres Gatten in die Dienste jener Infantin Isabella Clara Eugenia, welche sich der ganz besonderen Liebe ihres Vaters erfreute, derselben Prinzessin, welche in Schillers Don Carlos schon als Kind eine Rolle spielt. Es ist nichts darüber bekannt, nach welchen Gesichtspunkten oder mit welchen Planen und Aussichten für die Zukunft die Mutter ihren Sohn zu erziehen suchte. Wir wissen nur, daß der Sohn mitten im Getümmel eines viel bewegten Lebens und trotz mannigfacher Verwilderung, in welche dasselbe ihn gestürzt hat, die dankbare Liebe und Verehrung gegen seine Mutter nie vergaß, daß er vielmehr ihre Frömmigkeit und ihren hochgebildeten Geist in dichterischem Ergusse rühmt. Allein auch die Mutter wurde wenige Jahre später durch den Tod von der Seite ihrer Kinder hinweggerissen. Francisco de Quevedo wurde nunmehr unter vormundschaftlicher Aufsicht erzogen.

Sein Vormund Agustin de Villanuova bekleidete das ansehnliche Amt eines Proto-Notars des Königreichs Aragonien, und ließ es jedenfalls an Nichts fehlen, was zur vielseitigen und gründlichen Geistesbildung seines Mündels beitragen konnte. Daß er nicht im Stande war, in allen Beziehungen den Segen der Elternliebe und insbe-

sondere des Mutterherzens zu ersetzen, ist begreiflich; das Leben Quevedo's trägt die Spuren davon, daß Solches nicht gelang.

In sehr jugendlichem Alter, wahrscheinlich zwischen dem 16. und 17. Lebensjahre, bezog Quevedo die von dem großen Cardinal Ximenes gegründete Universität zu Alcala de Henares, der Geburtsstadt des Cervantes, nachdem er sich durch Privatstudien der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur hiezu vorbereitet hatte. Auf der Universität erweiterte der junge Mensch, welchem wahrhaft außerordentliche Gaben des Verstandes und des Gedächtnisses verliehen waren, seine Kenntnisse eben so rasch und vielseitig, als gründlich. Er erlernte nicht nur die französische und italienische, sondern auch die hebräische und arabische Sprache. Seine Studien umfaßten die Rechts- und Staatswissenschaften, die Naturwissenschaften, und außerdem das gesammte Gebiet der Theologie. So legte er den Grund zu jener erstaunlichen Gelehrsamkeit, Belesenheit, aber auch Vielwisserei, durch welche seine späteren Werke so manchmal an unseren Jean Paul Richter erinnern. Denn nur eine derartige vielseitige Bildung konnte den späteren Schriftsteller befähigen, über alle politischen Fragen seiner reichbewegten Zeit ein reifes und gewichtiges Wort mitzusprechen, an den wichtigsten Staatsgeschäften hervorragenden Antheil zu nehmen, die verschiedensten Länder mit Genuß und Verständniß zu bereisen, und gleichzeitig sich nicht nur die tiefgehendste Kenntniß der hl. Schrift, sondern auch eine vielseitige und merkwürdige Belesenheit in der Literatur der Kirchenväter zu erhalten. Die Kenntniß und das fortgesetzte Studium des classischen Alterthums war dabei etwas Selbstverständliches.

Dieser große Umfang und die gleichwohl nicht außer Acht gelassene Gründlichkeit der Studien Quevedo's enthalten

eine glänzende Widerlegung Derjenigen, welche das Spanien des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts als ein obscures, bigottes, von der Inquisition in seinem Geistesleben geknechtetes und niedergehaltenes Land darzustellen nicht müde werden. Denn All' das, was der vater- und mutterlose, auf der Universität nur zu sehr sich selbst überlassene Francisco Quevedo studirte, das konnte gerade eben so gut jeder der vielen tausend Studenten, welche damals Alcala besuchten, gleichfalls erlernen. Die durchweg mit ausgezeichneten Gelehrten besetzten Lehrstühle der Universität gaben dazu reichlich Gelegenheit, und es läßt sich wohl vernünftigerweise annehmen, daß diese vielen tausend Studenten von All' dem, was sie getrieben und gelernt haben, doch wohl auch Manches in's Land und Volk hinaus gebracht haben werden.

Das Universitätsleben hatte aber auch schon damals, wie jetzt, nicht nur seine großen Reize und geistigen Anregungen, sondern auch seine großen sittlichen Gefahren. Die spanische studirende Jugend hat es zwar in keinem Jahrhundert dahin gebracht, ihren Verstand in schlechtem Gerstensaft zu ersäufen; auch Corps-Hatzen und derartige geistreiche Vergnügungen sind ihr fremd geblieben. Aber das Zusammenleben einer großen Anzahl junger Leute, meist von südlich-leidenschaftlichem Temperament und selten unter gehöriger Aufsicht, brachte andere Gefahren oft sehr schlimmer Art mit sich. Namentlich waren das Spiel und das Verhältniß zum weiblichen Geschlecht die Klippen, an welchen auf den spanischen Universitäten jener Zeit gar viele Jünglinge zu Grunde gingen. Es fehlt uns an bestimmten Anhaltspunkten dafür, daß Quevedo jemals ein leidenschaftlicher Spieler gewesen wäre. Dagegen scheint er schon frühe der Verführung verdorbener Weiber ausgesetzt gewesen zu sein. Indem wir diese traurige Wahrheit aussprechen, halten wir uns keines-

wegs mit besonderem Nachdruck an das Abenteuer, welches aus Quevedo's Universitätsjahren uns berichtet wird, wornach er nämlich einem Studiengenossen Namens Diego Carillo dessen Geliebte entführte und, von ihm als Feigling bezeichnet, den Gegner im Zweikampf lebensgefährlich verwundete, so daß nur durch die mächtige Vermittlung des Herzogs von Medina Celi und der Herzogin von Lerma, Gemahlin des damaligen ersten Ministers, ernstere Folgen abgewendet werden konnten. Dieser jugendliche Roman enthält trotz aller bedenklichen Seiten doch keinen Zug von sittlicher Verdorbenheit. Wir halten uns auch nicht an die vielfachen Abenteuer in Quevedo's fernerem Leben bis zu seiner erst spät erfolgten Verehelichung. Was aber in seinen Schriften betrübend auffällt, das ist der Ton, in welchem er fast durchgängig oder wenigstens vielfach von den Frauen redet. Die bittere und schneidende Satire, in welcher Quevedo selbst einen Juvenalis manchmal fast überbietet, mag in vielen einzelnen Zügen leider nur zu sehr auf wahren und wirklichen Thatsachen eines damals schon vielfach entarteten Hoflebens beruhen. Allein der große Geist, der durchdringende Verstand Quevedos hätte trotz aller schmerzlichen Erfahrungen in einzelnen Fällen niemals die Wahrheit übersehen oder vergessen können, daß die weibliche Tugend, dieses hohe und heilige Kleinod des sündhaften und vielgeplagten Menschengeschlechtes, im Großen und Ganzen allerdings vorhanden ist und stets vorhanden war; er hätte einsehen müssen, daß die Menschheit längst zu Grunde gegangen wäre, wenn es sich anders verhielte; er hätte als gläubiger Katholik, der er zu allen Zeiten seines Lebens war, in demuthsvollem Aufblick zur Mutter des Erlösers den rechten und reinen Ton in Bezug auf die Frauen nicht verlieren oder wiederfinden müssen, — wenn nur sein eigenes Herz und Leben

rein geblieben wäre. Aber das heiße Blut des Südländers, die Neigung des Genies, sich Vieles oder Alles zu erlauben, und die frühzeitige Verlassenheit von jedem sittlich schützenden und reinigenden Einfluß wirkten zusammen mit den oft abenteuerlichen Schicksalen eines viel bewegten Lebens, um für Quevedo aus dem Verhältnisse zum weiblichen Geschlecht eine Quelle der Verirrungen und Selbstvorwürfe zu machen. Wir aber haben uns nicht zur Aufgabe gesetzt, um Quevedos Haupt einen Glorienschein zu winden, sondern wir wollen über ihn in Gutem und Schlimmem nach bestem Wissen die Wahrheit sagen.

Die umfassendsten Studien und das mit Abenteuern und wilden Streichen mancher Art durchfurchte Studentenleben ließen dem jungen Quevedo gleichwohl noch Zeit übrig, um sich schon in frühen Jahren nicht nur mit dem Studium der Dichter verschiedener Literaturen, sondern auch mit der Hervorbringung eigener dichterischer Arbeiten zu beschäftigen. Der Geschmack an poetischer Production war in der spanischen Gesellschaft jener Zeiten ganz unglaublich verbreitet. Die glänzenden Thaten der Nation, welche aus dem langen, vereinzelten Kampfe gegen die Mohamedaner mit einem Male in den Vordergrund der europäischen Geschichte getreten war, die Entdeckung Amerikas mit allen ihren ungeahnten Folgen und staunenswerthen Ereignissen, und die religiöse Begeisterung, welche durch den Gegensatz des Protestantismus neue und reichliche Nahrung gesogen hatte, waren eben so viele mächtige Quellen dichterischer Productionskraft. So kam es denn, daß zu einer Zeit, wo zum Beispiel Deutschland eine schöngeistige National-Literatur nicht im Entferntesten aufzuweisen vermochte, in Spanien die ganze gebildete Gesellschaft poetisch thätig war, und die hervorragenden Geister der Nation sich bis zur Schaffung mustergiltiger, unsterblicher Meisterwerke erheben konnten.

Die Gedichte, welche uns aus Quevedo's Jugendjahren erhalten sind, tragen nicht das Gepräge idealer, schwärmerischer Begeisterung; sie zeigen vielmehr schon den critischen Geist des künftigen Satirikers, und sind angefressen von der scharfen Lauge einer spöttischen, oft hämischen, immer aber geistreichen Denkungsart. Schon der jugendliche Dichter verweilt mit Vorliebe bei Gegenständen der derbsten Wirklichkeit; gegen die Macht des Geldes auf Erden, gegen die Putzsucht und sonstige Lächerlichkeiten der Weiber, und nicht minder gegen die Thorheiten der Männer schleudert er die ersten Blitze seines Geistes; nebenbei ergeht er sich auch, dem Geschmacke seiner Zeit huldigend, in den Irrgängen altheidnischer Mythologie. Ueber diesen letzteren Mißgriff pflegen in unseren Tagen die Jünger der Neuzeit und der Seichtheit hart abzuurtheilen; sie thun es ~~oft~~ weniger deßhalb, weil sie den Grund und die Natur des Fehlers verstehen, als weil sie sich nicht die Zeit genommen haben, von der altclassischen Mythologie Etwas zu lernen. Und sie vergessen dabei vor Allem, daß auch unser Schiller den nämlichen Fehler in reichem Maße begangen hat. Die Dichtungen des jungen Quevedo mit allen ihren Vorzügen und Mängeln hatten ihrem Verfasser schon in früher Jugend eine große Berühmtheit verschafft, so daß bereits im Jahr 1603 siebzehn seiner Gedichte in einer von *Peter de Espinosa* herausgegebenen spanischen Blumenlese mit besonderer Anerkennung aufgenommen erscheinen.

Auch ein weiteres kleines Werkchen Quevedo's aus dem satirischen Fach verdankt jedenfalls seinen Ursprung der Jugendzeit des Verfassers, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Arbeit, so wie sie uns jetzt vorliegt, auf einer späteren Umarbeitung beruht. Es sind dies die „*Briefe des Ritters von der Zange*". In 22 köstlichen kurzen

Briefen eines Geizhalses an eine Dame schildert Quevedo alle nur irgend denkbaren Ausflüchte, durch welche sich der Geizige den Ansprüchen und Gelüsten einer genußsüchtigen Tochter der Residenz zu entziehen weiß. Die kleine Schrift enthält auf wenigen Seiten ein meisterhaftes Charaktergemälde, welches sich recht wohl dem Harpagon Molière's an die Seite stellen läßt und zugleich tiefe Einblicke in die sittlichen Zustände der Zeit gewährt.

Allein nicht nur als Dichter und Satiriker wußte der junge Mann sich frühzeitig Geltung zu verschaffen; auch sein Ruf als Gelehrter war begründet, nachdem er erst kurze Zeit die Universität verlassen hatte. In den Kreisen spanischer Gelehrter war er durch seine umfassenden und gründlichen Kenntnisse so bekannt, daß der große Jesuit Mariana sich der Unterstützung des jungen Mannes bediente, als er mit einer Revision des hebräischen Textes des alten Testamentes beschäftigt war. Sogar über Spaniens Grenzen hinaus war Quevedo's Ruf gedrungen, als er noch nicht 24 Jahre zählte. Der berühmte Gelehrte Justus Lipsius, ein geborener Niederländer, der 33 Jahre älter war, als Quevedo, stand mit ihm in den Jahren 1604 und 1605 in einer gelehrten Correspondenz, aus welcher uns noch einzelne Briefe erhalten sind. Es ist von höchstem Interesse, diesen großen Denker, welcher damals in den Niederlanden (an der Universität Löwen) lebte, über die Verhältnisse des Krieges zwischen Spanien und den empörten niederländischen Provinzen sich aussprechen zu hören. Er gibt deutlich genug zu verstehen, daß er schon damals dasjenige Ergebniß als unausbleiblich erkannte, welches erst im Jahr 1648 durch den westphälischen Frieden anerkannt ward.

So sehen wir also unsern Quevedo, der Eltern schon frühe beraubt, ganz auf die eigene Kraft gestellt, mit reicher

und vielseitiger Bildung ausgestattet, schon als Jüngling in und außer seinem Vaterlande mit Ehren genannt. Gewiß ein viel versprechender Anfang eines inhaltreichen Lebens.

Schon in diesen Jugendjahren sehen wir den unzerstörbaren Grund gelegt zu dem, was Quevedo's Eigenthümlichkeit geblieben ist während seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit: sein Geist umfaßt mit gleich tüchtiger Kenntniß die antike und moderne, die heidnische und die christliche Welt, und gerade auf der Kenntniß und gebührenden Werthschätzung des classischen Alterthums ruht bei ihm — nicht ausschließlich aber doch mit — die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und alleinseligmachenden Kraft des Christenthums. —

II.

Die Traumgesichte.

Die Neigung zum Hof und zum Hofleben zieht sich fast durch Quevedo's ganzes Dasein hin. Man ist versucht, hierin eine Vererbung der väterlichen Anlagen und Neigungen zu erblicken. Der hohe geistige Standpunkt und die wissenschaftliche Ueberlegenheit Quevedo's lassen es beinahe als unerklärlich erscheinen, daß er auch in späteren Jahren sich nicht frei zu machen wußte aus den Schlingen solcher Kreise, welche man in der großen Mehrzahl ihrer Mitglieder füglich und ohne Uebertreibung als vornehmes Gesindel bezeichnen kann. Denn es läßt sich nicht läugnen: seitdem Glanz, Macht und Reichthum so urplötzlich und massenhaft auf die spanische Nation eingestürmt war, hatte sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft die alte Tüchtigkeit und

Tugendstrenge mehr und mehr abgeschwächt und verloren. Der hohe Adel Spaniens hatte seinen ritterlichen Trotz verlernt; seine Mitglieder lebten zahlreich in Madrid, lernten Laster und Sklavensinn, und vergeudeten die urwüchsige Körperkraft und das Erbe ihrer besseren Väter. Philipp II., nachdem er den Riesenkampf gegen die vereinigten protestantischen Mächte und Tendenzen ganz Europas zwar heldenmüthig unternommen, aber selbst für seine Schultern zu schwer gefunden hatte, erlebte am Abend seiner Tage noch den weiteren Kummer, der in den Grundfesten ihrer Macht bereits erschütterten Monarchie einen zwar wohlwollenden, aber unfähigen Sohn als König zu hinterlassen. Philipp III. war in der That nicht im Stande, überhaupt und insbesondere unter den damaligen Umständen das spanische Reich zu regieren. Die Folge dieser Unfähigkeit war die Günstlingswirthschaft am spanischen Hofe. Der Herzog von Lerma hatte um jene Zeit thatsächlich die Zügel der Regierung in den Händen. Die Kaiserin Maria, welche seit Jahren in einem Barfüßerinnenkloster zu Madrid lebte, schien dem mächtigen Günstling noch einigermaßen im Wege zu stehen. Er setzte es durch, daß die königliche Residenz von Madrid nach Valladolid verlegt werden mußte; und in dieser letzteren Stadt treffen wir, und zwar erstmals schon im Jahre 1601, unsern soeben erst von der Universität zurückgekehrten Quevedo an. Wir wissen nicht viel über die Einzelheiten seines mehrjährigen Aufenthaltes in Valladolid, doch scheinen ihm das Klima und die übrigen Verhältnisse dieser Stadt, welche auch heutzutage nicht zu den besonders ansprechenden Spaniens gehört, sehr wenig behagt zu haben. Er klagt über mancherlei Uebelbefinden; er sehnt sich schmerzlich nach der geliebten Vaterstadt Madrid, und seine Freude kennt keine Grenzen, als im Jahre 1606, nach dem Tode der Kaiserin

und nach reichlichen Geschenken an den Günstling, der Hof nach Madrid zurückkehrte. Quevedo war nun mitten auf dem Schauplatze des für ganz Spanien maßgebenden geselligen und politischen Lebens. Seine gelehrte Bildung, welche er durch fortgesetzte Studien, namentlich aus dem Gebiete des classischen Alterthums erweiterte, gab ihm die Befähigung, alle Verhältnisse aus einem höheren Gesichtspunkte aufzufassen. Sein rastloses Temperament brachte ihn in die mannigfaltigsten Situationen und Verwickelungen. Nebenbei fehlte es auch nicht an Einwirkungen höherer und besserer Art. Namentlich scheint Quevedo in diesen Jahren dem schon genannten großen Geschichtschreiber und Politiker Mariana besonders nahe gestanden zu sein; und der Umgang mit diesem vortrefflichen, jetzt noch in Spanien von allen Parteien verehrten Mann war jedenfalls eine tüchtige Vorbereitungsschule für Quevedo's theoretische und practische Wirksamkeit auf dem Gebiete der Politik.

Außerdem fällt schon in diese Jahre die erste Entstehung desjenigen Werkes, welchem Quevedo vorzugsweise seine europäische Berühmtheit zu verdanken hat. Wir meinen seine „Traumgesichte".

Der Gedanke, die Verhältnisse des Erdenlebens unter Bildern aus dem Jenseits zu besprechen und zu würdigen, ist keineswegs, wie manche irrthümlich angenommen haben, ein specifisch mittelalterlicher Gedanke. Bekanntlich hat schon der große Heide Lucianus in seinen geistvollen Götter- und Todtengesprächen diesen Gedanken mit ebensoviel künstlerischem Geschmack, als Witz und Scharfsinn durchgeführt; von seiner widerchristlichen Tendenz soll hier nicht die Rede sein. Es ist übrigens nicht wahrscheinlich, daß Quevedo bei seinen „Traumgesichten" in hohem Grade von der Lektüre Lucian's beeinflußt war. Denn er hatte vor sich ein Muster

von unübertrefflicher Meisterschaft auf diesem Gebiete, ein Muster, in dessen Blättern seit mehr als 500 Jahren die tiefsten Denker aller europäischen Nationen geschöpft haben und nicht müde geworden sind zu schöpfen; er hatte vor sich Dante's „göttliche Comödie". Und in der That bekennt Quevedo selbst in den ersten Zeilen des ersten seiner Taumgesichte, daß es sich also verhalte, indem er sagt: „Als mir vom Himmel zugesandt muß ich ein Traumgesicht betrachten, welches mir in einer der letzten Nächte vorschwebte, nachdem ich mit Dante's Werk die Augen geschlossen hatte."

Die Traumgesichte Quevedo's entstanden vom Jahre 1607 an während einer Reihe von Jahren; es wird aber das Richtige sein, sie hier ein für allemal in ihrer Gesammtheit zu besprechen, weil später sich keine passendere Stelle finden dürfte.

In Deutschland sind diese satirischen Dichtungen Quevedo's schon frühe bekannt geworden dadurch, daß im Jahre 1645 Hans Michael Moscherosch eine Uebersetzung derselben unter folgendem Titel erscheinen ließ: „Wunderbare satirische Gesichte, verdeutscht durch Philander von Sittewalt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellet, und von männiglichen gesehen werden." Der für seine Zeit geistreiche und nicht ungeschickte Uebersetzer Moscherosch hat zwar mancherlei Zuthaten eigener Fabrik den Erzeugnissen Quevedo's hinzugefügt; allein seine sieben Gesichte sind doch im Wesentlichen ziemlich getreue Uebersetzungen der Gesichte unseres Spaniers.

Die Reihe der Traumgesichte wird eröffnet durch die in mancher Hinsicht großartige Dichtung „Der Schädel-

traum". Wir wollen aus diesem durchaus originellen Product eine Stelle hervorheben, welche auch der gelehrte Amerikaner Ticknor in seiner „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" als besonders interessant und geeignet erklärt hat, mit wenigen Worten ein anschauliches Bild von diesen Traumgesichten und von Quevedo's Darstellungsweise zu geben. Die Stelle lautet:

„Ich sah einen schönen Jüngling in wunderbarer Eile durch die Himmel fahren, der einen so gewaltigen Posaunenstoß ertönen ließ, daß die strahlende Schönheit seines Antlitzes theilweise dadurch entstellt wurde. Der Schall war so mächtig, daß er Gehorsam fand auch unter den Gesteinen und Gehör auch unter den Todten; denn die ganze Erde fing sogleich an sich zu bewegen, und gestattete den in ihr verschlossenen Gebeinen der Gestorbenen, sich gegenseitig zu suchen. Darauf sah ich alsbald diejenigen, welche gemeine Krieger oder Anführer derselben waren, rasch aus ihren Gräbern hervorfahren, indem sie glaubten, es werde zur Schlacht geblasen. Auch die Geizhälse erschienen voll Besorgniß und Angst, irgend einen Ueberfall befürchtend, während die, welche Eitelkeit und Genuß liebten, aus dem Durchdringenden des Tones schlossen, es werde zum Tanze oder zur Jagd geblasen. So mußte ich mir das Aussehen Derjenigen erklären, welche auferstanden, und ich sah keinen Einzigen, zu dessen Ohren der Posaunenstoß gelangt war, der ihn nach seiner wahren Bedeutung auslegte. Nun nahm ich bald die Weise wahr, in welcher die Seelen vor ihren früheren Leibern flohen, einige voll Ekel, andere voll Furcht. Einem fehlte ein Arm, einem Andern ein Auge, und während ich über diese Mannigfaltigkeit ihres Aussehens lächeln mußte, erstaunte ich über die weise Vorsehung, die es hinderte, daß bei der Vermengung so Vieler irgend Einer irrthümlich die

Beine oder anderen Glieder seiner Nachbarn sich zulegte. Nur in einem Kirchhofe meinte ich einige Vertauschung der Köpfe wahrzunehmen, und ich sah dort einen Notar, dessen Seele ihm nicht gefiel und der sie loszuwerden suchte, indem er erklärte, sie gehöre ihm nicht.“

„Als ich aber erfuhr, alles dieß sei der Tag des jüngsten Gerichtes, nahm ich verwundert wahr, wie die Wollüstigen es zu vermeiden suchten, daß ihre Augen für sie gefunden wurden, damit diese nicht vor Gericht als Belastungszeugen gegen sie aufträten. Ebenso versuchten die Boshaften, ihren eigenen Zungen zu entgehen, und die Diebe und Mörder liefen sich fast die Beine ab, um nicht ihre Hände wieder zu bekommen. Als ich mich Etwas umdrehte, sah ich, wie ein Geizhals den andern fragte (der einbalsamirt gewesen war, und, da seine Eingeweide in einiger Entfernung von ihm lagen, ruhig auf deren Ankunft wartete), ob etwa, weil die Todten einmal jetzt auferstehen sollten, auch gewisse Geldsäcke, die ihm gehörten, wieder auferstehen müßten. Ueber alles dieses würde ich herzlich gelacht haben, wenn ich nicht anderseits die Eile beklagt hätte, mit der ein Haufen Schreiber bei mir vorbeistürmte, indem sie vor ihren eigenen Ohren flohen, um nicht zu hören, was ihnen bevorstehe, was jedoch keinem Einzigen von ihnen gelang, außer Denen, die in dieser Welt als Diebe ihre Ohren eingebüßt hatten. Diese bildeten aber, wegen der Langsamkeit der Rechtsprechung auf Erden, nur eine kleine Zahl. Worüber ich mich jedoch am meisten wunderte, das war, die Leiber von zwei oder drei Krämern zu erblicken, welche ihre Seele, das Innere nach auswendig, an den unrechten Ort gebracht hatten, und bei denen alle fünf Sinne jetzt unter den Nägeln ihrer rechten Hände lagen.“

Nachdem die einleitende Schilderung der allgemeinen Auferstehung in diesem Geiste noch einige Zeit fortgesetzt

worden ist, beginnt das Weltgericht. Der ewige Richter wird Jupiter genannt, wohl nur in der Absicht, Glaubenssätze der katholischen Kirche nicht als unmittelbaren Gegenstand einer mindestens theilweise humoristisch-scherzhaften Dichtung erscheinen zu lassen. Schöne Frauen aus der ganzen und halben Welt, Aerzte, Richter, Anwälte, Schenkwirthe, Schneidermeister, Taschendiebe, Verliebte und Raufbolde, Dichter, Juden, Philosophen, Adam, Herodes, Pilatus, Fechtmeister und Pastetenbäcker, Judas, Mahomed und Luther, Apotheker, Barbiere, Schauspieler, Gerichtsdiener, Schergen und Schriftsteller beleben das überaus kunstvolle und zugleich mit höchster Anspruchlosigkeit sich darstellende Gemälde. Von den Philosophen sagt der Satiriker: „ein merkwürdiger Anblick war es, wie sie ihre Vernunft abmühten, um Schlüsse zu bilden gegen die Errettung ihrer Seelen.“ Das Weltgericht wird plötzlich unterbrochen durch das lärmende Auftreten eines Astrologen, der auf die Entdeckung gekommen ist, der richtige jüngste Tag sei noch gar nicht angebrochen, und die ganze Gesellschaft habe sich geirrt. Damit stäubt Alles auseinander und der Dichter erwacht.

Diesen ersten glänzenden Versuch humoristischer Dichtung beendigte Quevedo am 3. April 1607, im Alter von noch nicht ganz 27 Jahren; das Werkchen ist dem nämlichen Grafen von Lemos zugeeignet, welchem der große Cervantes den zweiten Theil seines Don Quijote gewidmet hat.

Das zweite der Traumgesichte, im gleichen Jahre 1607 ausgearbeitet, führt den Titel: „Der geschröpfte Scherge“, und würde noch deutlicher heißen: „Der vom Teufel besessene Polizeidiener“, was auch die ursprüngliche Bezeichnung war. Moscherosch übersetzt „Schergenteufel“. In dieser kurzen Skizze führt uns Quevedo zunächst die

meisterhaft geschilderte Persönlichkeit eines allgemein bekannten Teufelsbeschwörers der damaligen Zeit mit kräftigen satirischen Seitenhieben vor. Derselbe hat es mit einem besessenen Häscher oder Gerichtsdiener zu thun, welchem der böse Geist jede Menscheneigenschaft abspricht, indem er sagt, sogar der Teufel wohne nicht gern in einem solchen Geschöpfe, und man sollte eher von einem vom Polizeidiener besessenen Teufel, als von einem teufelbesessenen Polizeidiener reden. Die Polizeidiener jener Zeit müssen in der That im Gegensatz zu denen unserer glücklicheren Tage großen Grund zu gerechten Klagen abgegeben haben; denn auch der milde Cervantes sieht sich genöthigt, ihren bedauernswerthen Stand zu geißeln durch die Erfindung des für alle Zeiten classischen Begriffes vom „neutralen Polizeidiener". Nach einigen Verhandlungen bittet der böse Geist den Beschwörer flehentlich, ihn aus seinem unangenehmen Gefängniß zu entlassen, indem er in dieser schlechten Gesellschaft die wichtigsten Höllenangelegenheiten versäume. Quevedo knüpft nun mit dem Teufel ein Gespräch an, und erbittet sich zunächst Auskunft über den Zustand der Dichter in der Hölle, von welchem ihm mancherlei Lustiges mitgetheilt wird, namentlich, wie die ewige Höllenstrafe mancher Poeten darin bestehe, daß sie die Werke anderer Dichter müssen loben hören; wieder Anderen ist die Tortur auferlegt, dichterische Producte von Fehlern und Verkehrtheiten reinigen zu müssen. Noch über eine Menge von Menschenklassen bringt der Teufel Nachricht aus dem Orte der Verdammung, namentlich auch über die Könige, welchen vom teuflischen Standpunkte aus als beste Eigenschaft die nachgerühmt wird, daß sie nie allein zur Hölle kommen, sondern immer mindestens zwei oder drei Günstlinge mitbringen, manchmal aber auch ganze Länder und Königreiche, sintemal sich ja Alles nach ihnen richtet.

Von den Weibern will dieser verstimmte Teufelsknecht gar nicht reden hören; er meint, die Hölle wäre an sich gar kein so übler Aufenthaltsort, wenn nur nicht gar so viele Weiber dort wären, die selbst die Teufel zur Verzweiflung bringen. Von den Armen aber weiß der böse Geist gar Nichts. Denn was die Menschen in die ewige Verdammniß bringt, das ist der Antheil, den sie an dieser Welt haben und nehmen; wer auf der Herrgottswelt Nichts hat, der braucht die Hölle wenig zu fürchten. Die recht und wahrhaftig Armen leben glücklich und sterben selig. Jetzt empört sich der Geisterbeschwörer darüber, daß der Vater der Lüge anfangen will, evangelische Wahrheiten zu predigen, und jagt ihn nun zur Strafe zu seinem Polizeidiener hinaus.

Hierauf folgt die längere und vielumfassende Dichtung, welche betitelt ist: „Pluto's Schweinställe", mit einer kurzen Vorrede „an den undankbaren und unerkenntlichen Leser". Dieses merkwürdige Zeitgemälde ist geschrieben im Jahre 1608. Der Dichter knüpft seine Darstellung an das evangelische Gleichniß von dem schmalen und rauhen Pfad, der zum Himmel, und von der breiten vielbetretenen Bahn, die zum Verderben führt. Er schließt sich im Traume den zahlreichen Schaaren an, welche auf blumigen und genußvollen Pfaden in ihren Untergang rennen, und gelangt mit ihnen zur Stätte der ewigen Verdammung. Auch in dieser Dichtung, wie im „Schädeltraume", und in noch höherem Grade als dort, werden uns, klassenweise und in Einzelwesen, alle möglichen Zustände und Verirrungen der sündigen Menschenwelt, jedoch immer im treuen Colorit des 17. Jahrhunderts, vor die Seele geführt. Es ist ein wahres Höllengetümmel. Ins Einzelne kann man sich gar nicht einlassen, ohne die richtige Grenze zu überschreiten. Die Schilderung schließt, wie Dante's Hölle, mit einem Besuche

bei Lucifer selbst, welchen der Dichter in Gesellschaft von lauter Teufelinnen antrifft. Diese Behauptung, daß es böse Geister weiblichen Geschlechtes gebe, ist, so viel uns bekannt, eine Eigenthümlichkeit Quevedo's, welche sich aus seinem mehrfach angedeuteten Standpunkt in dieser Beziehung erklärt. Endlich findet er den Rückweg zur Erde und schließt mit der Bitte an den Leser, diese Schilderung der Hölle so zu lesen und zu benützen, daß er nie in die Lage komme, die geschilderte Stätte selber zu schauen. In den Schlußworten fügt er die Erklärung bei, daß er diese Dichtung am letzten Tage des Monats April im Jahre 1608, im 28. Lebensjahre, vollendet habe.

„Die Welt von innen", so heißt der Titel des vierten Traumgesichtes, welches von dem soeben besprochenen durch einen Zeitraum von mehreren Jahren getrennt, im April 1612 (nach Anderen 1610) beendigt und dem Herzog von Osuna, von welchem wir noch näher werden zu sprechen haben, zugeeignet ist. Der Dichter schildert sich selbst, wie er, von den Leidenschaften und Genüssen der Welt fortgerissen, das Leben vergeudet. Ein ehrwürdiger Greis hält ihn auf und belehrt ihn über die Thorheit seines Treibens, indem er ihm die inhaltschweren Worte zuruft: „Weise ist nur Derjenige, welcher jeden Tag so lebt, daß er jeden Tag und jede Stunde sterben kann." Dieser Greis, der Geist der Enttäuschung, verspricht hierauf, ihm die Welt von innen zu zeigen, indem er ihn auf die große Hauptstraße des Lebens führen werde, welches keine andere sei, als die der Heuchelei und Verlogenheit. Von diesem Gesichtspunkte aus werden sodann die einzelnen Erscheinungen des Lebens betrachtet und beurtheilt, und man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Bitterkeit, mit welcher Schärfe und Rücksichtslosigkeit die Darstellung zu Werke geht. Schließlich bekennt der Dichter, daß auch er selbst

dem allgemeinen Elend der Verstellung anheimgefallen sei, indem er vorgebe, dieses Traumgesicht blos zur Unterhaltung zu schreiben, während er doch dabei im Grund seine höchst ernsthaften Absichten habe.

Das fünfte Gesicht: „Der Besuch im Scherze“ betitelt, gehört wiederum einer späteren Lebensperiode des Dichters an, einer Zeit, in welcher schmerzliche Erfahrungen und herbe Lebensschicksale jeder Art sein Gemüth verbittert und die Pfeile seiner Satire zuweilen in Gift getaucht hatten. Das Gedicht wurde in den Jahren 1621 und 1622 entworfen und ausgefeilt, und ist namentlich dadurch merkwürdig, daß in demselben verschiedene Persönlichkeiten aus der spanischen Geschichte und Literatur in den Kreis der Darstellung gezogen, und manche national-spanische Lieblingsbegriffe nicht geschont werden. Auch diese Schilderung spielt in der Welt der Geister, in dem Reiche des Todes, in welchem Quevedo's Darstellung so gerne und erfolgreich verweilt. Er durchwandert den größten Theil der düsteren Räume in Begleitung des Todes selbst, welcher, der Nothwendigkeit der spanischen Sprache gemäß, unter weiblicher Gestalt auftritt. Auch hier stehen die Todten aus ihren Gräbern auf, versammeln sich um die Gestalt des Todes selbst, und werden in mannigfaltigen Gesprächen mit dem Dichter eingeführt. Uebrigens fehlt dieser Satire einigermaßen die Natürlichkeit und der jugendliche Schwung der früheren.

„Das Haus der Liebesnarren“ wird von Manchen, namentlich auch von Ticknor, dem Quevedo abgesprochen, weil der spanische Literar-Historiker Nic. Antonio behauptet, der spanische Schriftsteller van der Hammen habe ihm selbst erzählt, daß er, und nicht Quevedo, der Verfasser dieses Traumgesichtes sei. Nun ist aber merkwürdiger Weise

das Gedicht gerade diesem van der Hammen, einem sehr treuen und anhänglichen Freunde Quevedo's, zugeeignet, und es wird wohl niemals volle Gewißheit darüber entstehen, wie es sich mit der Urheberschaft dieses Narrenhauses verhält. Uns hat sich die Vermuthung aufgedrängt, die beiden Freunde dürften das Gedicht gemeinschaftlich ausgearbeitet, und dann einer es dem andern im Scherze zugeeignet haben. Wenn man diese Vermuthung als richtig annehmen wollte, so würden die verschiedenen bestehenden Widersprüche so ziemlich gelöst erscheinen. Die Darstellung ist der Feder Quevedo's nicht unwürdig, und das kleine Werkchen stammt, wenn es von Quevedo herrührt, jedenfalls aus einer ziemlich frühen, aber nicht genau bestimmbaren Zeit. — Der Dichter sieht sich im Geiste in die lachenden Gefilde der Insel Cyprus versetzt. Ein herrliches Gebäude fesselt seinen Blick, welches sich durch eine Inschrift als das Narrenhaus der Liebe ankündigt; dem Verliebtesten werde darin der beste Platz gegeben. Die Göttin der Schönheit versieht den Dienst als Thürsteherin und läßt den Dichter in die närrischen Räume ein, welche er nun mit schonungsloser Satire durchwandert. Als die Schluß- und Hauptnarren erscheinen Diejenigen, welche Klosterfrauen den Hof machen. Nachdem es der Dichter auf seinen Wanderungen so weit gebracht hat, verläßt er das Gebäude durch eine schmale Hinterthüre, an welcher der Undank und das Unrecht Wache halten. Dann erwacht er mit dem Bekenntniß, daß er alles Geträumte um so mehr glaube, als er es bei wachenden Sinnen auch nicht anders um sich sehe.

Die Reihe der Traumgesichte schließt mit einer Dichtung, welche im Jahre 1627 geschrieben, und so geistreich, glänzend und großartig ist, als nur irgend eine, welche Quevedo's Feder entstammt. Sie führt jetzt den Titel „Der Zwischen-

träger, die Hofmeisterin und der Angeber", und beruht auf dem originellen Gedanken, daß diese drei Arten von Geistern im Stande wären, sogar die Hölle in Unordnung, Verwirrung und Verzweiflung zu bringen. Der Angeber flüstert dem Höllenfürsten ein, daß mancherlei Teufel ihre teuflischen Pflichten nicht gehörig erfüllen; die Hofmeisterin wandelt von einem Ohre zum andern, zischelt und schürt Händel an; sie macht den Pluto besorgt, man wolle ihn vom teuflischen Throne herabstoßen, und während er hierüber nachdenkt, sieht er den Zwischenträger auf sich zukommen. „Das fehlte mir eben noch", sagt der Erzteufel. „Was hast denn du gegen mich vor?" Der Zwischenträger hat entdeckt, daß Einige sich flüchtig machen wollen; unter diesen Einflüssen beschließt Pluto eine allgemeine Visitation des höllischen Reiches. Dabei wird besonders hervorgehoben, daß sich im Gefolge des Höllenfürsten namentlich viele Deutsche befinden, an welchen die Hölle seit Luthers und Calvins Auftreten reichlichen Ueberfluß habe. Belustigend ist es hiebei, daß der Spanier von seinem religiösen und geographischen Standpunkte aus die ketzerischen Deutschen als „Ultramontane" bezeichnet. Diese Satire ist besonders reich an geschichtlichen und politischen Anspielungen und Bemerkungen; sie ist das Werk eines in jeder Hinsicht gereiften und auf dem Höhenpunkte seiner Kraftentwicklung stehenden Geistes. Der bittere Ernst der ganzen Dichtung tritt besonders hervor in einer Scene, wo die verdammten Seelen klagen: „Wenn wir nur noch einmal leben dürften! Wenn man nur zweimal sterben könnte!" Sofort machen die Teufel Ernst mit diesem Wunsche und schicken sich an, die Unglücklichen wieder auf die Erde zu schicken. Da verstummt der laute Wunsch, und an seine Stelle tritt das Bewußtsein von all' dem Elend des Erdenlebens und das

verzagende Gefühl, man werde seine Sache auch beim zweiten Male nicht besser machen, als es beim ersten Male geschehen ist. Mit dumpfer Resignation entschließen sie sich, die Hölle einem zweiten Erdenleben vorzuziehen. Interessant ist auch, daß hier als besondere Höllengeister der Tabakteufel und der Chocoladeteufel auftreten. Dieselben behaupten, sie hätten in Spanien so viel Uebles angerichtet, daß sie Amerika an Spanien gerächt hätten. Die Tabakraucher und Schnupfer insbesondere werden auf eine Linie mit den Lutheranern gestellt.

Das Schneidendste, was vielleicht jemals gegen die Monarchie gesagt wurde, legt Quevedo in dieser Satire dem Günstling Alexanders des Großen, Cliton, auf die Lippen, indem er ihn sprechen läßt: „Um zu sehen, wie wenig sich die Götter aus den Monarchieen der Erde machen, braucht man nur zu sehen, wem sie dieselben geben."

Es entsteht schließlich unter den Teufeln ein lebhafter Wettstreit um ihren gegenseitigen Vorrang. Der Höllenfürst weist aber all' die verschiedenen Ansprüche auf den ersten Platz zurück, und erkennt denselben dem Glück zu, indem er erklärt: „Ich befehle, daß ihr alle als die größte, höchste und superlative Teufelin das Glück anerkennet! Ihr alle mit einander bringet nicht den dritten Theil von Menschenseelen in den Höllenrachen herunter, wie das Glück allein. Es allein bewirkt, daß die Menschen Gott, sich selbst, und den Nächsten vergessen." Schließlich erläßt Pluto noch einige höllische Verordnungen voll teuflischen Humors, in welchen er zuletzt die Angeber als Höllenblasbälge, die Zwischenträger als Höllenläuse ernennt. Dann betrachtet er die Hofmeisterin und sagt: „Hofmeisterinnen gebe Gott jedem, der sie haben will; ich will sehen, wohin ich sie schmeißen kann."

In der Gefahr, mit Hofmeisterinnen bedacht zu werden, ergreifen alle Teufel und Verdammten die Flucht und suchen sich zu verstecken. (Auch Cervantes, der Milde und Sanfte, ist diesem armen Frauengeschlechte, das mit Tanten und Gouvernanten manche Verwandtschaft haben mag, spinnenfeind.) Nachdem Pluto den Tumult einigermaßen beschwichtigt und feierlich geschworen hat, daß er jeden ungehorsamen Teufel von jetzt an durch Beigesellung einer unbesoldeten Hofmeisterin bestrafen werde, zieht er sich in seine alte Finsterniß zurück.

Wir haben in dem Bisherigen, natürlich mit sehr kurzen und flüchtigen Zügen, die großen Umrisse von Quevedo's Traumgesichten gezeichnet, um Denen, welche nicht Lust oder nicht Zeit haben, diese Dichtungen vollständig kennen zu lernen, wenigstens einen allgemeinen Begriff von denselben zu geben. Diese sieben Satiren, welche in der neuesten, seit 1852 zu Madrid erschienenen Ausgabe der Werke Quevedo's nur den mäßigen Raum von etwa 90 Quartseiten einnehmen, würden allein schon genügen, um ihrem Verfasser eine bleibende und unvergängliche Stätte im Tempel des Ruhmes zu sichern. Es ist zwar richtig und selbstverständlich, daß diese Schilderungen das Gepräge ihrer Zeit tragen, daß also manche Züge derselben veraltet sind. Allein von dauerndem Werth ist die meisterhafte Darstellung, und von bleibender Bedeutung sind die tiefen Blicke in das menschliche Herz, welche Quevedo thut. Sein Geist erscheint in diesen Schilderungen im glänzendsten Lichte; sein Humor umfaßt und übersieht das ganze menschliche Leben. Die einzelnen Erscheinungen gruppiren sich ihm wie von selbst zu künstlerisch abgerundeten Gemälden, und die sorgfältige, bis in's Kleinste gehende Arbeit des Künstlers tritt vollständig zurück unter dem Eindruck einer harmlosen Natürlichkeit und Einfachheit.

Diese Werke haben auf die Satiriker und Humoristen nicht nur der spanischen, sondern auch anderer Nationen gewiß bedeutenden Einfluß ausgeübt, und werden in der Geschichte der spanischen schönen Literatur für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz einnehmen. Sie sind ein in die Prosa des Alltagslebens übersetzter Dante, und dennoch sind sie durch die gewaltig reiche Phantasie ihres Urhebers wahrhafte und wirkliche Gedichte in meisterhafter prosaischer Form. Der Gedanke, die ungebundensten und schrankenlosesten Gestaltungen der schaffenden dichterischen Phantasie auch in ungebundener Redeform darzustellen, ist überhaupt unseres Wissens von Quevedo zuerst auf einem Gebiete außerhalb dem des Romans verwirklicht worden. Und gerade diese seine Eigenthümlichkeit ist einer derjenigen Züge, auf welchen seine Verwandtschaft mit Jean Paul beruht.

III.

Der Erzschelm von Segovia.

Kehren wir nunmehr zu Quevedo's äußeren Lebensschicksalen zurück. Wir haben ihn verlassen mitten im Getriebe des von Valladolid nach Madrid zurückgekehrten spanischen Hofes, wie er seine Zeit theilt zwischen ernsten Studien, schriftstellerischen Arbeiten, dem Umgang mit Gelehrten und Staatsmännern, und hofmännischer Geselligkeit. Dieser gewaltige Geist faßte das Leben mit einem Male auf allen Seiten an, und neben all' diesen verschiedenen Beschäftigungen fehlte es erst nicht an Abenteuern jeder Art. So wird uns erzählt, daß zu Anfang des Jahres 1607 Quevedo eines

Abends auf der Hauptstraße in Madrid mit einem Hauptmann Rodriguez zusammentraf, welcher ihn aus irgend einem Grunde bei Seite zu drängen suchte. Alsbald zogen Beide mitten auf der Straße ihre Degen; der Hauptmann verwundete seinen Gegner an der Stirne, und Quevedo durchstach jenem den rechten Arm. Uebrigens blieb dieser Vorfall ohne weitere ernste Folgen; die beiden Gegner wurden sogar in der Folge besonders gute Freunde.

Im Monat März des Jahres 1608 wurde Quevedo von einer schweren Krankheit befallen. Nachdem er außer Gefahr war, suchte er vollständige Wiederherstellung durch die Landluft von Fresno de Torote in der Gegend von Alcalá. Allein Müßiggang war seinem Geiste eben so wenig erträglich, als seinem damaligen Lebensalter; mancherlei Gedichte entstanden während dieses Frühjahraufenthaltes, und auch an einigen der Traumgesichte wurde gleichzeitig gearbeitet oder die letzte Hand angelegt. Gegen Ende Mai kehrte er nach Madrid zurück, und brachte sodann den Hochsommer in demjenigen Orte zu, als dessen „Herr" er sich in späteren Jahren, und zwar jedenfalls seit 1622, zu unterschreiben pflegt, nämlich in dem an der Hauptstraße von Madrid nach Andalusien, nur wenige Stunden von der Sierra Morena gelegenen Städtchen La Torre de Juan Abad.

Mit Quevedo's Gerichts- oder Grundherrlichkeit über diesen Ort war es jedoch, wie er im Verlaufe seines Lebens vielfach zu erfahren Gelegenheit hatte, eine sehr mißliche Sache. Die wenigen Documente, welche uns über diesen Gegenstand erhalten sind, stellen Quevedo's Recht als ein auf privatrechtlichem Wege erworbenes, wohlbegründetes dar. Die Bewohner von Juan Abad waren anderer Ansicht; sie führten mit ihrem angeblichen Gerichtsherrn während des größern Theils seines Lebens die hartnäckigsten Prozesse und

bestritten ihm seine Eigenschaft als solcher auf Tod und Leben. Im Jahre 1631 ist übrigens von einem zu Stande gekommenen Vergleich die Rede, und noch in seinem Testamente hielt Quevedo an seinem Anspruch fest. Für die Leser dieses Jahrhunderts hat der ganze Streit wohl kein Interesse mehr, und so gehen wir denn mit diesen wenigen Worten über den Gegenstand hinweg.

Auf dem Rückwege von Juan Abad nach Madrid hatte Quevedo einen Unfall mit seinem Maulthier, welcher ihn nöthigte, in der nächsten besten Ortschaft zu übernachten. Diese Ortschaft war keine andere, als Argamasilla, von Cervantes als Don Quijote's Heimath unsterblich gemacht. Quevedo übernachtete im Pfarrhause. Die „Honoratioren" des Fleckens machten dem damals schon in ganz Spanien berühmten Gaste ihre Aufwartung; er wurde unter Anderm gebeten, zum Andenken dieses Abends einige Verse zu improvisiren. Der jederzeit schlagfertige Dichter besang sofort „Don Quijote's Testament" in einer artigen Romanze. Dieselbe ist übrigens weniger erwähnenswerth um ihrer Form oder ihres geistreichen Inhaltes, als um ihres Gegenstandes willen. Erst drei bis vier Jahre zuvor hatte Cervantes den ersten Theil seines Meisterwerkes herausgegeben und schon waren Don Quijote und Sancho Panza in allen Schichten des spanischen Volkes zu Hause; abermals ein Beweis für die berühmte Finsterniß und Verdummung jener Zeit! —

Eine andere artige Anekdote aus diesem Lebensabschnitt Quevedo's betrifft seinen Streit mit Luis Pacheco de Narvaez. Dieser andalusische Edelmann, mit welchem Quevedo unter Anderm einmal im Palaste des Präsidenten von Castilien, Grafen von Miranda, zusammentraf, betrieb die Fechtkunst mit allem Aufwand mathematischer Gelehrsamkeit. Er hatte kurz zuvor unter dem Titel „Hundert Schlüsse" eine Art

von wissenschaftlichem Lehrbuch dieser edlen Kunst herausgegeben, und einige Anwesende bestritten die „Unfehlbarkeit" einer von Pacheco dargestellten Angriffsweise. Quevedo, selbst ein Meister in Führung der Waffen, schloß sich Pacheco's Gegnern an, und Letzterer wurde aufgefordert, auf der Stelle seine Theorie praktisch zu vertheidigen. Pacheco war der Ansicht, daß solches Verfahren mit dem Zweck und der Würde der vornehmen Versammlung sich nicht vereinigen lasse. Allein der heißblütige Quevedo ließ ihm keine Ruhe mehr, zwang ihn, den Degen zu ziehen, und drängte ihn, nachdem er ihm zuvor den Hut vom Kopfe gestoßen, schließlich zur Thüre hinaus. Mit heiterer Laune und unverwüstlicher Ironie wendet er sich sodann zu der Versammlung und erklärt: „Pacheco's Angriffsweise muß wirklich unwiderstehlich sein, sonst hätte ich ihn nicht damit zur Thüre hinausgejagt." Dieser Vorfall begründete leider eine unversöhnliche Feindschaft zwischen beiden Männern. Quevedo hat seinen Gegner in einem Kapitel des „Erzschelm" lächerlich gemacht, und Letzterer hat bei jeder Gelegenheit Antheil genommen an den gegen Quevedo gerichteten literarischen und ernsteren Schmähungen und Verfolgungen.

Der eben erzählte Vorfall führt uns wohl um so naturgemäßer zur kurzen Besprechung von Quevedo's vorhin erwähntem satirischem Romane, als dieses Werk jedenfalls in Quevedo's jüngeren Jahren entstanden ist, und wahrscheinlich gerade dem Zeitpunkt angehört, von welchem wir oben sprachen, wiewohl es erst 1626 zum ersten Male gedruckt wurde. Ueberhaupt sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß um jene Zeit, während in der spanischen gebildeten Gesellschaft die regste und lebendigste literarische Thätigkeit herrschte, gleichwohl die Schriftsteller mit der Herausgabe ihrer Arbeiten bei weitem nicht so sehr eilten, wie es in unserem

schnelllebigen und kurzathmigen Jahrhundert der Fall ist und leider gar nicht anders sein kann. Zahlreiche Schriften Quevedo's und seiner Zeitgenossen waren Jahre lang, zuerst unter vertrauten Freunden, dann in weiterer, aber gewählter Gesellschaft bekannt, bevor sie durch die Presse an das Licht der allgemeinen Oeffentlichkeit traten. Das Nämliche scheint auch der Fall gewesen zu sein mit der „Lebensgeschichte des großen Erzschelms, Paul von Segovia.“ Diese humoristisch-satirische Novelle gehört einem literarischen Genre an, welches in Spanien ganz besonders zu Hause ist. Der spanischen Dichtkunst ist von manchen Seiten, namentlich von Gegnern christlicher Bildung und Gesittung, oder auch von Gegnern jeder idealen Geistesrichtung, vielfach der Vorwurf gemacht worden, sie enthalte eigentlich gar keine wahre und naturwüchsige Poesie, sondern nur ein hohles, aufgestutztes Scheinwesen mit ruhmredigem Pathos. Zur Entkräftung dieses Vorwurfs gibt es vielerlei Gründe, welche nicht hierher gehören; ein Grund aber liegt sicherlich in der Betrachtung der spanischen sogenannten Schelmenromane. Den Schriftstellern, welche sich dieser Art poetischer Erzählungen gewidmet haben, ist die lebensfrischeste, heiterste und launigste Darstellung aller möglichen Lebensverhältnisse mit den glänzendsten Farben gelungen, und es liegt in einzelnen dieser Werke ein reicher Schatz ächtester Poesie verborgen. Auch hier, wie bei vielen andern Gegenständen, haben andere Literaturen aus der spanischen geschöpft. Der berühmte Gil Blas des Lesage zum Beispiel beruht vollständig auf Nachahmung spanischer Schelmenromane.

Man muß, um sich die Entstehung dieser Dichtungsart und die ganz außerordentliche Freude des spanischen Volkes an derselben zu erklären, einen kurzen Blick werfen auf die socialen Zustände Spaniens im ersten Jahrhundert nach der

Entdeckung Amerikas. Die neue Welt und die großartigen Waffenthaten Karls V. hatten einerseits einen ganz erstaunlichen, aber unfruchtbaren Goldreichthum über Spanien ausgegossen, anderseits die Phantasie und den Nationalstolz auf's Höchste angespannt. So kam es, daß die mühsame aber segensreiche harte Arbeit des täglichen Lebens von Tausenden verachtet wurde, weil sie auf abenteuerlichen Wegen jenseits des Weltmeeres oder in den kaiserlichen Heeren ihr Glück besser zu finden glaubten. Selbstverständlich hatte dieses verkehrte Beginnen nur in wenigen Ausnahmsfällen einen Erfolg. Die meisten Abenteurer gingen entweder zu Grunde, oder sie mußten wenigstens in bitterer Reue ihren Irrthum erkennen lernen. Während sie als halbverhungerte Müßiggänger in Madrid und anderen großen Städten Spaniens herumsaßen und auf jede Weise, nur nicht durch solide Arbeit, das tägliche Brod zu gewinnen suchten, gaben sie der halb satirischen, halb mitleidigen Beobachtung lange Zeit eine unerschöpfliche Fülle von Gegenständen. Anderseits suchten aus den niedersten Klassen des Volkes zahlreiche talentvolle Strolche auf den verwegensten Bahnen sich in die höhere Gesellschaft einzudrängen, oder wenigstens dieselbe erfolgreich zu bestehlen. Diese beiden Menschensorten sind es, welche man in den hier fraglichen Romanen als Schelme bezeichnet sieht. So verwerflich ihr ganzes Treiben im Lichte des Sittengesetzes erscheint, so war es doch ein glücklich gewählter Gegenstand künstlerischer Darstellung, weil ein reich erregtes Leben der Phantasie und aller möglichen Geisteskräfte zu Grunde lag, und weil in dem Ganzen nicht nur Gewinnsucht, sondern auch Humor waltete. Das erste Beispiel ganz klassischer Darstellung eines Schelmen aus der niedrigsten Menschensorte hatte im Jahre 1554 Diego de Mendoza mit seinem Lazarillo de Tormes gegeben.

Dieses Werkchen enthält die Selbstbiographie des kleinen Lazarus, geboren in einer Mühle bei Salamanca, und von seiner Mutter dem Berufe als Führer eines blinden Bettlers gewidmet. Unter allen möglichen Schelmereien und Abenteuern finden wir den kleinen Lazarus nach einander im Dienste eines Geistlichen, eines hungerleidenden Edelmannes, eines Ablaßverkäufers und eines Gerichtsboten, bis er sich endlich als Ehemann häuslich niederläßt. Im Jahre 1599 trat Mateo Aleman mit seinem Romane Guzman de Alfarache auf. Dieser Schelm und Abenteurer bewegt sich mindestens theilweise in höherer Sphäre als der kleine Lazarus. Sein Vater ist ein Kaufmann, nach dessen Tod der hoffnungsvolle Sohn der Mutter davonläuft. Er muß zwar auch seine Lehrjahre durchmachen als Küchenjunge und als Laufbursche: die Carrièren des Diebes, des Betrügers und des Bettlers bleiben ihm nicht erspart. Allein anderseits bringt er es auch zum Leibdiener eines Cardinals, schwingt sich in den Dienst eines französischen Botschafters, lebt vorübergehend als vermöglicher Mann, macht zwei Ehen mit ihren wechselnden Schicksalen durch, kommt aber schließlich dennoch auf die Galeeren.

An diese zwei Vorgänger nun, zu welchen noch Cervantes in einigen seiner so vortrefflichen „Musternovellen“ zu zählen ist, schloß sich Quevedo mit seinem „Erzschelm Paul von Segovia“ an. Dieses kurze und jedenfalls meisterhaft geschriebene Buch fand in Spanien eine glänzende Aufnahme, erlebte zahlreiche Auflagen, wurde in die verschiedensten europäischen Sprachen übersetzt, hat aber nebenbei die entgegengesetztesten Beurtheilungen erfahren. Es enthält die Selbstbiographie eines aus der niedersten Hefe der spanischen Gesellschaft hervorgegangenen jungen Tagdiebes voll Geist und Scharfsinn. Sein Vater ist Bartkratzer und

Taschendieb, seine Mutter steht im Geruche einer Hexe, sein Oheim steht in des Königs Dienst als Henker. Aber der Kleine verlangt, etwas zu lernen und etwas zu werden. Er wird in die Schule geschickt, wo er sich als Kamerad und Schmarotzer bei dem Sohn eines reichen Mannes einzuschmeicheln weiß. Mit diesem Gefährten wird er später in einem Pensionat unter- und hier auf dem Wege des Hungers beinahe umgebracht. Nachdem dieses Schlimmste abgewendet ist, bezieht er als Famulus seines vornehmen Gespielen die Universität Alcalà, wo er uns Lebensweise und Sitten der Studenten von ihrer niedrigsten und unfläthigsten Seite zeigt. Hier ereilt ihn des Oheims Schreckensnachricht, daß er mit eigner Hand Paul's Vater an den Galgen gehängt, daß seine Mutter gefänglich eingezogen sei. Er verläßt Alcalà, um bei dem Oheim seine kleine Habe einzuziehen. Unterwegs macht er uns in wohlgelungenen Bildern mit dem damals schon vorhandenen Geschlechte der Projektenmacher, mit dem seither wieder verschwundenen Stande der gelehrten Fechtmeister, und mit dem nie aussterbenden Schwarme der Dichterlinge und Bänkelsänger bekannt. In des Henkers Haus duldet es den hochstrebenden Jüngling nicht lange; ihn verlangt schlechterdings nach der Residenz, und schon auf dem Wege dahin lernt er einen Hauptvertreter des vornehmhungernden Abenteurerthums kennen, an welchen er sich sofort anschließt. Das jetzt beginnende Leben in der Hauptstadt bringt nach einigen Sprüngen die ganze Gesellschaft in's Gefängniß, aus welchem sich unser Held mit Hülfe des Restes seiner Habe rettet. Er läßt sich nun als vornehmer Edelmann nieder, ohne auf Gottes Welt irgend Etwas zu besitzen. Seine Rolle spielt er so gut, daß er bis an die Schwelle einer glänzenden Heirath gelangt, aber noch vor derselben durch seinen vornehmen Jugendgespielen erkannt und jammervoll

entlarvt wird. Nun verläßt er die Residenz, schließt sich unterwegs an eine wandernde Schauspielertruppe an, schwingt sich zum selbständigen Schauspieldichter empor, kann sich aber nicht enthalten, auch in der heillosesten Strolchengesellschaft in Sevilla, welche uns Cervantes so unübertrefflich geschildert hat, längere Zeit sich herumzutreiben. Plötzlich schließt er seine Erzählung mit dem weisen Plane, nach Amerika auszuwandern, wo es ihm auch nicht besser ergehen mag. Diese kurze Darstellung vom wesentlichen Inhalt der Novelle läßt uns ihre Vorzüge und ihre Fehler erkennen. Das Ganze bewegt sich zu sehr und zu ausschließlich in niedrigen und gemeinen Verhältnissen; deßhalb hat Ticknor Recht, wenn er in seinem strengen Urtheile sagt, daß man selbst die gelungensten Auftritte nicht mit wahrer und ungetheilter Befriedigung lesen könne. Dagegen geht Ticknor zu weit, wenn er behauptet, ein oder zweimal werde das Buch gar gotteslästerlich. Dies ist nicht richtig. Der kleine Schelm hat auf der Schule einem Manne Namens Pontius Aguirre „Pontius Pilatus" nachgerufen. Er wird dafür durchgeprügelt und muß versprechen, nie mehr Pontius Pilatus zu sagen. Da er nun wieder den Glauben beten soll, so betet er „gelitten unter Pontius Aguirre". Das kann Niemand im Ernste für gotteslästerlich halten. Etwas bedenklicher, aber gleichwohl nicht gotteslästerlich, ist die zweite Stelle, an welche Ticknor vielleicht gedacht hat. In dem eben erwähnten Knabenpensionat nämlich stirbt irgend ein armer Teufel wirklich an den Folgen der Hungerleiderei. Als ihm die heilige Wegzehrung gebracht wird, sagt der Unglückliche Folgendes: „Mein Herr und Gott Jesus Christus, es war nothwendig Dich in dieses Haus kommen zu sehen, um mich zu überzeugen, daß ich nicht in der Hölle bin." Dieser Zug ist stark, aber er ist auch wirkungsvoll und ächt spanisch.

Zum unparteiischen Lobe des ganzen Werkes muß anerkannt werden, daß es voll ist von glänzendem Witz und von geistreicher, freilich auch schonungsloser Satire gegen alle Stände und Verhältnisse der damaligen Gesellschaft. Die Darstellung ist musterhaft, auch wo der Gegenstand zu wünschen übrig läßt; ungezwungen und voll sprudelnden Lebens bewegt sich die Erzählung von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende, und wer das kleine Buch aufmerksam gelesen hat, der hat eine bedeutende Studie aus dem socialen Leben jener Zeit gemacht.

Quevedo's neuester Herausgeber und Lebensbeschreiber, der außerordentlich kenntnißreiche Aureliano Fernandez-Guerra y Orbe zeigt bei Beurtheilung des „Erzschelms" an einem merkwürdigen Beispiel, zu welchen Geschmacklosigkeiten ein unterrichteter Mann sich durch vorgefaßte Meinungen verleiten lassen kann. Der spanische Gelehrte reitet nämlich auf dem Steckenpferde, daß alle Werke Quevedo's einen politischen Zweck gehabt haben sollen, und daß überhaupt Quevedo's Eigenschaft als Politiker die wesentliche und Alles beherrschende Eigenschaft an ihm sei. Dieß ist schon in Bezug auf die „Traumgesichte" ein entschieden falscher Standpunkt. Wenn nun aber gar behauptet wird, Quevedo habe seinen „Erzschelm Paul" ausdrücklich und ausschließlich zu dem Zwecke geschrieben, um die politisch-philosophische Wahrheit nachzuweisen, daß ein in früher Kindheit durch verhängnißvolle Beispiele verdorbenes Herz durch keine geistige Entwicklung späterer Jahre wieder auf den rechten Weg gebracht werden könne, so scheint uns diese Behauptung eine wahre Lächerlichkeit zu sein. Denn erstens ist der aufgestellte Satz in solcher Allgemeinheit gar nicht wahr, und zweitens wäre es einem so geistreichen Manne wie Quevedo im Traume nicht eingefallen, über eine solche abstrakte Behauptung, die

sich im Nothfall auf wenigen Seiten genügend erörtern läßt, ein ganzes Buch zu schreiben. Quevedo's Zweck war sicherlich ein vorzugsweise künstlerischer. Das Leben der Welt und die Schicksale des Menschen in ihr wollte er nach einer besonderen Richtung, an einem lebendigen Beispiele dichterisch darstellen und bei dieser Gelegenheit seinem humoristischen und satirischen Talente freien Lauf lassen. Daß er diese Zwecke nicht verfehlt hat, dafür bürgt der fortdauernde Beifall mehrerer Nationen während mehr als zwei Jahrhunderten. Denn das Büchlein ist im Großen und Ganzen so wenig veraltet, daß erst in neuester Zeit Germond de Lavigne es wagen durfte, dem Pariser Publikum mit einer neuen Uebersetzung des „Erzschelms Paul“ im Jahre 1843 unter die Augen zu treten. So wenig einzelne der dargestellten Gegenstände ästhetischer Empfehlung würdig sind, so ist doch anderseits die Kürze, Knappheit und Raschheit der Erzählung eine so vollendete, daß in dieser Hinsicht den Roman- und Novellen-Dichtern unserer Zeit kaum ein besseres Muster gegeben werden könnte. Es ist vielleicht im ganzen Buche kein Wort, das für den jeweils beabsichtigten Zweck als überflüssig bezeichnet werden könnte.

IV.

Sicilien.

In den ersten Monaten des Jahres 1609 machte Quevedo die Bekanntschaft eines Mannes, der auf die Lebensschicksale unseres Dichters während langer Zeit einen hervorragenden Einfluß ausüben sollte. Wir meinen Don Pedro Tellez

de Giron, Herzog von Osuna. In dieser Persönlichkeit sehen wir so recht eigentlich ein verkörpertes Bild der glänzenden wie der abenteuerlichen Eigenschaften, welche den Spanier des 17. Jahrhunderts characterisiren. Muthig bis zur Tollkühnheit, leichtsinnig bis zum Frevelmuth, bestimmt und entschlossen in jeglicher Lebenslage, geistreich und gewandt unter allen Verhältnissen, zeigt er uns die Gestalt eines durchaus hochbegabten Menschen, dem aber die höhere sittliche Weihe und der tiefere religiöse Ernst gänzlich abgeht. Mancherlei tolle Streiche hatten ihn im Jahre 1602 ins Gefängniß gebracht; er entfloh nach Frankreich, wo man ihn als einen spanischen Mißvergnügten vom höchsten Adel gern am Hofe Heinrichs IV. festgehalten hätte. Allein dieß verschmähte der stolze Spanier; ihn zog es nach den Niederlanden, um dort, in dem „gemeinsamen Grabe Europa's", wie Justus Lipsius an Quevedo schrieb, Blut und Leben für die Sache seines Vaterlandes und seines Königs einzusetzen. Bald machte er sich nicht nur durch glänzende Waffenthaten bekannt, sondern er wurde auch durch das Hervorstechende seiner gewaltigen Persönlichkeit und durch seine Neigung, sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen, dem in den Niederlanden commandirenden Erzherzog Albrecht, dem Gemahl der Infantin Clara Eugenia, einigermaßen lästig, so daß derselbe Osuna's Zurückberufung nach Spanien betrieb. Dieselbe erfolgte; die Ehre des Zurückkehrenden war durch seine ruhmvolle Soldatenlaufbahn in vollstem Maße wiederhergestellt, und so gelang es ihm, die Verlobung seines damals einzigen Sohnes, des Marquis von Peñafiel, mit Isabella von Sandoval, der Tochter des Herzogs von Uceda und Enkelin des allmächtigen Günstlings Lerma, durchzusetzen. Durch diese Familienintriguen sah er sich die Bahn geöffnet, um seinen brennenden Ehrgeiz in Verwaltung der

wichtigsten Staatsämter zu befriedigen; und da in Madrid schon Alles besetzt war, was für ihn der Mühe werth sein konnte, so richtete sich sein Blick nach Spaniens auswärtigen Provinzen, wo er auch bald eine zwar glänzende, aber kurze Laufbahn mit einem jähen Sturz beschließen sollte. — Osuna war nicht ohne schöngeistige Bildung, Quevedo nicht ohne politischen Ehrgeiz. So kam es natürlich genug, daß beide hochstrebende Männer sich fanden und gegenseitig angezogen fühlten. Die ersten Spuren eines näheren Verhältnisses Quevedo's zum Herzog sind literarischer Natur. Quevedo widmete ihm nämlich im Jahre 1609 zwei Arbeiten von höchst verschiedenem Charakter: seinen „kastilianischen Anacreon", und seine poetische Uebersetzung der sittlichen Rathschläge des alten griechischen Philosophen Phocylides. Es war ein besonderes Verdienst Quevedo's für seine Zeit, daß er sich mit der altklassischen Philosophie quellenmäßig und gründlich beschäftigte, und ihren Werth in der Geschichte des menschlichen Geistes unbefangen und vorurtheilsfrei würdigte. So sagt er in der Zueignung des Phocylides an den Herzog mit schönen Worten, „daß dieser tief religiöse Philosoph so zu sagen inmitten des Heidenthums das Evangelium gepredigt habe." Späterhin hat er auch in einer eigenen sehr verdienstlichen und einsichtsvollen Schrift die Vertheidigung des Epikurus gegen die vielen über ihn verbreiteten Vorurtheile unternommen.

Um diese Zeit berühren sich in Quevedo's Leben die schneidendsten Gegensätze. Neben ernster Beschäftigung mit griechischer Philosophie sehen wir ihn die Zeit auch mit mancherlei leichtfertigen Fabrikaten in Poesie und Prosa vergeuden; und kurz nachdem wir ihn in frivolster Gesellschaft erblickt haben, erleben wir seine Aufnahme in die Bruderschaft vom heiligen Altarsakrament, welcher unter

Anderen auch Cervantes angehörte. Uebrigens ist die Behauptung von Fernandez Guerra, daß Quevedo und Cervantes in nahen Freundschaftsbeziehungen gestanden seien, durchaus willkürlich und auf keinerlei Thatsachen gegründet. Der jugendliche und übermüthige Höfling paßte damals nicht zu dem edlen, viel geprüften Greise. Darum hatte auch, als Cervantes im Jahre 1616 starb, Quevedo's Muse kein Lied der Trauer für den großen Dahingeschiedenen.

Nachdem in Arbeiten und Zerstreuungen, in Genuß und Reue das Jahr 1610 entschwunden war, brachte der Gründonnerstag (21. März) 1611 ein folgenschweres Abenteuer. Quevedo befand sich im Abendgottesdienst in der St. Martinskirche; in seiner Nähe kniete eine Dame von vornehmem Aeußeren. Plötzlich erfrechte sich ein Anwesender, die Dame in's Gesicht zu schlagen. Es entstand natürlich eine furchtbare Aufregung über so frevelhafte Entweihung des Gotteshauses. Quevedo ergreift den Missethäter am Arme, reißt ihn vor die Kirche hinaus, und auf der Straße greifen Beide zu den Waffen. Ein kurzer wüthender Kampf endet mit der tödtlichen Verwundung von Quevedo's Gegner, der nach wenigen Stunden stirbt. Der Getödtete gehörte einer hochstehenden Familie an, und obwohl Quevedo's Verhalten bei diesem Anlaß nicht nur nach damaligen Begriffen, sondern überhaupt ganz in der Ordnung war, so schien es doch durch die Klugheit geboten, sich nicht sowohl den Armen der Gerechtigkeit, als den Gefahren der Familienrache durch eine ehrenvolle Flucht zu entziehen. Gerade um diese Zeit war Herzog von Osuna zum Vicekönig von Sicilien ernannt worden, welches damals bekanntlich mit Neapel und Mailand einen Theil der spanischen Monarchie bildete. Es wird behauptet, Osuna habe schon vor der Abreise auf seinen wichtigen und glänzenden Posten Quevedo dringend gebeten,

ihn als Freund und Rathgeber zu begleiten. Ob dies buchstäblich wahr ist, läßt sich nicht wohl feststellen; unwahrscheinlich ist es nicht; denn die spanischen Vicekönige huldigten nur dem herrschenden Geschmacke der Zeit, indem sie geistvolle Dichter und Schriftsteller an ihren Höfen und in ihrer Gesellschaft zu haben wünschten. Gewiß ist so viel, daß Quevedo im April 1611 an Osuna's Hof zu Palermo erschien und von dem Herzog bestens aufgenommen wurde. Mit diesem Augenblick beginnt, wenn auch vorerst noch mit Unterbrechungen, Quevedo's glänzendste Lebenszeit, sein Aufenthalt und seine Wirksamkeit in Italien.

Zunächst war sein Verweilen in Sicilien nicht von langer Dauer; denn im Frühjahr 1612 finden wir ihn in tiefer Zurückgezogenheit in Juan Abad. Man weiß nicht bestimmt, ob die Erledigung der Duellangelegenheit, oder ob Familienverhältnisse Quevedo zur Rückkehr nach Spanien genöthigt hatten; jedenfalls lebte er um diese Zeit in vollständiger Entfernung vom Hofe, in geistiger Sammlung und ernster Beschäftigung. Daß er damals das Traumgesicht „Die Welt von Innen" dem Herzog von Osuna zugeeignet habe, ist bestritten, indem Andere das Datum der Zueignung schon in das Jahr 1610 verlegen; jedenfalls aber blieb er mit dem Herzog in enger Verbindung. So oft wir Quevedo während seines ganzen Lebens in würdigen Verhältnissen und in entsprechender Geistesverfassung antreffen, ebenso oft sehen wir ihn auch mit dem Studium des klassischen Alterthums beschäftigt. Und mit vollem Recht; denn die unsterblichen Geisteserzeugnisse von Griechenland und Rom verdienen die Theilnahme und Bewunderung aller Gebildeten um so mehr, als sie ohne die Leuchte des Christenthums in mühevollem Ringen des menschlichen Geistes entstanden sind. Dies hat auch die katholische Kirche zu allen

Zeiten und an allen Orten, namentlich auch in Spanien, willig und freudig anerkannt. Erst der protestantischen Aufklärung und ihrer Bornirtheit war es vorbehalten, über alle Leistungen der Heidenwelt den Stab zu brechen. Quevedo beschäftigte sich damals namentlich mit einem Gegenstand, welcher für seine etwas verdüsterte Lebenslage besonders paßte, nämlich mit der stoischen Philosophie, über deren Geschichte und sittlichen Gehalt er eine kurze und verdienstliche Abhandlung schrieb. Ferner fällt in diese Zeit seine poetische Uebersetzung des Epiktetus, welcher eine kurze Biographie dieses Philosophen vorausgeschickt ist. Es ist nun zwar gewiß ein ästhetischer Irrthum, die ernsten aber trockenen Betrachtungen und Sittenvorschriften des Stoikers in volltönende spanische Verse einzukleiden. Allein Quevedo kannte ganz vortrefflich seine Zeit und sein Publikum: und wenn ihm daran lag, den Epiktetus bei den gebildeten Spaniern bekannt zu machen, so konnte er gewiß keinen besseren Weg einschlagen, als den einer Darstellung in dichterischer Form.

Quevedo's Aufenthalt in seiner ländlichen Zurückgezogenheit dauerte auch noch im Jahre 1613 fort. In der ersten Hälfte dieses Jahres finden wir ihn mit noch ernsteren und höheren Studien beschäftigt, als im Jahre zuvor. Unterm 8. Mai widmete er dem Cardinal Erzbischof von Toledo, Bernhard von Sandoval, seine Uebersetzung der Klagegesänge des Propheten Jeremias nebst einem Commentar zu denselben. Aus der gleichen Zeit stammt eines der schönsten, wenn nicht das allerschönste dichterische Erzeugniß Quevedo's. Wir meinen die „Thränen einer büßenden Seele“, welche Quevedo seiner Tante Margarita de Espinosa zugeeignet hat. Diese herrlichen Bußpsalmen, 17 an der Zahl, sind von Allen, die bisher über Quevedo

geschrieben haben, viel zu wenig begriffen und gewürdigt worden. Es sind keineswegs bloß poetische Stilübungen, und noch viel weniger hat man einen Grund zu der unwürdigen Annahme, Quevedo habe sie bloß seiner Tante zu Liebe geschrieben. Man braucht diese Gedichte nur aufmerksam und mit christlichem Sinne zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es dem Dichter mit denselben heiliger Ernst war. Das Treiben der Welt, in welches er so frühe schon als Waisenkind war hinausgestoßen worden, es eckelte ihn an; die Fehler und Irrthümer, zu welchen er sich im Laufe seines Lebens hatte hinreißen lassen, sie erfüllten ihn mit aufrichtiger Reue. Er war bald 33 Jahre alt, war sich eines ganz außerordentlichen Talentes wohl bewußt, und mußte sich gewiß sagen, daß er von seinen Gaben und Kräften vielfach nicht den rechten oder nicht den hinreichenden Gebrauch gemacht habe. In dieser wahrhaft ernsten Stimmung dichtet er seine Bußpsalmen. Er sieht ein, daß die Welt ihn bezaubert habe; aus der Tiefe seiner Seele seufzt er nach Erlösung von ihrem Bann. Er befürchtet, seine Reue sei noch nicht die ächte, sie sei theilweise der Uebersättigung entsprungen. Er wirft sich diese Möglichkeit vor im Angesichte Dessen, der für ihn so viel gelitten hat. Er bemüht sich, zur Selbsterkenntniß zu gelangen, und belauscht sein Herz auf der Furcht vor dem vollen Ernste der Religion. In der Selbstsucht, in der Verliebtheit in das eigene Ich erkennt er die Quelle seiner Verirrungen. Nachdem ihm diese Erkenntniß geworden ist, fängt auch die Reue und Buße an, ihm süß zu werden; die Rückkehr auf den rechten Weg läßt ihn die vergangenen Irrthümer mit getröstetem Blick betrachten; seine Freude über die Erlösung wird größer, als sein Schmerz über die Verirrung. Er faßt den Entschluß, nur solchen Gütern nachzujagen, die nicht mit ihm sterben

können. Es bestärkt ihn hierin die Betrachtung seines Lebens, das ihm unter den Händen zerrinnt. Jeder Augenblick des Menschendaseins erscheint ihm als ein neuer Beweis für die Gebrechlichkeit und Eitelkeit alles Irdischen. Gegen diese auf ihn einstürmenden Betrachtungen findet er den einzigen Trost in der unendlichen Güte Gottes, welche durch keine Beleidigung erschöpft wird. Mit Wehmuth erinnert er sich, wie oft in den vergangenen Jahren die Stimme des Herrn ihn vergeblich zurückgerufen habe auf den Weg des Heiles; er muß es als wohlverdient betrachten, wenn die lange hinausgeschobene Strafe schließlich mit doppelter Strenge über ihn hereinbricht. Ein neues Herz will er sich erringen, ein neuer Mensch will er werden. Er erinnert sich, daß Gott ihn zu seinem Bilde erschaffen habe, und er bittet Gott, dieses schwer getrübte Bild in ihm wiederherzustellen. Die Seele will er aus der Sklaverei des Leibes befreien, die Vernunft zur Herrschaft erheben über die ungezügelte Leidenschaft. Er fleht, der Hauch des Herrn möge seinen Willen stählen, die Seele reinigen, das wunde Herz heilen, und die verhärtete Brust erweichen. Beschämt vom Rückblick auf die entschwundenen Jahre, welche er um so Vieles besser hätte verwenden können, will er keiner Täuschung mehr nachgehen, sondern den wahren Frieden suchen; er will ihn suchen in demüthiger Erkenntniß seiner Schuld, in reumüthiger Rückkehr zu Gott.

Diese Gedanken, oft wahrhaft erfüllt vom Geiste Davids, muß man nun lesen in der herrlichen spanischen Sprache, in der künstlerischen Formvollendung theilweise des Sonettes, theilweise anderer höchst gelungener Dichtungsarten, und endlich in der glänzenden Darstellungsweise Quevedo's, um einen vollständigen Begriff zu bekommen von ihrem poetischen wie von ihrem religiös-sittlichen Werthe. Man überzeugt

sich, daß Quevedo's Geist sich damals auf einem vortrefflichen Wege befand. Und man kann es nur beklagen, daß er auf diesem Wege nicht fortan geblieben ist, sondern daß ihn politischer Ehrgeiz und sinnliche Genußsucht immer wieder in das Treiben der Welt und damit in neue Verirrungen verleitet haben.

Schon das nämliche Jahr 1613 läßt uns einen Rückfall in die alten Fehler befürchten, indem Quevedo in einer übrigens formell meisterhaften Romanze sein Leben in der ländlichen Zurückgezogenheit schon wieder mehr als ein selbstsüchtiges Genußleben einer neuen Art, und nicht mehr als ein Leben geistiger Sammlung und Erhebung darstellt.

Mittlerweile trat jedoch an Quevedo immer mehr Dasjenige heran, was noch wenig Menschen glücklich gemacht hat, und was auch in seinem Leben nach rasch vorübergehendem Glanz und Ansehen lange und schwere Leiden zurücklassen sollte. Wir meinen seine Betheiligung an der Politik.

Nach der glanzvollen Zeit Karls V., nach der immer noch kraftvollen und majestätischen Regierung Philipps II. war die spanische Politik unter der Regierung des frommen und tugendhaften, aber schwachen und unselbständigen Philipp III. in friedliche und höchst gemäßigte Bahnen eingelenkt. Die zahlreichen Gegner des spanischen und österreichischen Einflusses in Europa, sowie alle Feinde der katholischen Kirche, wurden dieser Veränderung sehr bald inne. Es wuchs ihr Muth, es wuchs die Keckheit ihres Auftretens. Namentlich, und in ganz eigenthümlicher Weise, war dieß in Italien der Fall. Spanien hatte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Italien den überwiegenden Einfluß, in ähnlicher Weise, wie ihn Oesterreich bis zum Jahr 1859 ausübte. Nur war die spanische Machtstellung eine vollere und glänzendere, weil sie auf der Souveränetät über Neapel,

Sicilien und Mailand beruhte. Die spanische Nation war im 16. Jahrhundert an Tugenden jeder Art der italienischen Bevölkerung unbestreitbar überlegen. Sie war auch mit wärmerer Begeisterung der Kirche ergeben, und aus diesen beiden Gründen war die spanische Herrschaft in Italien gar nicht so vom Uebel. Sie war dieß um so weniger, als das italienische Volk keinerlei Befähigung zeigte, sich im Großen und Ganzen selbst und allein zu regieren. Auch übten die spanischen Vicekönige die Regierungsgewalt im Allgemeinen mit Mäßigung aus, und in den obersten Regierungscollegien war die einheimische Bevölkerung nicht unansehnlich vertreten. Zwei Staaten Italiens waren es aber, welche gegen den spanischen Einfluß mit unversöhnlicher Feindschaft ankämpften: die Republik Venedig und das Herzogthum Savoyen.

Die Venetianische Politik war weder eine national-italienische, noch überhaupt eine auf höheren Beweggründen beruhende; sie war eine Krämerpolitik. Das Handelsmonopol und die Alleinherrschaft auf dem adriatischen Meere bestimmte ausschließlich die Gedanken der venetianischen Staatsmänner; darum war ihre Politik jeder Zeit geneigt, um die Gunst der türkischen Regierung zu buhlen, wenn nur Oesterreich und Spanien geschädigt werden konnten.

Anders verhielt es sich mit der Politik des Hauses Savoyen. Schon damals suchten die Vorfahren Victor Emanuels ihre Hausmacht auszudehnen unter dem Vorwande der Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft. Schon damals war dieses Fürstengeschlecht in der Wahl seiner Mittel ebenso wenig ängstlich und gewissenhaft, wie heutzutage. Schon damals stellte es das Nationalitätsprincip auf und kümmerte sich Nichts um Friedensschlüsse und völkerrechtliche Verträge. Vertreter dieser Politik war zu Quevedo's Lebzeiten Karl

Emanuel. Er hatte sich, während gegen Ende des 16. Jahrhunderts innere Unruhen Frankreich zerrütteten, der Markgrafschaft Saluzzo bemächtigt, war mit Waffengewalt in das Innere von Frankreich eingedrungen, hatte sich aber nachher mit Heinrich IV. gegen Spanien verständigt. Im Frühjahr 1613 war er in Monferrat eingefallen. Dieses kleine Fürstenthum, zwischen dem Mailändischen und Piemont gelegen, gehörte seit 1536 in Folge eines Schiedsspruches Karls V. unbestritten dem Herzog von Mantua aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog war nun Karl Emanuels Schwiegersohn gewesen und starb ohne männliche Nachkommenschaft. Sein Bruder Ferdinand beanspruchte Monferrat als Lehnsnachfolger, während Karl Emanuel die Erbrechte seiner Enkelin, der einzigen Tochter des Verstorbenen, geltend machte und zugleich begehrte, daß diese Prinzessin unter seine Obhut gestellt werde. Er selbst rief den Schutz und die Entscheidung Spaniens an. Allein diese letztere fiel gegen ihn aus. Das spanische Kabinet verlangte, die junge Prinzessin solle nach Mailand gebracht werden, Karl Emanuel solle das von ihm besetzte Gebiet von Monferrat räumen und zu Vermeidung künftiger Streitigkeiten solle Ferdinand Gonzaga sich mit seines Bruders Wittwe, der Tochter Karl Emanuels, vermählen. Allein Karl Emanuel fügte sich nicht. Philipps III. Regierung trat nun ernstlich zu Gunsten des angegriffenen Herzogs von Mantua auf, und als Karl Emanuel gleichwohl von seinem Unternehmen nicht abstehen wollte, erhielt der spanische Gouverneur von Mailand den Befehl, den Herzog von Savoyen zum Gehorsam zu bringen. Erbittert über diesen schonungslosen Ausdruck der spanischen Regierung riß Karl Emanuel die Abzeichen des goldenen Vließes von seiner Brust und erklärte, im Vertrauen auf venetianische und französische Hülfe, Spanien den Krieg.

Durch diese Ereignisse war die Aufmerksamkeit der spanischen Staatsmänner in Italien um so mehr in Anspruch genommen, als die Energie des Kabinets zu Madrid seinen großen Worten keineswegs zu entsprechen schien.

Unter solchen Umständen kehrte Quevedo im Sommer 1613 zum Herzog von Osuna nach Sicilien zurück. Es sind uns keine näheren Nachrichten darüber erhalten, in welchen Geschäften Quevedo dem Vicekönig zunächst gedient habe. Jedoch wissen wir aus Quevedo's eigenem Munde, daß er sich im Herbst dieses Jahres in Nizza befand. In dieser Stadt war ein Beamter Karl Emanuel's ermordet worden. Die Rache des Herzogs von Savoyen wurde befürchtet und ließ nicht lange auf sich warten. Quevedo scheint in Osuna's Auftrag nach Nizza gekommen zu sein, um die Stadt bei dieser Gelegenheit wo möglich für die spanische Monarchie zu gewinnen. Das Unternehmen mißlang, offenbar durch die Unentschlossenheit der Einwohner und durch den Mangel an genügender materieller Unterstützung. Prinz Thomas, Karl Emanuels Sohn, rückte mit Heeresmacht heran, und Quevedo mußte sich glücklich schätzen, daß er rechtzeitig entkam und zugleich den Sohn und die beiden Töchter seines Gastfreundes nach Genua retten konnte. Diese Vorsicht war keineswegs überflüssig, denn der Befreier Italiens im 17. Jahrhundert richtete in Nizza ein furchtbares Blutbad an, wie der Befreier Italiens im 19. Jahrhundert das nämliche Nizza dem französischen Kaiser ausgeliefert hat.

Das Jahr 1614 und ein Theil des Jahres 1615 brachte Quevedo anhaltend bei Osuna in Sicilien zu. Er war theils beschäftigt mit dienstlichen Reisen in auswärtigen Angelegenheiten, theils unterstützte er seinen Gönner bei der inneren Verwaltung der Insel. Diese Zeit scheint den beiden Männern nur zur Ehre zu gereichen. Denn die sicilianische

Bevölkerung hielt an ihrer Anhänglichkeit für Osuna noch lange nach seinem Sturze fest, und Quevedo scheint an Allem, was Lobenswerthes geschah, nicht geringen Antheil gehabt zu haben. Auch war das Land einer weisen und kräftigen Verwaltung sehr bedürftig. Osuna traf die öffentliche Sicherheit in einem höchst bedenklichen Zustande. Die Staatskassen waren leer, die Münzverschlechterung hatte den öffentlichen Credit zerstört; die Rechtspflege lag im Argen, die Gefängnisse waren überfüllt mit nicht abgeurtheilten Angeschuldigten. Allein Osuna war auf dem Höhenpunkte seiner geistigen Kraft. Mit unermüdlicher Arbeitslust trat er allen Mißbräuchen siegreich entgegen, so daß nach wenigen Jahren der allgemeine Wohlstand glänzend wieder auflebte. Diese wohlthätigen Wirkungen von Osuna's innerer Verwaltung wurden wesentlich verstärkt durch seine ruhmvollen und beständig siegreichen kriegerischen Unternehmungen. Er hatte von Philipp III. die Bewilligung erhalten, Kriegsschiffe gegen die Türken und Mauren auf eigene Rechnung auslaufen zu lassen; dabei hatte man auf den Antheil, welcher nach Gesetz und Herkommen der Krone an der Beute zustand, verzichtet; freilich mußte Osuna dann mit den Günstlingen des Königs, statt mit diesem selber theilen. Osuna machte von der ihm ertheilten Erlaubniß einen ebenso glücklichen als reichlichen Gebrauch. Seine Kreuzer hielten nicht nur jeden Feind von Siciliens Küsten fern, sondern brachten von einer Unzahl glücklicher Unternehmungen unglaublich reiche Beute zurück. Die allgemeine Gunst, in welcher Osuna stand, und gleichzeitig auch die wesentlich gesteigerte Steuerkraft des Landes zeigte sich zuerst und glänzend bei dem sicilianischen Parlament, welches Osuna im August 1615 abhielt. Die Parlamente waren schon damals vorzugsweise zu dem Zweck auf der Welt, um Geld

zu bewilligen; mit der Bewilligung von Soldaten hatten sie um jene Zeit weniger zu thun, weil es damals noch mehr Freiwillige gab. Das sicilianische Parlament von 1615 zeigte sich in Geldbewilligungen großartig. Es gab nicht nur der Regierung Alles was sie wollte, sondern bewilligte (aus freien Stücken) dem Herzog von Uceda, dem Sohne des allmächtigen Lerma, ein Präsent von 30,000 Dukaten. Quevedo wurde, natürlich auf Osuna's Wunsch, als Ueberbringer der Parlamentsbeschlüsse nach Madrid aufgestellt, und ihm als Belohnung für dieses Geschäft die Kleinigkeit von 5000 Dukaten ausgeworfen. Am 2. September schrieb der Vicekönig an den spanischen Admiral Karl Doria, er möge seinem Abgesandten eine eigene Galeere zur Verfügung stellen, um die Reise nach Marseille mit der seinem Range und Amte gebührenden Würde zu machen. Quevedo landete auch glücklich im Hafen von Marseille. Von dort aus sollte er die Reise zu Lande fortsetzen, wurde jedoch von den gegen die französische Regierung aufgestandenen Hugenotten gefangen genommen, übrigens anständig behandelt, und nach drei Tagen wieder frei gelassen. Bevor Quevedo die spanische Grenze erreichte, wurde er noch drei Mal festgenommen, allein nirgends verließ ihn das Glück und er gelangte endlich wohlbehalten an den spanischen Hof, welcher sich damals in Burgos aufhielt und mit den Vorbereitungen zu einer Doppelheirath zwischen dem spanischen und französischen Königshause beschäftigt war. Haben wir Quevedo mit Freuden in einer nützlichen und erfolgreichen Thätigkeit auf Sicilien beobachtet, so sehen wir ihn jetzt mit eben so großem Bedauern in alle Cabalen und in das ganze schmachvolle Treiben des Hoflebens versinken. Osuna's Plane flogen immer höher, und als das beste Mittel zu ihrer Verwirklichung erkannte der rücksichtslose Mann die Bestechung.

Auch fehlte es nicht an Neidern, die beschwichtigt oder überflügelt werden mußten, und wahrscheinlich eben so wenig an begründeten Klagen Einzelner, welche das Gold übertönen sollte. Und so gab sich denn Quevedo zu dem traurigen Dienste her, in Osuna's Auftrag die maßgebenden Personen zu schmieren. Er empfing zu diesem Zweck Wechsel auf 30,000 Dukaten. Mit satirischer Laune schildert er seinem Gönner in den Briefen aus dieser Zeit, welchen Einfluß die bloße Nachricht von diesen Wechseln übte, und wie sie den Inhaber derselben plötzlich zum Gegenstand einer allgemeinen Verehrung erhob. Doch wir wollen uns bei den Einzelheiten dieser elenden Wirthschaft nicht aufhalten, zumal dieser Unfug keineswegs eine ausschließliche Eigenschaft jener Zeit und jenes Hofes war. Im Uebrigen richtete Quevedo die erfreulichen Botschaften des sicilianischen Parlamentes aus und wurde als Ueberbringer angenehmer Nachricht auch persönlich belohnt. Unterm 2. März 1616 wurde ihm durch das Ministerium für Italien eine Jahrespension von 400 Dukaten bewilligt und zugleich der geheime Zweck seiner ganzen Sendung erreicht, nämlich der Herzog von Osuna zum Vicekönig von Neapel befördert.

Und wie der kurzsichtige Mensch so vielfach mit Leidenschaft nach seinem Verderben verlangt, also sollte es auch hier ergehen. Die mit allen möglichen Mitteln erstrebte und endlich errungene Statthalterschaft von Neapel sollte für die beiden rastlosen Männer eine Quelle langer und schwerer Leiden werden, und zwar, wie es der Gerechtigkeit entsprach, für Osuna in noch weit höherem Grade als für Quevedo.

V.

Neapel.

Die Statthalterschaft von Sicilien galt um jene Zeit als die regelmäßige Vorstufe der wichtigeren und glänzenderen von Neapel. Der Vicekönig von Neapel war der eigentliche und erste Vertreter der spanischen Interessen in Italien, und sein vertrauter Minister war daher ein Mann von entschiedener politischer Bedeutung. Osuna's Ehrgeiz hatte nach dem Posten in Neapel mit aller möglichen Anstrengung gestrebt, und Quevedo hatte ihm hiebei mit Fleiß und Geschicklichkeit gedient. Die Sache war nicht ohne erheblichen Widerstand durchzusetzen gewesen. Denn, wenn auch Osuna's sicilianisches Regiment im Allgemeinen entschiedenes Lob verdiente, so wurden ihm doch schon damals, wie es scheint nicht ohne Grund, mancherlei Härten und Willkürlichkeiten vorgeworfen, welche bei dem guten und frommen Könige Philipp III. starke Bedenken hervorgerufen hatten. Allein das Talent von Osuna's Geschäftsträger überwand auch diese Schwierigkeiten, und am 13. April 1616 konnte der Courier abgehen, welcher an Osuna sein Ernennungsdekret und zugleich die Weisung überbringen sollte, sich ohne Verzug auf seinen neuen Posten zu begeben. Osuna war aber erkrankt an einer alten in den Niederlanden empfangenen Schußwunde, welche neuerdings aufgebrochen war. Gestachelt vom Drange des Ehrgeizes, wartete er nur die nothdürftigste Besserung ab, um sich aus dem Krankenbette auf die Galeere verbringen zu lassen und nach Neapel zu segeln. Osuna war damals einer der berühmtesten Männer Europas, und man erwartete in Neapel von seiner Person und seinen Leistungen einen neuen Aufschwung der spanischen Politik in

Italien, namentlich auch einen wirksamen Schutz der Meeresküsten gegen türkische und maurische Raubzüge.

Die allgemein gespannte Erwartung auf die Thaten des neuen Vicekönigs brachte einen gebildeten Neapolitaner Namens Franz Zazzera auf den Gedanken, ein Tagebuch zu schreiben, um in demselben alle öffentlichen Handlungen Osuna's und überhaupt alles auf ihn Bezügliche genau zu verzeichnen. In diesem Tagebuch sollte bald auch Quevedo eine Rolle spielen.

Er traf im September 1616 bei Osuna ein, und die Periode seines Aufenthalts in Neapel ist jedenfalls äußerlich die glänzendste seines Lebens. Er war nun 36 Jahre alt, ausgerüstet mit den reichsten und vielseitigsten Kenntnissen, stand auf der Höhe männlicher Kraft und geistigen Schwunges, und erblickte sich in einer so einflußreichen und wichtigen Stellung, wie sie nur wenigen bevorzugten Menschen in solchem Lebensalter zu Theil wird. In freudigem Glanze lag das Leben vor ihm, und das schöne Italien lockte nur zu sehr, und noch mehr als das ernste Spanien, zu verführerischem Genusse. Gleichwohl muß zur Ehre der beiden Männer gesagt werden, daß sie mit rastloser Thätigkeit ihre wichtigen und zahlreichen Geschäfte in Angriff nahmen. Unterm Mittwoch den 27. September berichtet Zazzera, daß der Vicekönig eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang in einspännigem Wagen ausgefahren sei mit einem spanischen Edelmann, den er aus Spanien habe nachkommen lassen, und für welchen er so große Sympathie hege, daß er ohne ihn fast nirgends zu treffen sei. Dieser Edelmann war Quevedo, und das Tagebuch erzählt auf den nachfolgenden Blättern mehrfach, wie der Vicekönig und sein Vertrauter mit einander die Runde machen bei den verschiedenen Gerichten und sonstigen Behörden, wie sie die Gefängnisse unter-

suchen, die Klagen und Beschwerden der einzelnen Verhafteten genau und gewissenhaft anhören, säumigen Beamten unnachsichtlich kurze Fristen ansetzen zur Erledigung der einzelnen Geschäfte, und nicht selten auch unerbittlich gegen Bedienstete einschreiten, wo dieß irgend nothwendig erscheint. Die öffentliche Meinung schenkte diesem Verfahren ihren vollen und ungetheilten Beifall. Allein bald geschah in einzelnen Fällen des Guten auch zu viel. Einzelne Züge dieses Regiments sind für Zeit und Personen zu charakteristisch, als daß wir sie nicht anführen sollten. In einem Gefängniß fand Osuna einen Gefangenen, der seit 24 Jahren im Untersuchungsverhaft war; er ließ ihn augenblicklich frei, indem er sagte, dieser habe sein Verbrechen jedenfalls genug gebüßt, möge es auch noch so schwer gewesen sein. Einen Andern, der wegen widernatürlicher Unzucht in Untersuchung stand, ließ er auf der Stelle verbrennen. Ein Mensch, der eine leichtfertige Dirne in der Nacht von einem Samstag auf einen Sonntag ermordet hatte, wurde schon am Sonntag in aller Frühe enthauptet. Ein Sohn war von seinem Vater aus Gründen gerechter Unzufriedenheit enterbt, und das Vermögen dem Jesuitenorden zugewendet worden. Den Jesuiten war im Testamente auferlegt, dem enterbten Sohne von dem Nachlaß auszufolgen, was sie wollen. Die Jesuiten boten ihm 8000 Thaler, allein er war damit nicht zufrieden, und der Handel gelangte zur Entscheidung des Vicekönigs. Dieser erkannte: „Die Jesuiten haben das Testament nicht recht verstanden. Es verordnet, daß sie dem Sohne geben mögen, was sie wollen. Das, was sie wollen, ist aber die ganze Erbschaft, also haben sie ihm Alles herauszugeben.“

Diese Art, die Rechtspflege mit mehr oder minder schlechten Witzen zu betreiben, zeigt deutlich genug Osuna's gewaltsamen und maßlosen Charakter. Ob und welchen Antheil

an solchen Ausschreitungen Quevedo hatte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Die Quellen berichten uns hierüber Nichts, aber der unparteiische Erforscher von Quevedo's Gemüthsart in seinen damaligen Jahren kann nicht wohl vermuthen, daß er dem Herzog große Opposition gemacht habe.

Dagegen ist zu Quevedo's entschiedenem Lobe zu sagen, daß ihn der Herzog an die Spitze des Finanzwesens stellte, und daß er diesen nicht nur in damaliger Zeit für die Moralität so gefahrvollen Posten unbestechlich und uneigennützig verwaltet hat. In einem Berichte an den König vom 27. Mai des folgenden Jahres erklärt Osuna mit dem vollen Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Quevedo, ohne geradezu pflichtwidrig zu handeln, sich leicht um 50,000 Dukaten hätte bereichern können, wenn er nur dem Herzog zu einiger Vertuschung und Nachsicht hätte rathen wollen. Die uneigennützigen und sachkundigen Maßregeln, welche Quevedo in dieser Amtsthätigkeit ergriff, sollen dem neapolitanischen Staatsschatz nicht weniger als 400,000 Dukaten genützt haben, was mit Rücksicht auf den damaligen hohen Geldwerth gewiß eine stattliche Leistung ist.

Osuna hätte wahrscheinlich wohl gethan, wenn er es verstanden hätte, sich auf eine geschickte und einsichtsvolle Verwaltung des ihm anvertrauten Landes zu beschränken. Seinen Durst nach Waffenruhm hätte er, wie von Sicilien aus, durch glückliche Unternehmungen gegen die Ungläubigen stillen können. Allein ihn plagte die Leidenschaft, große Politik zu machen, und dabei begegnete es ihm, daß er mit den Absichten der spanischen Staatsregierung mehr oder minder in Widerspruch gerieth. Es waren damals außer Osuna, dessen rechte Hand auch in den auswärtigen Fragen Quevedo war, noch zwei talentvolle und hochstrebende Spanier

in Italien thätig, nämlich Don Pedro von Toledo, Gouverneur von Mailand, und der Marquis von Bedmar, Alphonso de la Cueva, spanischer Gesandter in Venedig. Alle drei stimmten überein in der Unzufriedenheit mit dem lahmen und friedfertigen Charakter der spanischen Politik. Alle drei befürchteten von dem wachsenden Einfluß Savoyens und Venedigs die größten Gefahren für die spanische Machtstellung in Italien. Sie hatten hierin ganz offenbar Recht; und indem sie durch ihre Handlungsweise und durch ihre kühnen Plane das Madrider Kabinet zu einem entschlossenen Auftreten zu zwingen und in kriegerische Unternehmungen zu verwickeln strebten, befolgten sie, vom spanischen Standpunkt aus betrachtet, unzweifelhaft eine durchaus nationale Politik. Der berühmte französische Geschichtschreiber Venedigs, Daru, hat daher ganz gewiß Unrecht, wenn er mit allem möglichen Aufwand französischer Combinationskraft darzuthun sucht, Osuna habe von der spanischen Monarchie abfallen und mit französischer sowie venetianischer Hülfe sich selbst auf den Thron von Neapel schwingen wollen. Nicht eine einzige geschichtlich feststehende Thatsache rechtfertigt diesen Verdacht, und von Venedig wurde Osuna mit tödtlichem Hasse verfolgt. Er war sicherlich kein Mann von tadellosem Charakter; aber Vaterlandsverrath liegt dem Wesen des Spaniers so ferne, daß ohne dringende Gründe ein solcher nicht geglaubt werden kann. Nicht auf Schwächung oder Zerstörung des spanischen Einflusses in Italien, sondern auf dessen Stärkung und Befestigung waren die loyalen, aber das rechte Maß überschreitenden Bemühungen der drei erwähnten Männer gerichtet. Mit dieser unserer Meinung wird wohl Jeder übereinstimmen müssen, der Quevedo's politische Schriften aufmerksam gelesen hat. Das spanische Nationalgefühl bricht überall mit so mächtiger Kraft, mit

solchem Feuer, mit so ungeheuchelter Innigkeit hervor; der glühende Haß gegen Venedig und Savoyen spricht sich so leidenschaftlich aus, und der Schriftsteller fühlt sich in beiden Beziehungen so durchaus einig mit den leitenden Staatsmännern, daß jeder Gedanke an verrätherische Gesinnung vor der offenbaren Aufrichtigkeit dieser Darstellungs- und Handlungsweise verschwinden muß.

Venedig hatte schon seit einer Reihe von Jahren einen durch seine Erfolglosigkeit für die große Republik tief beschämenden Krieg geführt mit einer Handvoll Corsaren, den sogenannten Uscoquen, welche sich, mehr oder minder unter österreichischem Schutz, in Zengg an der Küste Dalmatiens festgesetzt hatten. Dieses räuberische Heldenvölkchen war nicht nur den Türken, sondern auch den venetianischen Handelsschiffen gefährlich, und Venedig verfolgte die Uscoquen mit blutdürstiger, unmenschlicher Grausamkeit. Dieses Verhältniß war schon an und für sich Grund genug für Osuna, sich der bedrängten Corsaren gegen die Kaufmannsrepublik anzunehmen. Er mußte dieß um so mehr thun, als der ganze Streit durch den Anspruch Venedigs auf die Alleinherrschaft im adriatischen Meer hervorgerufen war. Diesem Anspruch konnten aber Oesterreich und Spanien, welche beiden Großmächte so bedeutende Küstenstrecken an jenem Meere besaßen, nimmermehr nachgeben. Während daher Spanien mit Venedig in angeblichem Frieden lebte, unterstützte Osuna nicht nur Venedigs Feinde unter der Hand, sondern er ließ wiederholt förmliche Kriegsflotten aus dem Hafen von Brindisi in drohender Haltung gegen Venedig auslaufen, ohne daß es jedoch zu einem ernsthaften feindlichen Zusammenstoß der beiderseitigen Streitkräfte gekommen wäre. Auf der andern Seite wurde Venedig nicht müde, den „Befreier Italiens“ Karl Emanuel zu hetzen und mit Geld zu unterstützen. Die

Spitze aller Unternehmungen Karls mußte aber nothwendig gegen Spanien gerichtet sein.

Mittlerweilen wurde durch den zu Paris unterhandelten, zu Madrid am 26. September 1617 ratificirten Friedensschluß der Krieg zwischen Venedig einerseits, den Uscoquen und Oesterreich anderseits förmlich beendigt, und Osuna's Politik, auf dieser Seite eines jeden Vorwandes beraubt, konnte sich nur noch an die Streitigkeiten mit Karl Emanuel halten, wenn er nicht mit seiner eigenen Regierung in offenkundigen und verderblichen Zwiespalt gerathen wollte. — Allein Osuna unterlag im Westen wie im Osten.

Es ist schon weiter oben die Rede gewesen von Karl Emanuels Einfall in Monferrat und von dem Auftreten des spanischen Kabinets in dieser Frage. Karl Emanuels Krieg gegen die spanische Großmacht hatte, wie zu erwarten war, einen für ihn unglücklichen Verlauf. Er wurde geschlagen und mußte sich zum Nachgeben entschließen. Unter Venedigs Vermittlung kam der Friede von Asti am 21. Juni 1615 zu Stande. Allein über den Vollzug dieses Friedensschlusses brach schon im Jahr 1616 der Krieg von Neuem aus, und die Venetianer, damals noch in Kriegszustand mit Ferdinand von Oesterreich wegen der Uscoquen, unterstützten Karl Emanuel mit mehr Eifer als glücklichem Erfolg während der Jahre 1616 und 1617. Während Venedig so, ohne Spanien förmlich den Krieg zu erklären, mit Spaniens Feind in thätigster Waffenbrüderschaft lebte, hatte Osuna sicherlich alle Berechtigung, den Gouverneur von Mailand, Don Pedro von Toledo, in seinem Kampfe gegen Karl Emanuel auf's Kräftigste zu unterstützen. Dadurch erfüllte er geradezu nur seine Pflicht als spanischer Vicekönig, und so lange Venedig unter der Hand an Karl Emanuels Seite kämpfte, konnte auch Osuna auf der anderen Seite der Halb-

insel mit Fug und Recht gegen Venedig ankämpfen. Nun gelang es aber der Diplomatie, die Friedensverhandlungen auch auf diesen Theil der italienischen Wirren auszudehnen. Der oben erwähnte Madrider Friede bestätigte schließlich im Wesentlichen die Bestimmungen des Vertrags von Asti. Durch diese Wendung der Dinge erschien nun Venedig sowohl mit der spanischen, als mit der deutschen Linie des Hauses Oesterreich ausgesöhnt, die Händel mit Karl Emanuel waren geschlichtet, und der friedfertigen, immer mehr der eigenen Kraft mißtrauenden Politik der damaligen spanischen Regierung war es nun in allem Ernste darum zu thun, daß der Friede in Italien erhalten und allerseits redlich vollzogen werde.

Don Pedro, Osuna und Bedmar sahen alle ihre Plane durchkreuzt und vereitelt. Der unermüdliche Osuna ergriff zwar noch eine, sich nachträglich darbietende Gelegenheit, um den Venetianern seine Ueberlegenheit zu beweisen. Sie hatten, im Kampfe mit den Mächtigen unterlegen, ihre Erbitterung an den Kleinen auszulassen begonnen, und zu diesem Zweck das Gebiet der Republik Ragusa überfallen. Ragusa rief den Vicekönig von Neapel zu Hülfe; seine Flotte erschien und brachte der an Zahl der Schiffe weit überlegenen venetianischen Seemacht bei Gravosa, nicht weit von Ragusa, im November 1617 eine empfindliche Niederlage bei. Zugleich gelang es ihm, zwei große, mit den werthvollsten indischen Spezereien beladene Frachtschiffe der Republik wegzunehmen. — Dieß war aber Osuna's letzte That gegen Venedig; von jetzt an bis zu seinem Sturze hatte er mehr und mehr die spanische Regierung gegen sich.

Doch kehren wir von dieser kurzen und auf das Nothwendigste beschränkten Darstellung der auswärtigen Politik, welche Osuna in Neapel befolgte, zu Quevedo's Lebens-

schicksalen zurück, deren Gang wir gegen Ende des Jahres 1616 verlassen haben.

Aus dem Februar des Jahres 1617, dessen politische Ereignisse wir so eben kurz betrachteten, finden wir einen sehr interessanten Beweis des hohen Ansehens, in welchem Quevedo zu Neapel stand. Ein italienischer Offizier in activem Dienst richtet nämlich an ihn eine Denkschrift „über die beste Einrichtung der Landesvertheidigung im Königreich Neapel." Die Arbeit ist nicht im besten Spanisch, aber mit offenbarer Sachkenntniß geschrieben. Um seinen Planen und Wünschen womöglich ein geneigtes Ohr bei Osuna zu verschaffen, wendete der italienische Kriegsmann sich an Quevedo „als einen Edelmann von so hoher Einsicht, und der sich beständig an der Seite des Vicekönigs befindet." Die Vorschläge, welche er dem einflußreichen Manne unterbreitet, laufen im Wesentlichen auf die Gründung einer Landwehr hinaus, welche aus je 25 Mann von 100 Feuerstellen bestehen soll. Dieser Soldat des 17. Jahrhunderts spricht es fast mit den genauen Worten des 19. aus, daß „das Volk in Waffen" seine höchste Vorstellung sei. Man hat übrigens keine Spur davon, daß Osuna oder Quevedo diesen Vorschlägen irgend welche practische Folge gegeben hätten.

Im März 1617 wurde das Parlament des Königreichs Neapel einberufen, und wiederum war seine Aufgabe, wie sie diejenige des sicilianischen Parlaments von 1615 gewesen war, die Geldbewilligung. Auch hier fand der mächtige und auf der Höhe seiner europäischen Berühmtheit stehende Osuna keinen Widerstand. Im Gegentheil: die neapolitanischen Bewilligungen überstiegen die weiland sicilianischen etwa in dem nämlichen Verhältniß, in welchem das erstere Vicekönigthum nach der öffentlichen Meinung über dem

letzteren stand. Dem Könige wurden dreizehn Millionen, dem Herzog von Uceda 50,000 Dukaten landständisch zugebilligt. Quevedo, welcher übrigens den Parlamentsverhandlungen nicht anwohnte, wurde abermals, natürlich auf Osuna's Wunsch, als Ueberbringer der Gelder und Beschlüsse nach Madrid ernannt, und ihm für seine Mühewaltung 8000 Dukaten zuerkannt.

Quevedo's Verhältniß zu Osuna war um jene Zeit so eng und herzlich, als jemals, und die Zeitgenossen haben es nicht für zu unbedeutend gehalten, einzelne Züge dieser an Freundschaft streifenden Vertraulichkeit aufzubewahren, z. B. den langen und einsamen Spaziergang Beider am Sonntag den 19. März 1617. Und in der That hegte damals der Vicekönig noch alle Hoffnung auf das Gelingen seiner großen politischen Plane, auf den Sturz Venedigs und die gänzliche Demüthigung des Savoyers. Quevedo war ihm nöthiger als je. Unterm 12. April 1617 erließ Osuna eine Verordnung, wornach alle Behörden und Beamten des Königreichs seinen Geschäftsträger Quevedo, wo immer derselbe auftreten sollte, wie des Vicekönigs eigene Person zu behandeln haben. Diese Verordnung bezog sich offenbar zunächst auf eine diplomatische Reise nach Rom, welche Quevedo noch vor seinem Abgang nach Spanien machen sollte, um behufs seines Verhaltens am spanischen Hofe über die Stimmungen und Absichten der päpstlichen Regierung vollkommen orientirt zu sein. Der heilige Vater, Paul V., empfing Quevedo auf's Huldvollste in Privataudienz, und entließ ihn mit einem gnädigen Handschreiben an Osuna, in welchem Seine Heiligkeit sich hinsichtlich aller verhandelten politischen Angelegenheiten auf dasjenige bezieht, was er dem Botschafter Osuna's mündlich bemerkt und aufgetragen habe. Was in dieser Audienz speciell verhandelt wurde, wissen wir nicht. Allein

die Vermuthung wird wohl nicht ganz unbegründet sein, daß Paul V. Osuna's Streben nach Unterwerfung ganz Italiens unter den spanischen Einfluß im Herzen nicht gebilligt habe, und daß er eben deßhalb trotz freundlichster Aufnahme dem Abgesandten nichts Schriftliches von Bedeutung mitgab. Quevedo kehrte nach Neapel zurück und segelte am 31. Mai 1617 mit zwei Fregatten und vielem Gelde nach Spanien ab, den rastlosen Vicekönig der einsamen Verfolgung seiner kühnen, aber, wie wir bereits gesehen haben, vergeblichen Plane überlassend.

Quevedo's Reisen verliefen fast niemals ohne mehr oder minder ernste und gefahrvolle Abenteuer. Nach einem kurzen Aufenthalt in Marseille setzte er unterm 1. Juli die Reise nach Spanien fort. Allein nach wenigen Tagen wurde ihm ein Courier nachgeschickt mit der Warnung, es seien sechs Edelleute von Nizza aufgebrochen in der Absicht, ihn unterwegs zu ermorden; auch der Generalcapitän von Catalonien erhielt die gleiche Nachricht und zugleich den Auftrag, Quevedo bei seiner Landung in Barcelona mit einer für alle Fälle genügenden Cavallerie-Escorte zu versehen. So gelangte er denn unangetastet an den spanischen Königshof. Am 24. Juli traf er im Escorial ein, wo der König damals residirte. Osuna's Instructionen geboten ihm, vor Allem sich mit dem Herzog von Uceda und mit des Königs Beichtvater, Luis de Aliaga, in's Benehmen zu setzen. Dieß waren die Personen, welchen Osuna das größte Vertrauen schenkte. Sodann bat er um eine geheime Audienz beim König. Sie ward ihm bewilligt und dauerte fast zwei Stunden, welcher Umstand von den Höflingen als eine besondere Gunst gedeutet und zum Gegenstand lebhaften Neides gegen Quevedo gemacht wurde. Sogar die Personen, welche die Audienz vermittelten, sollen nicht erfahren haben,

was Quevedo mit dem König verhandelte. Die einzige Mittheilung, welche wir über den Inhalt dieser Unterredung mit Philipp III. besitzen, rührt von Quevedo selbst her, der in seiner Schrift „der italienische Luchs“, von welcher wir später noch besonders sprechen werden, Folgendes erzählt: „Osuna habe in jenem Jahre in Neapel einen Agenten und Spion des Herzogs von Savoyen verhaftet und demselben seine Papiere abgenommen. Quevedo habe beglaubigte Abschriften dieser Papiere nach Madrid gebracht und dem König in jener geheimen Audienz vorgelegt. Aus diesen Papieren sei hervorgegangen, daß nicht nur italienische Fürsten, sondern auch spanische Unterthanen an den Umtrieben des savoyischen Herzogs betheiligt gewesen seien. Die Umstände seien von der Art gewesen, daß Osuna nicht einmal dem Staatsministerium, sondern nur der Person des Königs selbst davon habe Mittheilung machen können. Niemand habe von dem Gegenstand weniger Kenntniß gehabt, als der Herzog von Uceda.“

Man mag nun von dieser geheimnißvollen Darstellung halten was man will, jedenfalls suchte Quevedo die italienische Politik Osuna's bei dem Könige zu rechtfertigen, und es war dieß nach dem, was wir weiter oben sahen, eine keineswegs so leichte Aufgabe. Doch scheint er in der ersten Zeit mit eben so viel Glück als Geschick gearbeitet zu haben. Auch dieses Mal unterstützten ihn bei seinen Bemühungen die reichen Geschenke, welche er in Osuna's Auftrag zu übergeben hatte. Der Vicekönig wagte es sogar, dem König selbst ein Geschenk zu überschicken, welches offenbar keinen anderen Zweck hatte, als gegen Philipps III. friedfertige Politik zu protestiren und ihn zu kriegerischen Thaten aufzufordern. Während nämlich der Graf Lemos, Osuna's Vorgänger in Neapel, dem König einige Jagdfalken geschickt

hatte, sandte ihm Osuna einen kostbaren Helm und Schild in reicher Gold- und Silberarbeit. Mit Schreiben vom 27. Mai 1617, dessen wir schon einmal Erwähnung gethan haben, bat Osuna den König, seinen Geschäftsträger Quevedo möglichst rasch abzufertigen, indem er die wichtigsten Geschäfte, namentlich Finanzangelegenheiten, bis zu seiner Rückkehr verschieben müsse, weil er außer Quevedo keine unbedingt vertrauenswürdige Person um sich habe. Zugleich empfahl er ihn auf's Wärmste der königlichen Gunst und Gnade. Mit königlicher Entschließung aus dem geheimen Staatsrathe vom 28. Juli 1617 wurden Quevedo's Verdienste nachdrücklich anerkannt; zugleich empfiehlt der König auch die fernere Verwendung eines so treuen Beamten, und spricht im Voraus seine Zufriedenheit aus mit Allem, was der Herzog für Quevedo thun werde.

Neben diesen öffentlichen und Staatsgeschäften hatte Quevedo auch für die wichtigsten Familienangelegenheiten seines Gönners zu sorgen. Es ist weiter oben erwähnt worden, das Osuna's Sohn mit der Tochter des Herzogs von Uceda verlobt worden war. Die beiden jungen Leute waren seit 9 Jahren im Palaste Uceda's neben einander aufgewachsen, und das Verhältniß schien ein durchaus gesichertes. Da fiel es plötzlich dem jungen Manne ein, sich von einer andern spanischen Schönheit umgarnen zu lassen; er entfloh aus dem Hause seines künftigen Schwiegervaters, und gerade um die Zeit der Ankunft Quevedo's stand Alles auf's Schlimmste. Sein Rath und seine Mahnungen, seine Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit, vielleicht auch theilweise die glänzenden Geschenke, welche er für Uceda und dessen Tochter mitbrachte, leiteten die Sache nach und nach wieder auf bessere Bahnen. Der junge Mann kehrte zurück, die störende Geliebte verließ Madrid, und am 11. Dezember 1617 wurde das jugendliche

Paar in der königlichen Kapelle zu Madrid getraut. König Philipp III. selbst und die Gemahlin des Admirals von Castilien waren die Trauungszeugen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren so glänzend, daß dieser Tag von mehreren Zeitgenossen als einer der schönsten des spanischen Hofes bezeichnet wird.

Alles schien dieses Mal auf's Günstigste zu verlaufen. Die spanischen Vicekönige wurden in der Regel auf je drei Jahre ernannt. Osuna befand sich in Neapel kaum seit anderthalb Jahren. Dennoch, und ungeachtet aller mannigfaltigen Einwürfe gegen sein Regiment und Ausstellungen an seiner Politik, wurde schon jetzt Osuna's Amtsdauer auf weitere drei Jahre verlängert. Auch seinem Geschäftsträger wurde ein glänzender Beweis der königlichen Huld zu Theil, indem Quevedo durch Erlaß vom 29. Dezember 1617 zum Ritter des hl. Jakob ernannt wurde. Am 8. Februar 1618 fand in der Kirche der Bernhardinerinnen, einer Familienstiftung des Hauses Lerma, Quevedo's feierliche Einkleidung statt, wobei er das Ordenskleid aus den Händen des Herzogs von Uceda selbst empfing. Bekanntlich ist der hl. Apostel Jakobus der Schutzpatron Spaniens; seiner Fürbitte und seinem Beistand schreibt die ganze Nation ihre glänzendsten Siege über die Mauren und die endliche Befreiung Spaniens von der Herrschaft der Ungläubigen zu. An den Ritterorden des hl. Jakobus knüpfen sich die ruhmvollsten Erinnerungen, die großartigsten Waffenthaten der spanischen Geschichte an. Durch die Aufnahme in diesen Orden hatte Quevedo die höchste Ehre erreicht, welche einem spanischen Edelmann damaliger Zeit zu Theil werden konnte.

Die Rückkehr von diesem Aufenthalt in Madrid nach Neapel bezeichnet wohl den Höhenpunkt in Quevedo's äußerlichem Lebensglück. Geschmückt mit Ehren, Auszeichnungen

und Erfolgen, als Ueberbringer von lauter günstigen Botschaften, landete er in der lieblichsten Zeit des italienischen Frühlings zu Neapel. Seine Ankunft daselbst wird als ein wahrer Triumphzug geschildert. Unter Anderem wird erzählt, der ganze Adel sei herbeigeeilt, um ihn zu beglückwünschen, ein Edelmann aus Sachsen, Namens Karl von Ebersbach, habe den Glanz dieses festlichen Tages in Versen besungen; ebenso habe Graf Julius Cäsar Stella in einer lateinischen Ode seine Freude über Quevedo's Erhebung in den Ritterorden ausgesprochen, und ein verlassener deutscher Gelehrter Namens Michael Kelker habe sich dem Schutze Quevedo's anempfohlen, sei auch von ihm großmüthig unterstützt und gefördert worden. Allein von diesem Augenblicke der höchsten Erfolge und der glänzendsten Lebensstellung geht es auch mit Quevedo's Glück abwärts, und schon das erst begonnene Jahr 1618 sollte Beweise hiefür liefern.

Trotz des im September 1617 geschlossenen allgemeinen Friedens scheinen in der That Osuna, Pedro de Toledo und Bedmar ihre Plane gegen Venedig nicht aufgegeben zu haben. Allein von einem offenen Auftreten konnte bei der augenblicklichen Sachlage natürlich nicht die Rede sein. Fortwährende Beobachtung der verhaßten Republik, beständiges Einvernehmen mit allen ihren Gegnern, sorgfältiges Abwarten und geschickte Benützung jeder etwa sich darbietenden Gelegenheit, dieß war Alles, was für jetzt geschehen konnte. Denn unmöglich kann man die drei geistvollen Staatsmänner, um welche es sich hier handelt, für so leidenschaftlich und nahezu verrückt halten, daß sie den Plan gehabt hätten, in offener Empörung gegen ihren König der Republik den Krieg zu erklären. Mit unserer Auffassung stimmt es denn auch vollkommen überein, daß Quevedo bald nach

seiner Ankunft in Neapel mit der Post nach Brindisi und von da nach Venedig zu Bedmar reist. Seine Thätigkeit konnte sich auf diplomatische und vorbereitende Verhandlungen, sie konnte sich aber nicht auf unmittelbar bevorstehende kriegerische Ereignisse beziehen. Es wird zwar versichert, er sei verkleidet nach Venedig gekommen. Allein dieß ist sehr natürlich. Er war den Venetianern längst als einer ihrer Hauptgegner bekannt und verhaßt; wir haben gesehen, daß er selbst auf der Reise nach Madrid vor meuchelmörderischen Nachstellungen nicht sicher war; Gründe genug für Quevedo, auf seiner Hut zu sein.

Was nun aber immer sein geheimer Auftrag bei dieser Reise nach Venedig, welches immer der Plan der drei spanischen Politiker und ihres Geschäftsträgers gewesen sein mag, sicher ist so viel, daß Venedig ihnen mit furchtbarer Energie und mit glücklichem Erfolge zuvorkam

Venedig fühlte sich bedroht, so lange Osuna von Brindisi aus das adriatische Meer mitbeherrschte; es fühlte sich beschimpft, seit dieser kühne Spanier im Jahre zuvor die venetianische Seemacht im offenen Kampfe geschlagen hatte; es fühlte sich verrathen und verkauft, so lange der gewandte und ungreifbare Bedmar unter dem Schutze des Gesandtschaftsrechtes in seinen Mauern hauste. Es wurde daher im geheimen Rathe der Republik beschlossen, der ganzen spanischen Gefahr um jeden Preis und mit den äußersten Mitteln ein Ende zu machen, und es ist wahrhaft wunderbar, wie unter diesen Verhältnissen Daru die Sache so darzustellen vermag, als habe Osuna im geheimen Einverständniß mit den Venetianern gehandelt.

Doch lassen wir die Thatsachen sprechen. Die Venetianer wußten, daß Bedmar und Osuna verschiedene Agenten in der Stadt hatten; sie wußten vielleicht, daß Quevedo in

ihren Mauern war, vermochten aber des Vielgewandten nicht habhaft zu werden. Da erblickte man am Morgen des 14. Mai 1618 auf dem St. Markusplatze das entsetzliche Schauspiel einer großen Anzahl Erhängter. Am folgenden Tage wiederholte sich dieser Anblick, nur war die Zahl der Ermordeten noch viel größer. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Bevölkerung. Man erfuhr, alle Gefängnisse seien überfüllt, das Wasser der Kanäle und Lagunen von dem Blute zur Nachtzeit erdolchter Unglücklicher geröthet. Auch auf der Flotte sollten zahlreiche Hinrichtungen stattgefunden haben. Auf diese Weise entledigte sich die Kaufmannsrepublik ihrer Fremdenbevölkerung und ermordete nach den niedrigsten Schätzungen mehr als 600 unschuldige Menschen, offenbar zu keinem anderen Zweck, als um unter der Masse der Ermordeten auch einige gefährliche und verhaßte Spanier mitgetroffen zu haben. Noch immer schwiegen die obersten Staatsbehörden über die Ursache aller dieser Gräuel; nur verworrene Gerüchte durchliefen die geängstigte Stadt und hetzten den Pöbel auf. Es hieß, die Republik sei mit dem Untergang bedroht; es bestehe eine Verschwörung der Fremden, um das Arsenal in Brand zu stecken, Münze und Zollhaus zu plündern, und den im Senat versammelten venetianischen Adel mittelst einer Pulvermine in die Luft zu sprengen. Diese Gerüchte wurden nach und nach immer heftiger und leidenschaftlicher, ohne daß aber bestimmte Personen als die Schuldigen bezeichnet werden konnten. Doch nahm die allgemeine Aufregung und Erbitterung eine immer bestimmtere Richtung gegen den spanischen Gesandten und gegen die Spanier überhaupt. Bald hieß es, Bedmar habe zur Ausführung der Verschwörungsplane bedeutende Geldsummen erhalten, bald wieder, der Vicekönig von Neapel habe eine große Anzahl im Dienste der Republik stehender

Fremder, namentlich Franzosen, für seine Anschläge gewonnen. Ein französischer Abenteurer, Namens Jacques Pierre, der vor nicht langer Zeit aus Osuna's Dienst entlaufen und in denjenigen der Republik, wiewohl in ganz untergeordneter Eigenschaft, eingetreten war, wurde als das Haupt der Verschwörung bezeichnet und gleichfalls ermordet, wahrscheinlich weil gerade er auf's Ueberzeugendste hätte darthun können, daß an der ganzen Sache Wenig oder Nichts war. Die Dinge kamen so weit, daß Bedmars persönliche Sicherheit gefährdet erschien. Unter dem Vorwand einer Geschäftsreise zu Don Pedro de Toledo verließ er Venedig, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Die Republik stellte in Madrid die förmliche Bitte, ihn zu entfernen, und er wurde zum Statthalter der spanischen Niederlande befördert. Nach beinahe einem halben Jahre erschien ein Decret des venetianischen Senats, welches der Vorsehung für die Rettung der Republik dankte, aber niemals haben die Venetianer Acten des Verschwörungsprozesses veröffentlicht, wohl offenbar aus dem einfachen Grunde, weil keine Verschwörung der behaupteten Art dagewesen war. Bedmar war nun entfernt, damit zugleich Osuna's Hand in Venedig schlechterdings gelähmt; Pedro de Toledo allein vermochte Nichts, und so war um den Preis von Strömen unschuldigen Menschenblutes der Zweck der edlen Republikaner erreicht, nämlich die Sprengung des Bündnisses und die Vereitelung der befürchteten aber nicht nachgewiesenen Plane der drei gefährlichen spanischen Politiker.

Aus diesen furchtbaren Ereignissen rettete Quevedo nur mit äußerster Noth auf beinahe wunderbare Weise sein Leben. Als zerlumpter Bettler verkleidet gelang es ihm, in einer der beiden Schreckensnächte zwei ihn verfolgenden Häschern zu entwischen; seine vollendete Gewandtheit in Nachahmung des venetianischen Accentes rettete ihn.

Osuna's und Quevedo's Bildnisse wurden in Venedig öffentlich verbrannt, und unter dem Titel „Exemplarische Züchtigung der Verleumder" erschien eine an den Herzog von Savoyen gerichtete, von einem angeblichen Valerius Fulvius verfaßte Denk- und Schmähschrift, welche Quevedo beschuldigt, daß er im Auftrage Osuna's und in Gemeinschaft mit noch zwei Spaniern das stolze Venedig habe in Asche legen und der Plünderung preisgeben wollen.

Nachdem es der venetianischen Staatskunst gelungen war, Bedmar zu entfernen, ruhte sie nicht, bis auch Osuna gestürzt war. Von Venedig ging nun die von Daru wieder aufgenommene Verdächtigung aus, daß Osuna sich gegen seinen rechtmäßigen König im geheimen Bunde mit Venedig habe empören und zum König von Neapel aufwerfen wollen, und der Same des Argwohns wurde am Madrider Hof nicht ohne Erfolg ausgestreut.

Unter den dargestellten Verhältnissen macht es einen ganz wunderbar komischen Eindruck, wenn neuere Lebensbeschreiber Quevedo's, in unheilbarer Verblendung durch die Stichworte des 19. Jahrhunderts befangen, von einem Conflicte zwischen dem „liberalen Staatsmann Osuna" und der „bigotten Partei in Madrid" reden. Die Sache ist ganz einfach die: Osuna hatte die Politik seiner Regierung in den italienischen Dingen durch eine eigenmächtige und, was die Hauptsache war, vom Erfolg nicht begünstigte Handlungsweise compromittirt; das gab seinen zahlreichen Feinden um so mehr die Oberhand, als ihm vielerlei Fehler und Mißgriffe im Einzelnen mit Recht vorgeworfen wurden. Alles zusammen verursachte, ohne allen Liberalismus und ohne alle Bigotterie, seinen Sturz.

Osuna verkannte keineswegs das Gefahrvolle seiner Lage. Und wiederum war es Quevedo, den er nach Madrid sandte,

um den drohenden Sturm zu beschwören. Allein das frühere Glück schien den geistreichen Mann verlassen zu haben; auch waren die Verhältnisse am Hof theilweise andere geworden. Im October 1618 wurde dem bisher Alles vermögenden Lerma die königliche Gunst entzogen. An seine Stelle trat sein eigener Sohn, der Herzog von Uceda, mit Osuna durch die Ehe ihrer Kinder verschwägert. Man hätte glauben sollen, daß diese Veränderung für Osuna und für Quevedo von durchaus günstigen Folgen begleitet sein werde; sie war es aber nicht, vorerst nicht für Quevedo.

Gleichzeitig war es einer uns nicht bekannten geschäftigen Hand gelungen, zwischen Osuna und Quevedo selbst, wenigstens auf Seiten des Ersteren, Argwohn oder mindestens Mangel an vollem Vertrauen zu begründen. Quevedo glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß Rodrigo Calderon, Marquis von Siete-Iglesias, einer der vielvermögendsten Höflinge jener Tage, den Feinden Osuna's ein besonders geneigtes Ohr schenke und ihre Anschuldigungen dem König zutrage. Er warnte Osuna vor der Correspondenz mit dem Marquis, und Osuna schickte diesem Quevedo's Brief, welcher dem betroffenen Geschäftsträger von Rodrigo Calderon persönlich in seinem Palaste vor Augen gehalten ward. Was Osuna zu dieser Handlungsweise gegen seinen erprobten Freund und Diener vermocht haben kann, ist gänzlich unaufgeklärt. Indessen faßte sich Quevedo rasch und erkannte mit stolzer Würde ausdrücklich an, was er geschrieben. Ihm schien es keine Unehre zu sein, daß er den mächtigen Höfling unter dessen Augen zu Madrid weniger fürchte, als der stolze Vicekönig im fernen Neapel zu thun schien. —

Selbstverständlich hatte jedoch der Vorfall die Folge, daß Rodrigo Calderon jeden weiteren Verkehr mit Quevedo über Osuna's neapolitanische Angelegenheiten ablehnte, so daß

Quevedo sich von jetzt ab ausschließlich an den Herzog von Uceda gewiesen sah.

Allein diesem kam er, wie schon angedeutet, gar nicht zur gelegenen Stunde. Gerade um diese Zeit scheint sich ein wahrer Sturm begründeter und unbegründeter Beschwerden aller Art gegen den Vicekönig erhoben zu haben; selbstverständlich benutzten die Agenten Venedigs die günstige Gelegenheit auf's Trefflichste, und das fromme Gemüth des milden Königs wurde mehr und mehr gegen den gewaltsamen Granden in Neapel eingenommen.

Quevedo glaubte Alles auf dem Spiele zu sehen, und in dieser Lage entschloß er sich, wie er uns selbst erzählt, ein unverblümtes Wort mit dem Günstling des Monarchen zu reden. Er begab sich zu Uceda und stellte ihm vor, wie es gewiß sei, daß man die schwersten Beschuldigungen gegen Osuna dem König vorgetragen habe. Da Uceda dieß nicht habe verhindern können, so werde er noch weniger den verhängnißvollen Eindruck im Herzen des Monarchen auszulöschen im Stande sein. Er machte ihn auf die Gemeinsamkeit seiner und Osuna's Interessen aufmerksam, und suchte so die Klarheit der frühern Verhältnisse wiederherzustellen. —

Allein umsonst; — Uceda sagte ihm, „es sei recht" und machte dazu ein Gesicht, auf welchem das Gegentheil deutlich zu lesen war. Er hatte ihn aufmerksam, aber finster angehört; Quevedo wußte, daß er in öffentlichen Dingen vorerst Nichts mehr zu sagen und zu thun habe. Er theilte dem Vicekönig das Vorgefallene mit; allein vielleicht noch vor Quevedo's Brief erhielt Osuna einen solchen von Uceda, worin ihm gesagt wurde, das Auftreten seines Geschäftsträgers sei seinen Angelegenheiten nicht förderlich, er möge Quevedo in aller Bälde abberufen.

Nach Allem, was wir von Osuna's Character seither

gesehen haben, kann es uns nicht wundern, daß er augenblicklich seinen Freund opferte oder sich wenigstens sehr täuschend so stellte, als ob er dieß thue. In der That sprach er sich nach dem Empfang von Uceda's Schreiben öffentlich in einer Weise über und gegen Quevedo aus, daß des Letzteren Feinde und Neider triumphirten, Wohlwollende aber ihm den Rath gaben, nicht mehr nach Italien zurückzukehren, wenn ihm sein Leben lieb sei. —

Quevedo hatte vielleicht diplomatische Versehen, er hatte vielleicht Tactfehler begangen. Allein er war sich keiner Schuld bewußt, und dieß wollte er zeigen. Jeder Gefahr Trotz bietend, kehrte er augenblicklich nach Neapel zurück, und zwar in Gesellschaft eines vornehmen Spaniers, des Marquis von Santa Cruz, welcher, wie Quevedo versichert, „Osuna's Gast und Zeuge von Allem" war. Der Herzog empfing Quevedo mit allen Zeichen alter Liebe und Achtung. „In jener Nacht habe ich ihm Alles gesagt, was ich der Feder nicht anvertrauen konnte", erzählt Quevedo selbst. Allein er sah ein, daß die Lage des Herzogs ihm nicht erlaubte, das frühere Verhältniß auch öffentlich in seiner Reinheit wiederherzustellen. So entschloß er sich denn, freiwillig den Posten aufzugeben, von welchem er sonst baldigst und gewaltsam gestürzt werden mußte. Am folgenden Tage bat er um Enthebung von seinem Amte, und Osuna ertheilte sie ihm.

Osuna blieb noch zwei Jahre auf seinem Posten in Neapel. Er kam in seinem Privat- und öffentlichen Leben immer mehr auf Abwege. Als er im Oktober 1620 nach Madrid zurückkehrte, ohne daß irgend eine Handlung seines Lebens die ihm zur Last gelegten verrätherischen Absichten gegen seinen König auch nur entfernt wahrscheinlich gemacht hätte, zeigte er sich, wie Quevedo uns berichtet, gegen diesen

so freundlich und herzlich als nur je. Erst im Jahr 1621 wurde eine förmliche Untersuchung gegen Osuna eingeleitet; er wurde gefangen gesetzt und sein kraftvoller Körper erlag nach langer Qual den Leiden seines unbeugsamen Geistes. Er starb im Gefängniß am 25. September 1624, als ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die größten Vorzüge und Talente des Geistes keinen Werth haben und kein ächtes Glück begründen, wenn ihnen die göttliche Weihe der Religion und Sittlichkeit fehlt.

VI.

Criminalprozeß.

Doch kehren wir zu Quevedo zurück. — Nach wenigen Jahren eines eben so gefahrreichen und mühevollen, als glänzenden öffentlichen Lebens war das täuschende Traumbild zerronnen, die luftigen Gestalten des Ehrgeizes in ihr Nichts aufgelöst. Die hochfliegenden politischen Plane waren gescheitert theils an der Alltäglichkeit der Menschen, theils an der eigenen Abenteuerlichkeit der Planmacher. Es war aller Grund vorhanden, in sich selbst einzukehren und sich nach einem besseren, nach einem ewigen Halt umzusehen.

Und in der That hat Quevedo in den Jahren, welche auf seine politische Laufbahn in Sicilien und Neapel unmittelbar folgen, im Reiche des Geistes und auf dem Weg der eigenen Vergeistigung unverkennbare Fortschritte gemacht, und die Beweise hievon in vortrefflichen Werken niedergelegt. Bevor wir aber diese seine Geisteserzeugnisse näher betrachten können, müssen wir um des Zusammenhanges willen noch

seine äußeren Lebensschicksale bis zum März des Jahres 1623 darstellen.

Der größte Theil dieses Zeitabschnitts wird ausgefüllt durch Quevedo's ersten Criminalprozeß.

Es scheint, daß ihn das Schicksal noch vor Osuna erreichte, und Quevedo selbst gibt zu verstehen, daß des Herzogs demonstrative Freundlichkeit vielleicht dazu beigetragen habe. Vielleicht vermuthete man auch, bei ihm oder durch ihn zu Beweisen gegen den Herzog zu gelangen. Jedenfalls bot das nahe Verhältniß, in welchem er zu Osuna sowohl in Sicilien als in Neapel gestanden war, Vorwände genug an die Hand, gegen Quevedo als Rathgeber und Anstifter zuerst vorzufahren, während noch das Schwert über dem Haupte Osuna's schwebte.

Im Winter 1620 auf 1621 wurde Quevedo auf des Königs Befehl verhaftet und nach Uclés gebracht. Die nunmehr folgende Zeit politischer Verfolgung unter den nur schlecht verhüllenden Formen eines gerichtlichen Verfahrens hat unsern Quevedo gegen die Richter und gegen die Gerichte sehr ungünstig eingenommen. Fernando Acebedo, Erzbischof von Burgos und Präsident von Castilien, welcher das Verfahren gegen den gewesenen italienischen Finanzminister leitete, soll sein persönlicher Feind gewesen sein. Quevedo soll ihn „auf Alcalá's hoher Schule", wie Schiller im Don Carlos sagt, in elenden Verhältnissen gekannt und sich über seine eitle Schwachheit, von Fürsten und Kaisern abstammen zu wollen, mit seinem vernichtenden Humor vielfach lustig gemacht haben. In seinen „Großen Annalen von vierzehn Tagen" sagt Quevedo über den Präsidenten: „Ich war ihm nicht willkommen, weil ich, selbst aus den Gebirgen stammend, niemals dem Ehrgeiz schmeichelte, mit welchem er sich zu überheben strebte über uns Abkömmlinge der Gebirge,

die wir Keinen als über uns stehend anerkennen.“ Jetzt standen sich die beiden Männer wieder gegenüber, aber als Richter und Angeklagter. Der Angeklagte hatte zu leiden: kein Wunder, daß er den Richter der Parteilichkeit beschuldigt, welchen beleidigt zu haben er sich bewußt war. Es wäre übrigens sehr leichtfertig, wenn wir auf Grund solcher Klagen in die Beschuldigung verletzter Richterpflicht gegen Acebedo einstimmen wollten: denn der Prozeß verlief zwar in sehr langsamen Formen und Stadien, aber im Ganzen doch mit sehr milder und schonender Behandlung. Quevedo sollte in späteren Jahren inne werden, daß es noch ganz andere Prüfungen und Leiden gibt, als diese waren.

Nach kurzer Dauer seiner Haft wurde er nach la Torre de Juan Abad verwiesen, dem Orte, dessen Grundherr zu sein eine der beharrlichsten Prätentionen seines Lebens war. Als er sich wieder einigermaßen regen konnte, verlangte er nach Recht und Gerechtigkeit, und wollte wissen, warum er verfolgt werde. Er bekam wenig oder keine Antwort, wie dieß in der Natur des Falles lag. Er sollte dienen, um Osuna vollends zu stürzen, und das konnte man ihm nicht wohl ins Gesicht sagen. Verbrechen hatte er aber keine begangen, und er ist seither bei weitem nicht der Einzige geblieben, der ohne Verbrechen gleichwohl politisch verfolgt wurde. Quevedo nahm also in sein Gemüth einen tiefen, dauernden Haß gegen die „Schreiber“ auf, von welchen er behauptete, daß nicht das Streben nach Gerechtigkeit, sondern Parteistellung und persönliche Leidenschaft ihre Amtshandlungen leiteten, und im Uebrigen that er das Klügste, was unter den obwaltenden Umständen zu thun war: er gab sich während seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit in Juan Abad mit erneutem Eifer den Studien und der schriftstellerischen Thätigkeit hin.

Quevedo war allerdings während seines ganzen Lebens ununterbrochen fleißig: er hatte sich mancherlei Anstalten ausgesonnen, um selbst im Bett, bei Tisch und auf der Reise jeden Augenblick, wenn die Gesundheit es irgend zuließ, geistig arbeiten zu können. Gleichwohl hatte das Jahrzehnt, welches er in der practischen Politik zugebracht hatte, mit seinen zahllosen Geschäften und seinen 14 größeren Reisen zu Land und zu Meer ihn nothwendig zerstreut und dem Leben der Wissenschaft ferner gerückt. Zu diesem Leben kehrte er nun zurück, und er hätte vielleicht sehr wohl gethan, für immer dabei zu bleiben.

Während Quevedo noch kurz vor Beginn seines Prozesses das „Leben des heiligen Thomas von Villanueva" herausgegeben hatte, entstanden nunmehr im Laufe desselben die werthvollen Arbeiten: „Gottes Politik und Christi Regierung," der „Commentar zu König Ferdinands Brief," „Die hinfällige Welt und die Launen der Zeit von 1613 bis 1620," und endlich „Die großen Annalen von vierzehn Tagen." Wir werden diese geistreichen Schriften einer besonderen Betrachtung unterwerfen. Der Titel der zuletzt angeführten lenkt unsere Blicke auf ein Ereigniß, welches für Quevedo zunächst von erfreulichen Folgen begleitet sein sollte.

Die fraglichen 14 Tage sind nämlich die Zeit unmittelbar nach Philipp's III. Tod. Der gute König starb ziemlich unerwartet am 31. März 1621. Es folgte ihm sein Sohn Philipp IV., ungleich begabter als sein Vater, aber nicht minder unglücklich in der Wahl seiner leitenden Minister, und noch unglücklicher im Großen und Ganzen seiner Politik. Seine Regierung wird für Spanien in mancher Beziehung immer ehrenvoll bleiben. Er liebte und ehrte Künste und Wissenschaften, seine Epoche war in ihrer

Art ein augusteischer Nachsommer der spanischen Literatur; an seinem Hofe dichtete der große Calderon seine unvergänglichen Dramen, welche in den zauberhaften Gärten des königlichen Schlosses Buen Retiro die ersten Aufführungen erlebten. Allein die Erwartung des leidenden Volkes, die Sehnsucht der von ihrer alten Größe immer mehr herabsinkenden Nation nach einer helfenden und rettenden Hand ward nicht befriedigt. Zwar folgte dem Thronwechsel eine Palastrevolution mit ihren Consequenzen; — und dieß ist der Gegenstand von Quevedo's Schrift über die „vierzehn Tage"; — aber dabei blieb es auch. Der Herzog von Uceda, und mit ihm das Haus Sandoval stürzte zu Boden; Uceda erholte sich von seinem Falle nicht mehr; er schämte sich nicht, von seinem alten Vater Lerma, den eigentlich er selbst gestürzt hatte, zur männlichen Fassung aufgefordert zu werden; er starb nach wenigen Jahren. Mit ihm fielen seine Creaturen, und alle Geschäfte und eingeleiteten Prozesse nahmen jetzt eine andere Wendung. Der Herzog von Olivares, welcher des neuen Königs Erzieher gewesen war, stellte sich kurze Zeit, als ob er den entscheidenden Einfluß in die Hände seines Oheims Baltasar de Zuñiga gelangen lassen wollte; bald aber warf er die Maske ab, und nahm Besitz von dem jungen König und von dessen Reich, ein Besitz, welchen er bis zum Jahr 1643 ununterbrochen behauptete, als abschreckendes Exempel für alle Diejenigen, welche geneigt sein möchten, von dem Sturze eines bestimmten Ministeriums ihr Lebensglück abhängig zu machen. Nunmehr wurden Uceda und Osuna vor Gericht gestellt; während Letzterer in der Untersuchung starb, wurde Ersterer verurtheilt, aber vom König begnadigt; Rodrigo Calderon aber mußte das Schaffot besteigen.

Hatte die gestürzte Regierung von Quevedo Nichts heraus-

bringen können, was ihr eine Handhabe gegen Osuna verlieh, so griff es das neue Regiment umgekehrt an. Osuna ward eingekerkert, Quevedo's Schicksal erleichtert, und man suchte nunmehr, bei dem Letzteren unter milderen Formen und, wie es scheint, mit etwas mehr Erfolg nach Material gegen Uceda.

Im August 1621 beschied die Commission, welche den Prozeß gegen Osuna, Uceda und dessen Vater Lerma instruirte, Quevedo nach Madrid, um dort als Auskunftsperson vernommen zu werden. Er mußte sich während dieses Aufenthaltes noch Hausarrest gefallen lassen. Es wurden ihm verschiedene Briefe vorgelegt, welche er als von ihm herrührend anerkannte und — wahrscheinlich nicht zu Gunsten Uceda's — darüber Erklärungen abgab. Die widerwärtigen Eindrücke, welche Quevedo von der ganzen Sache empfing, legte er im darauf folgenden Winter von 1621 auf 1622 theilweise in dem schon früher besprochenen Traumgesicht „Der Besuch im Scherze" nieder. Namentlich ist es Uceda's Vertheidiger Francisco de la Cueva, den er in diesem Gesichte satirisch geißelt. Zugleich darf es nicht unerwähnt bleiben, daß der „Besuch im Scherze" von Juan Abad aus unterm 6. April 1622 einer Hofdame der königlichen Gemahlin Philipps IV., Namens Maria Enriquez, gewidmet ist. Dieser Umstand beweist zur Genüge, daß Quevedo, während er in Uceda's Prozeß vernommen wurde, bereits wieder angefangen hatte, Verbindungen am Hofe anzuknüpfen, und daß sein Streben darauf gerichtet war, in die leitenden Kreise der Residenz zurückzukehren. So sehr wir dieses Streben als ein verwerfliches und für Quevedo unglückseliges bezeichnen müssen, weil er unter den damaligen Verhältnissen eine würdige und segensreiche Wirksamkeit für sich unmöglich erwarten konnte und weil er alles Andere hätte verachten sollen, so müssen wir doch anderseits die Lage des verfolgten Mannes schonend

beurtheilen. Er war nie reich gewesen und sparsam wohl auch nicht. In Italien hatte er zwar sich finanziell günstig gestellt, aber seine vielen Reisen hatten große Ausgaben zur Folge, und zwar in damaliger Zeit in weit ausgedehnterem Maßstabe, als es verhältnißmäßig jetzt der Fall sein würde. Seine Grund- und Gerichtsherrlichkeit von Juan Abad lag im Streit, und der immer noch nicht aufgehobene Criminalprozeß verursachte fortwährend bedeutende Kosten. So war Quevedo nach und nach in eine peinliche ökonomische Lage gekommen; seine 400 Dukaten Pension vom Jahr 1616 waren jedenfalls gesperrt und sein Jahrgehalt als Sankt-Jakobs-Ritter vielleicht auch. Diese Verhältnisse haben sicherlich mit dazu beigetragen, ihn wieder dem verhängnißvollen Königshof in die Arme zu treiben.

Während des Aufenthalts in Juan Abad war Quevedo nicht unbedeutend an einem langwierigen Fieber erkrankt. In dem kleinen Orte fehlte es an Arzt und Apotheke, ein Wundarzneidiener mißhandelte den Kranken bei Gelegenheit eines Aderlasses in gefahrdrohender Weise. Da schrieb Quevedo an den Präsidenten von Castilien, stellte ihm eindringlich seine elende Lage vor, und fügte die schneidenden Worte bei: „er habe schon viele zum Tod Verurtheilte gesehen, aber noch keinen zum Sterben Verdammten.“ Daß er so zu Acebedo sprechen durfte, greicht Letzterem um so mehr zur Ehre, als unmittelbar auf diese Eingabe Quevedo's noch im April 1622 die Erlaubniß folgte, seinen Aufenthalt bis zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in dem anmuthigen, mit jeder Bequemlichkeit reich ausgestatteten Villanueva, der Heimath des heiligen Thomas, zu nehmen. Das gesunde Klima, die gute Pflege und ärztliche Behandlung, und die Stärke einer von Haus aus vortrefflichen Gesundheit halfen dem Leidenden bald wieder zu Kräften, so

daß er im Laufe des Sommers seine volle Heiterkeit und Frische, seinen ganzen unverwüstlichen Humor wieder gewann, und neben ernsten Studien auch der Pflege scherzhafter und muthwilliger Dichtung so erfolgreich oblag, wie in den besten Jugendjahren.

Im Dezember wurde ihm endlich, ohne ein förmlich freisprechendes Urtheil, seine persönliche Freiheit wieder gegeben; nur die Residenz und der Umkreis von zehn spanischen Meilen um dieselbe blieben ihm vorerst noch untersagt. Die liberalen Kinder unseres gerechten Jahrhunderts mögen sich über diese Art von spanischer Justiz nicht zu sehr empören. Die spanische Untersuchungscommission hätte auch sagen können, Quevedo werde „wegen Unzulänglichkeit des Beweises von der Anschuldigung entbunden". Und was das Verbot, an den Hof zu kommen, anbelangt, so ist dieses Schicksal vor kurzer Zeit bayerischen Prinzen nicht erspart geblieben, weil sie es gewagt hatten, gegen einen Minister zu stimmen, der im Uebrigen weder mit Uceda noch mit Olivares zu vergleichen ist.

Endlich im März 1623 erhielt Quevedo auch die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukehren, und es scheint, daß er von dieser langersehnten Bewilligung unverzüglich Gebrauch machte. Seine erste uns bekannte Handlung nach erfolgter vollständiger Niederschlagung des Prozesses war eine Bittschrift an den König um Anweisung seiner Pension von 400 Dukaten; welchen Erfolg dieses Gesuch hatte, wissen wir nicht.

Bevor wir aber Quevedo auf den schlüpfrigen Bahnen des Hoflebens weiter begleiten, wollen wir uns einige Augenblicke mit etwas Ernsterem beschäftigen, nämlich mit seinen schon erwähnten Geisteswerken, welche wir der unfreiwilligen Muße der Jahre 1620 bis 1623 verdanken.

VII.

Der heilige Thomas von Villanueva.

Am 18. September feiert die Kirche das Fest des hl. Thomas von Villanueva. Dieser große Heilige, ein Zeitgenosse Luthers, wie es auch die hl. Theresa war, wurde bekanntlich im Jahr 1488 geboren, trat 1516 in den Augustinerorden ein, wurde nach langer und ernsthafter Weigerung, und nachdem er im Jahre 1542 das Erzbisthum Granada abgelehnt hatte, 1544 Erzbischof von Valencia, wo er bis zu seinem am 8. September 1555 erfolgten Tode nicht nur in seinem hohen geistlichen Amte, sondern auch als ein wahrer Vater aller Nothleidenden und Bedrängten unermüdlich thätig war. Nachdem an seinem Grabe verschiedene Wunder geschehen waren, wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts seine Seligsprechung angeregt. Ein Bischof von Segorbe, Schüler des hl. Thomas und Erbe seiner Papiere, hatte im Jahr 1572 eine kurze Lebensbeschreibung des großen Erzbischofs in lateinischer Sprache herausgegeben; der Augustinermönch Bartholomäus Salon hatte in Folge eines Gelübdes im Jahr 1588 eine ausführliche Biographie desselben in spanischer Sprache bearbeitet, und im Jahr 1608 gelangten die Akten des durch diese Arbeiten angeregten Beatificationsprozesses nach Rom.

Quevedo war in Villanueva, der Heimath des Heiligen, durch die Nachbarschaft seines Grundherrensitzes sehr wohl bekannt. Er beschäftigte sich seit dem Jahre 1610 mit dem Studium der Lebensgeschichte des hl. Thomas, und hatte über diesen Gegenstand umfassende Materialien gesammelt, theilweise sogar die Arbeit schon ausgeführt.

Als nun am 7. September 1618 Papst Paul V. die

Beatification ausgesprochen und den 18. September als den Tag des Heiligen festgesetzt hatte, mußte man die feierliche Begehung des neuen Festes verschieben, weil die Augustinerkirche in Madrid noch im Bau begriffen war. Nachdem am 27. August 1620 die Einweihung derselben stattgefunden hatte, sollte am 18. September gleichen Jahres zum ersten Mal das Namensfest des hl. Thomas gefeiert werden. Der Augustinermönch Juan Herrera, welcher die Vorbereitungen zu leiten hatte, wünschte dem spanischen Volk eine kurze Lebensbeschreibung des Heiligen in die Hand zu geben. Er hörte von Quevedo's Vorarbeiten und bat ihn, sich der Mühe zu unterziehen. Quevedo vollendete nun innerhalb zwölf Tagen seine „Geschichte des wunderbaren Lebens des seligen Thomas von Villanueva". Sein größeres Werk über den hl. Thomas kam nie an die Oeffentlichkeit. Das nahezu vollendete Manuscript ging bei der Beschlagnahme seiner Papiere in seinem späteren Criminalprozesse verloren. Am 18. September war das Büchlein gedruckt und wurde nicht nur im Buchhandel, sondern auch von den Blinden in den Straßen Madrids verkauft. Es war die erste Arbeit Quevedo's, welche auf diesem Wege der Oeffentlichkeit übergeben wurde; seine früheren Werke waren bis dahin nur durch Abschriften vervielfältigt.

Diese Legende hat Quevedo in einer überaus edel gehaltenen Zueignung dem König Philipp III. gewidmet. Mit Recht verheißt er seiner Arbeit ewige Dauer, weil sie das Andenken eines Gerechten feiere, und erinnert den König, daß es sein kaiserlicher Ahnherr Karl V. war, welcher den seligen Thomas auf den erzbischöflichen Stuhl berief.

Herrera gibt sodann in kurzem Vorbericht Kenntniß von der Entstehungsweise des Büchleins, und bemerkt mit vollem Rechte, daß es die schönen Handlungen des Heiligen beinahe

eben so schön erzähle. Die kleine Schrift ist in der That ein wahres Meisterstück, und könnte für sich allein Diejenigen widerlegen, welche Quevedo unter die Zahl der ganzen oder halben Freigeister einzureihen gewünscht und versucht haben. Schon in dem Vorwort läßt Quevedo keinen Zweifel darüber, daß er trotz aller seiner Fehler mit ganzer Seele auf streng-katholischem Standpunkt sich befindet. Er kennt nur einen einzigen Nachruhm, der Werth hat. Diesen bezeichnet er durch Berufung auf Kapitel 3, Vers 5 der Offenbarung Johannis: „Wer überwindet, der wird angethan werden mit weißen Kleidern, und ich werde seinen Namen nicht tilgen aus dem Buche des Lebens, und will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln."

Im Geiste dieses biblischen Wortes erzählt nun Quevedo die einfache Geschichte des herrlichen Mannes und der zahllosen Wohlthaten, welche er seinen unglücklichen Zeitgenossen erwiesen hat. Das Büchlein ist so schön, daß selbst der strenge protestantische Beurtheiler Ticknor sich zu der Bemerkung gedrungen fühlt: „Es ist ein netter kleiner Band, den der strengste Protestant mit Vergnügen lesen kann, — mit demselben Vergnügen, mit dem er eines der großen Gemälde Murillo's über die christlichen Tugenden dieses selben wohlthätigen Mannes Gottes betrachten würde." Als Probe von Quevedo's katholischer Gesinnung und einfach schöner Darstellung, sowie auch, um etwaigen protestantischen Lesern das von Ticknor in Aussicht gestellte Vergnügen nicht vorzuenthalten, wollen wir die Stelle hierher setzen, in welcher Quevedo des Heiligen letzte Krankheit und Tod erzählt:

„Auf diesem Wege ordnete jene heilige Seele ihre Geschäfte mit Gott, und brachte ihre Rechnung in's Reine, um sie abzulegen bevor sie gefordert werde, und um aus dieser

Welt lieber als Gläubiger, denn als Schuldner der Armen zu scheiden. Dieses Bemühen setzte er fort bis zum Jahre 1555, in welchem es des Herrn Wille war, seinem Geiste die Ruhe zu geben und seine Seele zu befreien aus der Gefangenschaft des Leibes und der Sorgen. Der Herr hatte beschlossen, die Stadt Valencia, deren Sünden seine Gerechtigkeit herausforderten, zu züchtigen, wie er auch that durch die Pest und das große Sterben, mit dem sie in den Jahren 1557 und 1558 heimgesucht ward. Und wie derjenige, welcher einen andern ganz ungestört zu verwunden strebt, ihm zuerst jedes Mittel der Vertheidigung entzieht, so nahm der Herr unsern Heiligen von jener Stadt hinweg, auf daß seine Thränen und Fürbitten das göttliche Strafgericht nicht abwenden möchten. Er erkrankte am 29. August in Folge seiner angestrengten Studien, Nachtwachen und Bußübungen. Es entwickelte sich ein gefährliches Fieber. Da der Erzbischof sah, daß das Uebel nicht nachgab, oder da er, wie man wohl glauben muß, wußte, es nahe sich die Stunde, um aufzuhören mit dem Sterben in dieser Welt und anzufangen mit dem Leben in der andern, so befahl er, ihm zum Vorbild für Alle in feierlicher Prozession das allerheiligste Sacrament zu bringen. Er empfing es aus der Hand des Bischofs Cyprian, nachdem er eine Generalbeicht abgelegt hatte. Mit solcher Sorgfalt bereitete er sich auf die letzte Stunde vor, nachdem er sein ganzes Leben darauf verwendet hatte, sich dieselbe leicht zu machen. Dieses geschah am 2. September. Am darauf folgenden Donnerstag, drei Tage vor dem Geburtsfeste der seligsten Jungfrau, fanden die Aerzte den Kranken besser; bei dieser Nachricht lebte die in Schmerz aufgelöste Stadt wieder etwas auf. Aber der Heilige, welchem der Herr unser Gott seinen letzten Rathschluß nicht verbarg, befahl dem Bischof Cyprian und zwei

andern Geistlichen, sie sollten sich nebst seinem Almosenpfleger und Schatzmeister in den Besitz von 5000 Ducaten setzen, welche er noch in der Sakristei der Domkirche verwahrt hielt. Er sprach zu ihnen: Ihr wisset wohl, welche Liebe ihr mir schuldig seid, und ich bekenne, daß ihr mich immer unterstützt und getröstet habt in Allem, was ich von euch als treuen Dienern des Herrn und wahren Brüdern verlangte. Heute handelt es sich nun um das letzte Geschäft von Bedeutung, um das größte Anliegen meiner Seele. So rufet denn die Almosenpfleger der einzelnen Pfarreien und vertheilet unter ihrem Beistand mit aller Umsicht, Sorgsamkeit und Liebe, unter Schonung der Ehre verschämter Armen und unter Berücksichtigung der dringendsten Bedürfnisse diese 5000 Ducaten, welche mir noch übrig sind. Und kommt mir um Gotteswillen nicht hierher zurück mit einem einzigen Geldstück; denn das wäre für mich Trostlosigkeit und Seelenangst. Ist es aber nicht möglich, heute noch fertig zu werden, so richtet es wenigstens so ein, daß ihr mir morgen früh diesen glücklichen Tag verschaffet, nach dem ich mich sehne. Tief gerührt, Thränen vergießend und Geld ausstreuend, kamen sie der ganzen Stadt zu Hülfe. Wohl verstand man das Abschiednehmen des heiligen Bischofs und obgleich dieses sein größtes Almosen war, so fand sich doch Niemand, dem es nicht mehr Seelenschmerz, als Hülfe bereitet hätte. Bei aller Bemühung war es nicht möglich, am nämlichen Tag mit all dem Gelde fertig zu werden. Man legte ihm Rechenschaft ab, wie viel geschehen sei und daß man noch 1200 Ducaten übrig habe. Er zeigte großen Schmerz, das Geld der Armen in andern Händen zu sehen, als in denen der bedrängten Armuth. Mit Thränen und Seufzern sprach er: Freunde, dieses Geld bleibe nicht eine Nacht in meinem Hause. Suchet noch andere Arme und

gebet ihnen sogleich, was ihr Eigenthum ist; oder bringt es in's Hospital und kommet zurück mit der Nachricht, daß es vertheilt sei. Um ihn zu beruhigen, schlug man vor, es solle den Wärterinnen der Kinder in dem von ihm gegründeten Findelhause gegeben werden; allein er sagte, das hiefür Nöthige sei schon auf zwei Jahre vorgesehen und angelegt. Er trieb sie so zur Eile, daß sie nach einem Schlafe von nur zwei Stunden zu ihren Bemühungen des Wohlthuns zurückkehrten. Als sie am folgenden Morgen, dem Tage vor Mariä Geburt, ihn wieder besuchten, konnten sie ihm melden, daß Alles den Armen gegeben und kein einziger Heller mehr übrig sei. Er athmete tief auf, Heiterkeit umstrahlte sein Antlitz, und er erhob seine Stimme zu den Worten: „Oh! wie sehr habet ihr meinen Geist erleichtert und mein letztes Geschäft gefördert! Gott vergelte euch den Trost, den ich von euren Händen empfangen habe." Dann kehrte er sich zu einem Crucifix, das er beständig bei sich hatte und aus welchem sein ganzer Reichthum an Kostbarkeiten bestand, und sprach unter Freudenthränen, mit dankerfüllter Stimme und apostolischer Kraft: „Diese deine Schafe, o Herr, welche dich so viel gekostet haben, hast du mir anvertraut; unter Thränen habe ich dich gebeten um die Gnade der Kraft und der Einsicht, sie zu leiten. Für sie habe ich mich keiner Arbeit entzogen, keine Sorge und Verfolgung um ihretwillen ist mir lästig gewesen. Von ihrem Eigenthum, dessen Verwalter ich war, bin ich ihnen Nichts schuldig geblieben; es ist Nichts mehr in meinen Händen, und ich habe Nichts nach meiner Willkür verbraucht, sondern Alles für ihre Nothdurft. Unendlichen Dank sage ich dir, o Herr, für die Gnade, daß ich sagen kann: Ich sterbe arm."

Diese Freude verdarb ihm ein wenig sein Schatzmeister durch die Meldung, daß er an jenem Tage eine gewisse

Geldsumme eingenommen habe, und daß über seine Hauseinrichtung noch nicht verfügt sei. „Oh! guter Diener!“ rief er aus, „der du deinen Herrn an ein Vermächtniß erinnert hast, obgleich du wohl weißt, daß du keinen Antheil daran haben wirst.“ Um nun Alles von sich zu entfernen, was ihn hindern könnte, in der größten Armuth zu sterben, befahl der Heilige, seine Hauseinrichtung zu dem Vorstand der Unterrichtsanstalt zu verbringen, welche er gegründet hatte; — ein großes und zugleich doch ein armes Vermächtniß wegen der äußersten Bescheidenheit seiner Einrichtung. Er hat seiner Anstalt Reliquien vermacht, welche sie heute noch verehrt, keine Kleinodien. Das wenige Geld, welches eingegangen war, ließ er unter seine Dienstboten vertheilen, die auch von Valencia waren und ärmer als alle Armen der Stadt. Er schenkte einem Armen das Bett, in welchem er lag; und da es ihm einfiel, daß es nach der Schenkung nicht mehr sein, sondern des Beschenkten Eigenthum sei, so sprach er zu ihm: „Erlaube mir, Bruder, in deinem Bette zu sterben; wo nicht, so will ich mich zum Sterben auf den Boden legen, und ich werde dem Grabe näher sein.“ Es schmolzen bei diesen Worten die Herzen Aller, welche sie hörten. Zwei Tage vor seinem Tode kamen zu ihm die Mitglieder seines Kapitels mit eben so viel Schmerz als frommer Verehrung, um ihn zu bitten, er möge sich in seiner Domkirche beerdigen lassen, damit es ihnen vergönnt sei, ihn immer bei sich zu behalten. Aber der heilige Ordensmann gab es nicht zu, so hoch er auch die zärtliche Liebe seiner Söhne anschlug. Er lehnte die Bitte ab mit der Erklärung, er sei Augustinermönch; wenn das erzbischöfliche Amt ihn seinem Kloster entrissen habe, so solle der Tod ihn seinem Orden zurückgeben. Und demgemäß ertheilte er seine Befehle.

Am Vorabend von Mariä Geburt, nachdem er eine Weile

einsam mit Gott über seinen Hingang gesprochen hatte, ließ er sich Nachts um zehn Uhr die heilige Oelung reichen. Er antwortete in den Gebeten der Kirche und sang leise die Psalmen mit den Priestern.

Am Sonntag, dem Geburtsfeste der seligsten Jungfrau, ließ er den Bischof Cyprian rufen, und sprach zu ihm: „Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; lasset uns Abschied nehmen an dem Tische, an welchem Christus der Herr von den Seinigen Abschied nahm. Man richte hier einen Altar auf und feiere sodann das heilige Meßopfer.“ Also geschah es; er hörte die heilige Messe, und beim „Sanctus“ ließ er sich das Haupt emporrichten, um den Altar sehen zu können; bei der Erhebung des hochwürdigsten Gutes vergoß er reichliche Thränen. Hierauf fing er an, den Psalm zu beten: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft.“ Er kam bis zu dem letzten Verse: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Als er diesen Vers beendigt hatte, verschied er in demselben Augenblick, in welchem der Priester den Genuß des heiligsten Sacramentes vollendet hatte. Es schien, als ob der Tod mit Ehrfurcht gewartet habe, bis der Heilige seine Seele in die Hand seines Gottes empfohlen hatte und bis sein Leben und das Blut des Erlösers in einem und demselben Augenblick erlosch und vergossen ward.“ —

So Quevedo über den heiligen Thomas. Mit großem Bedacht haben wir diese Stelle hier aufgenommen, nicht nur als eine Probe von Quevedo's Darstellungsweise überhaupt und insbesondere bei religiösen Gegenständen; auch nicht bloß zur Charakteristik der Lebensgeschichte oder Legende, von welcher gerade die Rede ist.

Nein! Es geht aus dieser Stelle klar hervor, daß der Geist des Christenthums in Quevedo lebte. Denn dieser Geist der freiwilligen Armuth und Weltentsagung, welcher

aus den Worten und Thaten des heiligen Thomas spricht, ist in Wahrheit der ächte Genius des Christenthums. Darum hat der Heiland gesagt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Darum sind die Armen und Elenden der heidnischen Welt in frohlockenden Schaaren dem Martyrthum entgegengezogen. Dieser Geist ist es, welcher allein das unsägliche Elend des Erdenlebens zu lindern, und mit der Erlösung von der Sünde auch die Milderung des allgemeinen Jammers zu bringen vermag. Und wer so zu schreiben vermag, wie Quevedo die letzten Stunden des heiligen Thomas beschrieben hat, wahrlich! der hat vom christlichen Geiste „einen Hauch verspürt.“

Darum Heil dem Protestanten, der, wie Ticknor, eine so durch und durch vom Hauche des Katholicismus erfüllte Schilderung mit Vergnügen zu lesen vermag. Er hat Antheil am Geiste der katholischen Kirche; denn, je mehr ein Mensch Christ zu sein angefangen hat, desto mehr ist er, bewußt oder unbewußt, katholischer Christ. Derjenige aber hat wohl noch gar nicht angefangen, Christ zu sein, der noch niemals eine Ahnung von der glühenden Sehnsucht empfunden hat, Alles hinzugeben, was er auf Erden besitzt, um in freiwilliger und vollkommener Armuth mit Leib und Seele, mit Gut und Blut einzig seinem Gott und Erlöser zu dienen.

VIII.

Gottes Politik und Christi Regierung.

„Wir haben keinen König, als den Kaiser“ (Joh. 19, 15), so sprachen die Juden zu Pilatus, unmittel-

bar bevor er ihnen den Heiland zur Kreuzigung übergab. Und dieses nämliche Wort wiederholt ohne Ende die sogenannte moderne Staatswissenschaft unseres Jahrhunderts. Wer die Souveränetät des Staates losspricht von den ewigen Gesetzen des Rechtes und der Gerechtigkeit, wer die zehn Gebote Gottes oder eines derselben bricht, weil er die Majorität einer Kammer für sich hat, wer das Eigenthum und die Rechte der Kirchen nicht achtet, weil er aus der Mitte einer unkirchlichen Partei Unterstützung für seine Politik zu hoffen hat, wer Vernunft und Wissenschaft mißbraucht, um die menschliche Staatsordnung abzulösen von dem einzig giltigen und festen Grunde der göttlichen Autorität, der schreit in der That mit den Kreuzigern des Erlösers: „Wir haben keinen König, als den Kaiser.“

Wir denken bei diesem „Kaiser“ natürlich blos an das Wahngebilde des omnipotenten Staates und wir hoffen, trotz Allem, was bisher geschehen und nicht geschehen ist, daß der neue deutsche Kaiser sich niemals dieser ebenso wissenschaftlich bodenlosen, als praktisch ruchlosen Theorie unterwerfen, daß er vielmehr immer den König, von dem er sein Kaiserthum hat, anerkennen wird.

Jede christliche Politik stand von jeher und wird jeder Zeit im directesten Gegensatz stehen zu der so eben bezeichneten Auffassung der staatlichen Verhältnisse. Die spanische Literatur, als diejenige eines eminent christlichen Volkes, hat unseres Wissens kein Werk aufzuweisen, welches auf dem Grundsatz beruhte „wir haben keinen König, als den Kaiser.“ Wohl aber hat ihr Quevedo ein politisches Werk geschenkt, welches recht eigentlich den Zweck hat, die entgegengesetzte Anschauung in lebendiger Weise und an dem höchsten denkbaren Beispiel durchzuführen. Wir meinen das Buch, welches Quevedo in der Blüthe seiner männlichen Jahre und im

Vollbesitze der reichsten politischen Erfahrung unter dem Titel „Gottes Politik und Christi Regierung“ herausgegeben hat.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, welche zu sehr verschiedenen Lebenszeiten des Verfassers entstanden sind, und von welchen eigentlich nur der erste derjenigen Periode angehört, mit welcher wir uns zuletzt beschäftigt haben; gleichwohl soll um des Zusammenhanges willen das ganze Werk schon hier seine Besprechung finden.

Quevedo entwarf den ersten Theil desselben schon im Jahr 1617, mitten unter den anstrengendsten Arbeiten seiner politischen und diplomatischen Laufbahn. Er verwendete seine Gefangenschaft in Juan Abad während des Jahres 1620 zur Ausführung und Vollendung des früher Entworfenen. Und als im Frühjahr 1621 König Philipp III. starb, benützte der Schriftsteller die Epoche allgemeiner Unzufriedenheit mit dem Vergangenen, berechtigter Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft, um sein Werk als Manuscript in die gebildeten und politischen Kreise Madrids zu senden. Die neue Regierung konnte es nicht wohl wagen, mit Verfolgungsmaßregeln gegen einen hochberühmten und allgemein beliebten Schriftsteller ihre Laufbahn anzufangen, und die spanische Inquisition ist dem politischen Freimuth niemals in den Weg getreten. So machte denn das Buch schon seinen Weg, lange bevor es gedruckt war, und als im Jahr 1626 die erste Auflage die Presse verließ, geschah es ohne Wissen und Willen des Verfassers. Jetzt erst nahm er selbst sich seiner Arbeit, welche bereits ein Gegenstand der heftigsten Kritik geworden war, durch Veranstaltung einer sorgfältigen Ausgabe im November 1626 an. Er widmete sein Buch in einer glänzenden Zueignung dem Könige Philipp IV. Mit edeln und stolzen Worten weist er seinen König auf

die erhabenen Beispiele seiner glorreichen Vorfahren hin und fordert ihn auf, die Vorzüge eines jeden derselben zu studiren und in sich zu vereinigen. Dieser Widmung folgt ein kurzes Begleitschreiben an den leitenden Minister Olivares, welches zwar vom 5. April 1621 datirt, aber wohl erst zur Zeit der Herausgabe des Buches wirklich entstanden ist. Nachdem das schon als Manuscript in die französische und italienische Sprache übersetzte Buch einmal gedruckt war, folgten sich die verschiedenen Auflagen mit großer Raschheit; man zählt deren über 30.

Der zweite Theil des Werkes wurde jedenfalls nicht vor dem Jahr 1635 vollendet. Er sollte die späteren Erfahrungen und reiferen wissenschaftlichen Einsichten des Verfassers zur Darstellung bringen und ist dem Papste Urban VIII. zugeeignet.

Was nun den Zweck und Inhalt des ganzen Werkes betrifft, so schwebte dem Verfasser der leitende Gedanke vor, daß die ewigen Gesetze der Sittlichkeit unbedingt und schlechterdings auch die staatliche Ordnung beherrschen müssen. Ist dies aber richtig, so muß in der Person und in dem Beispiele Christi als des Mensch gewordenen Gottes sich auch die oberste Richtschnur für jegliches politische Verhalten sowohl der einzelnen Menschen, als auch der ganzen Staaten finden. Dieser Grundgedanke ist absolut wahr, wenn nicht das ganze Christenthum auf Irrthum und Täuschung beruht. Es ist ganz der nämliche Gedanke, welcher die auf politische und sociale Verhältnisse bezüglichen Sätze des Syllabus beherrscht. Und nur das Unvermögen, diesen Gedanken zu verstehen, hat die leichtfertigen, oberflächlichen und unwissenden Politiker Bayerns und Oesterreichs bestimmen können, gegen die Beschlüsse und gegen den ganzen Standpunkt des vaticanischen Concils so,

wie sie es gethan haben, aufzutreten. In der That sollten die Lenker der europäischen Staaten nachgerade anerkennen, daß Alles etwa Haltbare und Vernünftige unserer politischen Zustände aus dem Christenthum, also von der Person Christi herstammt, und daß Alles vom Uebel ist, was nicht aus dieser Quelle rührt. Quevedo hat die Erkenntniß dieser Grundwahrheit keinen Augenblick verloren. Sein neuester spanischer Bearbeiter, der mit besonderer Vorliebe und häufig über das richtige Maß hinaus Quevedo's Eigenschaft als Politiker, seine staatsmännische Einsicht, seinen Freimuth und seine Kühnheit betont, muß es gleichwohl anerkennen, daß alle die glänzenden Eigenschaften Quevedo's auf diesem Gebiete durchaus auf der Grundlage einer streng katholischen Weltanschauung beruhen. Es ist deßhalb ein eitles Bemühen und ein leeres Hirngespinnst, Quevedo aufzufassen als im Conflict befindlich mit der Kirche seiner Zeit und als hinneigend zu dem Geiste des 18. Jahrhunderts. Gerade das Gegentheil hievon ist wahr: Quevedo tadelt und geißelt die politischen Machthaber seiner Zeit, weil und insoferne sie praktisch abgefallen waren von den Lehrsätzen und Geboten der Kirche; er hält ihnen den unerbittlichen und ewig klaren Spiegel des Evangeliums vor, um ihre eigene entwürdigte Gestalt zu vergleichen mit der göttlichen Hoheit des Erlösers. Diese ganze Auffassung ist ebenso geistvoll als wahr, und es würde sicherlich gar Nichts schaden, wenn ein hervorragender Geist dieses Jahrhunderts mit genauer Anwendung auf die Zustände und auf die Leiden der Gegenwart ein ähnliches Buch schreiben wollte, wie es Quevedo's „Gottes Politik und Christi Regierung“ für das 17. Jahrhundert war.

Was sodann die Ausführung im Einzelnen betrifft, so wollen wir darüber Folgendes bemerken:

Nach einem einleitenden Kapitel, dessen Gegenstand die Entwicklung der Wahrheit ist, daß in einem richtigen politischen Gemeinwesen nicht der selbstsüchtige und tyrannische Einzelwille, sondern der allein vernünftige, geoffenbarte, göttliche Wille zu herrschen habe, geht der Verfasser zu der Aufgabe über, an einer Reihe einzelner Beispiele aus der heiligen Schrift neuen Testamentes die verschiedenen politischen Wahrheiten zu erörtern. Dies geschieht in den 23 folgenden Kapiteln des ersten und in den 23 Kapiteln des zweiten Theils. Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Kapitel dieses Werkes, wiewohl es so recht eigentlich ein Hauptwerk Quevedo's ist, hier zu erörtern; aber wir müssen doch wenigstens an einer beschränkten Zahl von Beispielen zu zeigen suchen, wie er seinen Gegenstand und seine Aufgabe behandelt und auffaßt.

Im zweiten Kapitel des ersten Theils hält er den Königen und Machthabern der Erde ein Gesammtbild der alleinwahrhaft königlichen Erscheinung und Wirksamkeit des Heilandes entgegen. Er zeigt ihnen, wie sie alle unter der elenden Sclaverei ihrer Leidenschaften, Sünden und Laster stehen, und gelangt zu dem Schlußsatz: Christus allein verstand es, König zu sein; darum kann nur Derjenige vom königlichen Amte etwas verstehen, welcher sich seine Nachahmung zur Aufgabe macht.

Von jetzt an behandelt jedes Kapitel irgend eine Stelle oder Erzählung aus einem oder mehreren Evangelien zur Erörterung irgend eines politischen Grundsatzes. Das dritte Kapitel nimmt sich zum Texte die evangelische Erzählung von den bösen Geistern, welchen Christus erlaubte, in eine Heerde Schweine zu fahren. Quevedo entwickelt daraus, daß es des Königs Pflicht sei, auch den Verworfensten anzuhören und ihm nicht alle und jede Barmherzigkeit zu versagen. Ka-

pitel 4 knüpft an die Geschichte von dem kranken Weibe, welches das Kleid des Erlösers berührte, und an die Worte Christi: „Es hat mich Jemand berührt, denn ich fühle, daß eine Kraft von mir gegangen ist" eine Erörterung darüber an, daß der König genau wissen müsse, nicht nur was er freiwillig gibt, sondern auch, was Andere heimlich unter seinem Namen sich anzueignen suchen. Dieses Kapitel ist reich an goldnen Regeln, welche auch heutzutage noch vollkommen praktisch sind. Oder sollte noch kein deutscher Staat die Wahrheit des Wortes empfunden haben: „Wer den König zerstreut, der setzt ihn ab, statt ihm zu dienen?" Oder sollten sich die Könige dieser Zeit wirklich gar Nichts merken können bei folgenden Worten: „Niemand soll den König berühren, ohne daß dieser es fühle und ohne daß er zu verstehen gibt, er wisse, daß und wer ihn berühre"? Die ganze Ausführung kehrt natürlich ihre Spitze gegen die Günstlingsherrschaft, welche um jene Zeit in Spanien und anderwärts so viel Uebles anrichtete; allein sie ist anwendbar auch auf die Günstlinge unserer Zeiten, mögen sie den Namen Minister führen oder einen anderen.

Aus den Worten, welche Christus bei der Hochzeit in Cana zu seiner Mutter sprach: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" lehrt Quevedo im 8. Kapitel, daß der König auch Denjenigen, welche seinem Herzen am allernächsten stehen, keine öffentliche Annäherung vertraulicher Form gestatten dürfe. Das 9. Kapitel züchtigt im Hinblick auf die Bitte der Herodias um das Haupt Johannis des Täufers die schlechten Rathgeber und zeigt zugleich an dem Beispiele des Verweises, welchen Christus bei der Fußwaschung dem Apostel Petrus ertheilt, wie der König ein scharfes Auge und ein ernstes Wort auch für die besten und nächsten Diener haben müsse. Im folgenden Abschnitt wird

an dem Beispiel des wachenden Herrn und der schlafenden Jünger gelehrt, daß „wer schläft, nicht regiert, sondern die Hut der Herde den Wölfen überläßt, und daß der Minister, welcher den Schlaf seines Fürsten hütet, nicht ihm dient, sondern ihn begräbt, nicht ihm Ruhe verschafft, sondern ihn entehrt. Auch genügt es nicht, daß der König die Augen offen habe, denn man kann auch mit offenen Augen schlafen; und wenn alsdann die Günstlinge mit geschlossenen Augen wachen, so werden Finsterniß und Verwirrung Alles beherrschen." Die Worte Christi, daß Niemand sein Jünger sein könne, der nicht Vater, Mutter, Weib und Kinder und sein eigenes Leben hasset, geben Veranlassung, im 11. Kapitel das Ideal und die Eigenschaften eines ächten und getreuen Dieners und Ministers zu zeichnen. Vortrefflich ist der 12. Abschnitt, in welchem des Heilands Frage an seine Jünger: „Wer sagen die Menschen, daß des Menschen Sohn sei?" zur Erörterung der Wahrheit führt, daß der König darnach fragen müsse, was man von ihm sage, daß er sich bemühen müsse, hierüber die unverfälschte und unparteiische Wahrheit zu erforschen, und daß er den am höchsten zu stellen habe, welcher ihn selbst am besten kennt. „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht", sagt der Erlöser und Quevedo knüpft an dieses Wort in seinem 16. Kapitel seine Mahnungen über die Ertheilung persönlichen Gehörs an jede Klasse von Unterthanen durch den Fürsten selbst. Der heilige Zorn Christi gegen die Geldwechsler und Taubenverkäufer im Tempel gibt im 19. Kapitel Veranlassung, die Könige zu lehren, wem sie zu zürnen und wen sie zu züchtigen haben, die Bedrücker des Volkes, die selbstsüchtigen und lieblosen Beamten, die Aemterverkäufer grober und feiner Art. Ganz im Gegensatze zu der constitutionellen Schablone, bei deren schulgerechter Durchführung

alles moralische Ansehen des Königthums zu Grunde geht, lehrt Quevedo an den Worten des Heilandes: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", daß der leitende Staatsgedanke verkörpert sein solle im König, nicht in den Ministern, daß er sie, nicht sie ihn zu leiten haben. „Wer nicht durch die Thüre hineingeht in den Schafstall, sondern anderswoher hineinsteigt, der ist ein Dieb und Mörder", lesen wir in dem Evangelium vom guten Hirten. Quevedo lehrt den König an diesem Evangelium erkennen, welche Personen er als treue Diener, welche er als Diebe und Räuber zu betrachten und zu behandeln habe. Das 24. und letzte Kapitel des ersten Theiles enthält einen allgemeinen Rückblick, eine Charakteristik der im Geiste des Christenthums aufgefaßten und geleiteten Staatsordnung, und fordert mit seinen Schlußworten in persönlicher Ansprache an Philipp IV. den König auf, eingedenk zu bleiben der Worte des Erlösers, wornach nur Derjenige auf festen Felsengrund gebaut hat, welcher die Worte Christi hört und befolgt; jeder Andere aber hat auf Sand gebaut.

Der zweite Theil enthält nach der Zueignung an den Papst und einem Vorworte an die Leser eine kurze „Vorrede an die sterblichen Menschen, welche von dem großen Gotte der Heerschaaren und von dem Throne seiner Majestät die Schirmherrschaft über die Völker der Erde erhalten haben." „Eurer Obsorge," ruft er ihnen zu, „und nicht Eurer Willkür hat Gott der Herr die Völker der Erde anvertraut; zur Arbeit und Anstrengung, nicht zur eitlen Zerstreuung und Genußsucht hat er Euch die Herrschaft übergeben. Strenge Rechenschaft habet Ihr abzulegen vor den Völkern, und Eure hohe Würde gereicht Euch zur höchsten Verantwortung."

Wird Jemand so sehr Sklave sein, um zu behaupten, daß

diese Sprache im 19. Jahrhundert überflüssig geworden sei? Und muß man nicht bekennen, daß es keine so überaus sklavische und obscure Zeit gewesen sein kann, in welcher der Unterthan also zum König sprechen durfte?

Das erste und einleitende Kapitel des zweiten Theiles zeigt zunächst an der Geschichte des jüdischen Volkes, wie das Königthum entstanden sei und wie dem menschlichen Königthum die Mängel und Gebrechen seiner Entstehungsweise seither durch die ganze Weltgeschichte ankleben. Als Samuel den Juden auf ihr dringendes Verlangen einen König gab, da verhieß er dem Volke: „Er wird Eure Söhne hinwegnehmen.“ Und seit jener Stunde werden bis ins Jahr 1871 und sicherlich noch für lange Zeit hinaus „die Söhne hinweggenommen.“ Im 3. Kapitel knüpft Quevedo an die Worte Christi: „Gehet und saget Johannes, was Ihr sehet und höret; die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf“ eine glänzende Auseinandersetzung über die Eigenschaften des wahren und ächten Königs, und wiederum eine herrliche Anrede an seinen eigenen König, welchen er auffordert, die segensreichen Wunderthaten des Heilandes nachzuahmen durch weise und kraftvolle Ausübung des Herrscheramtes. Auch in diesem zweiten Theile sind mehrere Kapitel der Beleuchtung und Geißelung der Günstlings- und Palastwirthschaft und den fluchwürdigen Folgen dieser Dinge für Könige und Unterthanen gewidmet. Dem Finanz- und Steuerwesen, welches im 17. Jahrhundert weiter zurück war, als irgend ein Zweig der Staatsverwaltung, widmet Quevedo eine kurze, auf Erleichterung der Menschen abzielende, und in unseren Tagen mehr als jemals brauchbare Betrachtung in seinem 8. Kapitel, das sich anlehnt an die evangelische Erzählung von der Bezahlung

des Zinsgroschens durch den hl. Petrus für sich und für den Herrn. Der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“, ein Lobgesang, welchen erst am letzten Weihnachtsfeste Tausende, ja Millionen von Christen in tiefstem Jammer und Elend, mit an Verzweiflung grenzendem Weh nachgestammelt haben, zeigt den Fürsten (im 10. Kapitel) die Beschirmung und Erhaltung des Friedens und der Rechtsordnung als ihre oberste und heiligste Aufgabe; — eine Wahrheit, von welcher nicht nur der Eroberungskrieg abweicht, sondern auch namentlich der „moderne Staat“, wo er, in gänzlicher Verkennung seines ersten und wichtigsten Berufes als Rechtsanstalt, mit despotischer Umarmung alle möglichen Lebensinteressen und ewigen Aufgaben der menschlichen Seele nach wechselnder Parteischablone sich dienstbar zu machen strebt, statt in möglichst weiten Kreisen die Freiheit walten zu lassen, zu deren vernünftiger Bethätigung der Mensch auf die Erde gestellt ist. Das 13. Kapitel gibt, im Anschluß an die Ruhe Christi beim samaritanischen Brunnen, den Fürsten Lehre und Vorschrift über ihre Erholungen und Zerstreuungen; auch bei ihnen sollen sie stets eingedenk bleiben der Würde ihres heiligen Amtes. Das 21. Kapitel wählt sich als Text die sämmtlichen Erscheinungen des Herrn nach seiner Auferstehung und die Erwählung und Belehrung des Apostels Paulus. Es geht aus von der Gewißheit, daß Alles, was Christus gethan, zu unserer Lehre und zu unserm Beispiel dienen müsse und sucht aus jedem Zuge des Verhältnisses zwischen dem Heiland und seinen auserwählten Jüngern Vorbilder zu gewinnen für das Verhältniß des Königs zu seinen obersten Räthen und Dienern. Das folgende (22.) Kapitel greift ausnahmsweise in die heilige Schrift alten Testamentes zurück, und beschäftigt sich anläßlich der Wahl eines Heer-

führers nach Josue Tod mit dem Kriegsministerium und mit den politischen Grundsätzen, welche für seine Verwaltung maßgebend sein müssen und zu deren Erläuterung noch verschiedene Ereignisse aus der Geschichte des alten Bundes herangezogen werden. Daß auch der Krieg eine Sache ist, welche von dem Herrn der Heerschaaren in letzter Instanz commandirt wird, daß man auch im Kriege Ihm und Seinen Geboten gehorchen muß, um zu siegen, daß auch im Kriege nicht die rohe materielle Gewalt für sich allein, sondern ihre Durchdringung und Vergeistigung durch Vernunft und Wissenschaft den Erfolg verbürgt, das ist die Summe von Quevedo's Kriegsweisheit. Und auch dieses sind keineswegs allgemeine, selbstverständliche und deßhalb überflüssige Sätze. Hat doch die Geschichte der letzten Monate nicht etwa bloß ihre Wahrheit von Neuem bewiesen, sondern sie hat auch von Neuem gezeigt, daß diese Sätze elementarer Weisheit noch immer von den Klügsten und Hochmüthigsten auf ganz unglaubliche Weise vergessen werden. Das 23. und letzte Kapitel wirft einen allgemeinen Rückblick auf die Führung der Menschheit durch die Hand Gottes sowohl im alten Bunde als mittelst der Erlösung durch den Sohn Gottes, stellt noch einmal die wesentlichen Grundsätze auf, welche sich für Staaten und Könige aus dem Geiste des Christenthums ergeben, und hält schließlich dem spanischen Monarchen, an welchen sich der Schriftsteller auch in diesem zweiten Theile, ungeachtet der Widmung an den Stellvertreter Christi, von Zeit zu Zeit wendet, in seinem glorreichen Verfahren Alphons dem Weisen von Aragonien (der auch einmal deutscher Kaiser war) ein zugleich erhebendes und zur Demuth stimmendes Muster vor. Das Werk schließt mit folgenden Worten:

„Zur Ehre und zum Ruhme Gottes, der allezeit jungfräulichen Gottesmutter Maria und des heiligen Apostels

Sanct Jacob, des einzigen Schirmherrn Spaniens, habe ich dieses Werk vollendet in der Absicht, mit meiner geringen Kraft und meinen beschränkten Studien zu dienen der Majestät des großmächtigsten, erhabenen und glücklichen Beherrschers der spanischen Monarchie, Philipp IV. Und Alles, was in diesem Buche geschrieben steht, unterwerfe ich mit gänzlicher Verläugnung meiner persönlichen Meinung der Beurtheilung und Berichtigung durch die heilige eine und allgemeine römische Kirche und ihre Diener.“ —

Man sieht: dieser Politiker ist kein Freimaurer. Er steht in vielfachem Gegensatze zu den politischen Zuständen und Verkehrtheiten seiner Zeit; er ist ein Fortschrittsmann, aber er will nur vorwärts auf der allein sichern Grundlage der göttlichen Autorität. Das Königthum, welches dem Auge seines Geistes vorleuchtet, ist ein auf christliche Weltanschauung und nationale Begeisterung begründetes; es ist kein absolutistisches, weil es strenge gebunden ist an das positive Recht und seine Satzungen; aber es ist auch nicht durch constitutionellen Wahn entwürdigt, sondern es wird von dem König persönlich im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott und vor dem Lande ausgeübt. Sein König begnügt sich nicht mit dem rein formalen Trost, daß er einen Kammermehrheitsbeschluß hinter sich hat, mag nun darin stehen, was Gott oder der Teufel haben will. Das Auge seines Königs ist gerichtet auf die ewigen Sterne der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, und sein höchster Rathgeber in allen Verhältnissen ist der Gottmensch Jesus Christus.

Quevedo's Texte und Erläuterungen sind bald mit mehr, bald mit weniger Geist und Geschmack gewählt; seine sprachliche Darstellung ist manchmal meisterhaft, manchmal auch geschraubt; das Ganze trägt, wie alles Menschliche, das Gepräge seiner Zeit. Aber der leitende Gedanke ist ein durch-

aus originaler und glücklicher und der Geist, welcher alle einzelnen Grundsätze und Aussprüche durchdringt, ist ein ganz vortrefflicher; es ist der Geist kraftvoller Männlichkeit und religiöser Tüchtigkeit, derjenige Geist, welcher allein die Staaten groß zu machen und glücklich zu erhalten vermag.

Um schließlich uns vor dem Einwurf oder Argwohn zu sichern, als ob wir in leidenschaftlicher Vorliebe für Quevedo und in persönlichem Eifer für katholische Anschauungen zum Lobe des bisher besprochenen Werkes zu viel gesagt hätten, wollen wir noch einige Worte von Demjenigen hier aufnehmen, was Quevedo's neuester spanischer Herausgeber, Fernandez Guerra y Orbe, ein Mann von durchaus modern fortschrittlicher Gesinnung, über „Gottes Politik und Christi Regierung" in der einleitenden Abhandlung zum ersten Bande seiner Ausgabe von Quevedo's Werken ausgesprochen hat. Er sagt dort unter Anderm:

„Man muß dieses Werk auffassen als ein vollständiges System der Politik, und zwar als das richtigste, edelste und zweckmäßigste. Es gründet sich nicht auf die trockenen und bitteren Bemerkungen eines Tacitus, nicht auf die verabscheuungswürdigen Grundsätze des unsittlichen Macchiavelli, noch weniger auf die Verkehrtheiten der sogenannten „Staatsraison". Sein Verfasser kann den Glauben nicht zulassen, daß es jemals möglich sein könnte, die Nichtachtung des Eigenthums und den Raub fremden Staatsgebietes zu rechtfertigen oder zu beschönigen, zu lügen oder ein gegebenes Wort zu brechen, heilige Eidschwüre zu verletzen . . .

„Das Evangelium ist das Buch der Regierungskunst. Dort findet sich die sichere und schöne Regel, um die Völker glücklich zu machen, dort das Vorbild, nach welchem Herrscher und Beherrschte gleichmäßig ihre Handlungen zu richten haben;

dort die Mittel, große Gefahren zu beschwören, schwierige Lagen zu bestehen . . . .

„Quevedo entfaltet allen Glanz seiner Phantasie, um mit furchtbaren Farben die Könige zu schildern, welche ihre Völker verschlingen, die Tyrannen, die Gottesläugner, die Schwächlinge, die Sklaven und Sorglosen unter den Herrschern . . . . Die Handlungen des Sohnes Gottes zeigen in Quevedo's Munde dem Fürsten, was er zu thun hat gegenüber dem Nepotismus seiner Verwandten und Höflinge, was er zu thun hat, wenn niedrige Einflüsse, Undankbare und Verräther sich zu seinem Untergang und zu seiner Entehrung verschwören, wie er den Satan von sich zu weisen hat in der Gestalt des Verführers und Ministers, der ihn mit Genüssen berauscht, ihn den Klagen und Bitten seiner Unterthanen entzieht und sich das königliche Amt anmaßt, welches der Himmel ihm gegeben hat, damit er es selber verwalte . . .

„Die Besetzung der Aemter, Belohnung und Bestrafung, die Kriegsverwaltung in allen ihren Zweigen, der Friede, der Krieg mit seinen günstigen und widrigen Zwischenfällen, die Erbfolge, die Minderjährigkeit des Regenten, kurz alle Gegenstände, welche ein Staatsmann beherrschen muß, sind der Gegenstand dieses kostbaren Werkes, welches wahrhaft Wunderbares leistet. Schade nur, daß ein manchmal räthselhafter und gesuchter Styl, einige Spuren von schlechtem Geschmack, eine nicht immer wohl angebrachte Gelehrsamkeit und vor Allem der gänzliche Mangel an methodischer Ordnung in Plan und Zusammenhang der einzelnen Abhandlungen seine Schönheit beeinträchtigen. Immerhin sind die Perlen und Diamanten in diesem Buche reichlich aufgehäuft; nur die Einfassung und künstlerische Aneinanderreihung zum Diadem fehlt. Und ungeachtet der Störung, welche man durch die angeführten Mängel empfindet, werden Gelehrte,

Staatsmänner und wer immer Anspruch darauf erhebt, in politischen Dingen Kenntnisse zu besitzen, zu jeder Zeit herbeieilen zu dieser unerschöpflichen Quelle von Gelehrsamkeit, von ausgezeichneten Grundsätzen und höchst nützlichen Bemerkungen. Die practische Anwendung dieses Buches wird eine Sache aller Zeiten sein."

Was Guerra y Orbe mit entschiedener Strenge über die Mängel und Gebrechen von Quevedo's Leistung bemerkt, das wird die Glaubwürdigkeit dessen erhöhen, was er zu seinem Lobe anführt. Wir aber wollen schließlich nicht vergessen, daß Quevedo in politischen Dingen ein Schüler des großen Jesuiten Mariana war. Wir wollen auch bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß ächter politischer Freisinn, daß jene hohe Gesinnung, welche sich nicht zu beugen vermag vor den Mächtigen dieser Erde, zu jeder Zeit und aller Orten am besten gediehen ist unter der schützenden Obhut des Christenthums und seines lebendigen Organs, der Kirche. Für diese Wahrheit ist Quevedo's Werk ein schlagender Beweis. Die Vortrefflichkeit seiner politischen Grundsätze und Anschauungen, die Vernünftigkeit und practische Brauchbarkeit seiner Rathschläge und Bemerkungen werden von keinem einsichtsvollen Menschen zu bestreiten sein. Aber Alles, was er im Einzelnen für politische Fragen Werthvolles gesagt hat, findet seine Erklärung und Bedeutung einzig nur in der festen Grundlage, auf welcher sein politisches System beruht, in der christlichen Weltanschauung. So erkennen wir denn in Quevedo das, was die Freimaurerpartei unserer Tage mit Abscheu und Entsetzen einen „demokratischen Ultramontanen" nennen würde; wir sehen in ihm jene Vereinigung von christlicher Frömmigkeit und stolzem Freiheitssinn, welche dem speichelleckerischen Spießbürgerthum dieses Jahrhunderts ein

Aergerniß und Greuel ist, wir sehen in ihm, mit einem Worte, einen ächten katholischen Fortschrittsmann aus dem Spanien des 17. Jahrhunderts. Und diese seine Eigenschaft ist eine der vorzüglichsten, welche dieser außerordentliche Mann an sich getragen hat; sie ist der Zug, welcher namentlich und vorzugsweise den Verfasser dieser Schrift mit Hochachtung und Zuneigung für Quevedo erfüllt hat; sie ist ein Vorzug, welcher allein schon genügt, um seinem Trägec Anspruch auf Verzeihung zu sichern für gar manche Fehler und Verirrungen.

IX.

Ein königlicher Brief.

Die kleine Schrift, welche den Titel führt „Commentar zu dem Briefe König Ferdinands des Katholischen an den ersten Vicekönig von Neapel," ist ganz besonders ausgebeutet worden, um ihrem Verfasser eine liberalisirende Tendenz im Sinne des 18. Jahrhunderts, ja selbst eine gegen Kirche und Papstthum feindselige Gesinnung unterzuschieben. Dieses Bestreben wäre gewiß an und für sich erfolglos, weil die unzweideutigsten Beweisstellen aus Quevedo's wichtigsten und umfassendsten Werken ihm in entscheidender Weise entgegenstehen. Es ist aber auch in dem Inhalt des hier fraglichen Büchleins nicht begründet.

Ferdinand der Katholische von Aragonien war bekanntlich sehr eifersüchtig auf die Erhaltung und Ausdehnung seiner Souveränetätsrechte. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, im Verein mit seiner glorreichen Gemahlin Isabella

den einheitlichen spanischen Staat zu gründen; dazu bedurfte es zähes und kraftvolles Festhalten an allem Errungenen und gegenüber der ganzen Welt. Von dieser Politik machte Ferdinand auch keine Ausnahme, wenn er es mit dem Papst, welcher damals ein sehr mächtiger weltlicher Fürst war, in dieser seiner Eigenschaft zu thun hatte. Dieß war ihm um so weniger übel zu nehmen, als der kriegerische und eroberungssüchtige Papst Julius II. ihm gegenüberstand. Auf seine Hoheitsrechte in Neapel aber war Ferdinand noch ganz besonders eifersüchtig, weil dieses herrliche Land seine neueste Eroberung war und unter der Oberlehensherrlichkeit des römischen Stuhles stand. Nun war es im Jahre 1508 vorgekommen, daß Julius II. ohne irgend welche Anfrage bei Ferdinand durch einen Herold ein päpstliches Breve im Gebiete des Königreichs Neapel verkünden ließ. Der damalige Vicekönig hatte von diesem Vorfall an Ferdinand Meldung erstattet, und zwar in dem Sinn, daß er das thatsächliche Vorgehen der päpstlichen Regierung geduldig hinzunehmen schien. Ferdinand aber sah natürlich sehr klar ein, daß das königliche Exequatur, wie Ranke sagt, das Hauptkleinod des neapolitanischen Reiches, der wahre Damm gegen alle päpstlichen Eingriffe war. Er erließ deßhalb von Burgos aus unterm 22. Mai 1508 den hier fraglichen Brief, welcher im höchsten Grade den Stempel der Persönlichkeit Ferdinands an sich trägt, so daß man wohl annehmen kann, der König habe ihn dem mitunterzeichneten Sekretär selbst diktirt. Ferdinand ertheilt seinem Vicekönig einen scharfen Verweis, und fragt ihn geradezu, warum er nicht auch thatsächlich vorgegangen sei, indem er den Courier des Papstes habe aufhängen lassen; dieses nachträglich zu thun, ertheilt er ihm den gemessensten Befehl, indem er erklärt, es sei ihm ungeheuer gleichgiltig, was sie in Rom dazu sagen. Um diese herben Worte zu

erklären, bemerkt der König, er dürfe sich um keinen Menschen in der Welt, auch nicht um seine nächsten Angehörigen bekümmern, sobald es sich um die Behauptung der Souveränetätsrechte des Staates handle; er habe die Pflicht, für Aufrechthaltung des Rechtes und der Ordnung in seinen Ländern zu sorgen, und er lasse sich von der Erfüllung dieser Pflicht durch keinerlei Rücksicht abhalten.

Soweit der König. Das Original des Briefes befand sich im Staatsarchiv zu Neapel, wo Quevedo es zu Gesicht bekam und Abschrift davon fertigte. Im April 1621, kurz nach Philipps III. Tod, als Balthasar de Zunniga die höchste Gunst beim neuen König zu besitzen schien, widmete ihm Quevedo von Juan Abad aus einige Bemerkungen, mit welchen er den königlichen Brief versehen hatte. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, Quevedo habe durch diese Arbeit den neuen Günstling in seiner Verfolgung des Herzogs von Lerma anspornen und hetzen wollen; Lerma war nämlich Cardinal und Papst Gregor XV. nahm sich seiner an. Diese Erklärung, welche allerdings für Quevedo's Charakter nicht sehr ehrenvoll wäre, ist auch nicht wahrscheinlich. Quevedo saß als Staatsgefangener in Juan Abad; er hatte an sich, an seine eigene Freisprechung genug zu denken, und gewiß besaß er damals weder Zeit noch Stimmung, um gegen Andere politische Verfolgungen anzuschüren. Sein unschuldiger Zweck war offenbar nur der, dem augenblicklich einflußreichsten Mann am Hofe eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Er wählte dazu eine politische Arbeit, in welcher er sich im Anschluß an die Worte eines großen spanischen Königs für eine kraftvolle, glänzende und thatenreiche Politik der spanischen Monarchie aussprechen konnte. Diese Wahl war um so geschickter, als die Politik des eben verstorbenen Königs so ziemlich das Gegentheil von dem gewesen war,

was König Ferdinand gethan hatte. Allgemein hoffte man von Philipp IV. eine Neubelebung des spanischen Einflusses in Europa durch eine ruhmvolle Regierung. Philipp IV. hatte damit angefangen, die Günstlinge seines Vaters, Quevedo's Feinde, zu stürzen. Unter diesen Umständen durfte der Gefangene von Juan Abad hoffen, mit seiner Arbeit über Ferdinands Brief in Madrid angenehm zu sein, und er glaubte sicherlich, damit gleichzeitig eine politische Pflicht zu erfüllen. In der kurzen Zueignung an Zunniga wendet sich Quevedo mit einem allgemeinen Satze gegen Diejenigen, welche ihrer schlimmen Gesinnung unter dem Deckmantel der Religion Eingang zu verschaffen suchen; daß aber die Spitze dieses Gedankens gegen den längst gestürzten Lerma gerichtet gewesen sei, läßt sich mit Nichts beweisen.

Was nun Quevedo's Anmerkungen zu dem königlichen Briefe betrifft, so bezeichnet er als den Zweck derselben die Erklärung und Entschuldigung der Härten und Rauhheiten dieses Briefes. Er macht darauf aufmerksam, wie rasch, wie entschlossen, wie consequent Ferdinands politisches Handeln bei dieser und bei jeder anderen Gelegenheit war. Er bemerkt, daß Ferdinand und seine Minister mehr darauf sahen, sorgfältig durchdacht zu haben was sie schrieben, als auf möglichst feine und höfliche Form des Ausdrucks. Er ist der Meinung, daß es dem König mit dem Aufhängen des päpstlichen Couriers nicht so ernst gewesen sei, daß er vielmehr damit gedroht habe, um nicht wirklich in die Lage zu kommen, es thun zu müssen; der König habe den Papst nur warnen wollen, ihn nicht wiederholt in eine so peinliche Lage zu versetzen.

An die Besprechung des königlichen Briefes knüpft Quevedo noch eine Reihe von politischen Bemerkungen allgemeinerer Natur, welche sämmtlich das Gepräge seiner vollendeten Meisterschaft in politischen Dingen tragen und

für alle Zeiten gleich brauchbar sind. Wir heben aus denselben beispielshalber folgende wenige Sätze hervor:

„Es ist immer besser gewesen, den Feind zur eigenen Vertheidigung zu zwingen, als sich vor ihm zu vertheidigen.

„Derjenige sichert sich einen großen Vortheil, welcher es versteht, durch die Drohung einer Züchtigung die letztere selbst zu ersparen.

„Groß ist der Fürst, welcher es versteht, die öffentliche Meinung als Kriegsheer, die Liebe als Schutzwache, und gleichzeitig die Furcht als Minister zu verwenden. Ein solcher Fürst fehlt nirgends in seinen Reichen; er wirkt, wo er nicht ist, und reicht dahin, wo man ihn nicht sieht. Wer sich dagegen mit dem Mechanischen der Krone und Regierungsgewalt begnügt, der wirkt am wenigsten da wo er ist und da wo die größte Gefahr ist; und es gibt Fälle, wo sich ein Fürst in einer Verordnung besser ausnimmt als in Person; es hat Majestäten gegeben, welche nur auf die Welt kamen, um in Depeschen einher zu wandeln, und die besser zum Lesen sind als zum persönlichen Handeln.

„Die Person eines Königs kann Söhne, Schwestern, Verwandte haben; aber das königliche Amt und die Gerechtigkeit müssen kinderlos, verwaist und ohne Blutsverwandtschaft sein auf Erden.“

Mit besonderer Heftigkeit wendet sich hierauf Quevedo gegen solche Minister und Diplomaten, welche etwaige gute und große Gedanken der Könige durch ihre miserablen Höflichkeiten abschwächen und verhunzen, gegen Minister, welche nicht fähig sind, am geeigneten Ort zornig zu werden, sondern durch jedes außerordentliche Ereigniß nur in Verlegenheit und Schrecken gesetzt werden.

Indem er zum Schlusse wieder einige Worte an Zunniga richtet, hofft er, man werde seiner Arbeit nicht jeglichen

Werth versagen; was er geschrieben habe, das habe er studirt in den Mühsalen und politischen Wirren langer Jahre und auf vierzehn Reisen, welche ihm mehr gedient hätten, um zu lernen, als um fremde Länder zu sehen, und auf welchen er gar manche Geschäfte des Königs mit Seiner Heiligkeit dem Papste und den italienischen Fürsten besorgt habe. Die Geschichte dieser seiner politischen Arbeitsjahre beabsichtige er darzustellen in einer besonderen Schrift unter dem Titel: „Die hinfällige Welt und die Launen der Zeit in den Jahren 1613 bis 1620," mit deren Abfassung er gegenwärtig (24. April 1621) beschäftigt sei.

Diese Schlußwendung beweist unseres Erachtens deutlich genug die Richtigkeit unserer Auffassung, daß Quevedo durch seine Anmerkungen zu König Ferdinands Brief im Allgemeinen einer kräftigen nationalen Politik der spanischen Regierung nach Außen, namentlich in Italien, das Wort reden, insbesondere aber die neuen Machthaber auf sich und auf seine Verdienste aufmerksam machen, ihre Gunst gewinnen, und dadurch einen baldigen glücklichen Ausgang seines damals noch anhängigen Criminalprocesses herbeiführen wollte. Von einer Absicht, gegen den Papst oder gegen die katholische Kirche feindlich aufzutreten, oder in politischer Aufklärung nach der Meinung des 18. Jahrhunderts zu arbeiten, kann man bei unbefangener Betrachtung in dieser kleinen Schrift Quevedo's eben so wenig eine Spur entdecken, als in irgend einem seiner größeren Werke.

X.

Die hinfällige Welt und die Launen der Zeit. — Große Annalen von 14 Tagen. — Der italienische Luchs.

Unsere Betrachtung wendet sich nunmehr ganz naturgemäß zu derjenigen Arbeit Quevedo's, welche er in den Schlußworten seines Commentars zu König Ferdinands Brief selbst angekündigt hat, und welche erst im gegenwärtigen Jahrhundert, leider nur als Fragment wieder aufgefunden wurde, nämlich zu der historisch-politischen Abhandlung „Die hinfällige Welt und die Launen der Zeit in den Jahren 1613—1620."

Es scheint, daß Quevedo sich mit dem Gedanken beschäftigt hat, eine zusammenhängende Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Er hatte zu einem solchen Werk eine glänzendere Befähigung, als wohl irgend Einer seiner spanischen Zeitgenossen. Allein der Thronwechsel und die daran sich knüpfende Rückkehr in die große Welt und an den Hof rissen den Schriftsteller leider aus seinen höheren Geistesarbeiten heraus, und so besitzen wir von seinem Unternehmen nur Bruchstücke. Dasjenige, von welchem wir in diesem Augenblicke sprechen, scheint gerade um die Zeit von Philipps III. Tod ungefähr zu derjenigen Gestalt gelangt zu sein, in welcher es uns jetzt vorliegt. Der Thronwechsel und die daran sich knüpfenden persönlichen Interessen gaben der Phantasie des Schriftstellers eine andere Richtung; er unterbrach seine Arbeit, um sie in den „großen Annalen von 14 Tagen" an dem nächstliegenden Gegenstand wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Diese beiden Arbeiten sind daher als Bruchstücke eines und desselben Werkes an-

zusehen, welches als Ganzes nicht vollendet wurde. Die „großen Annalen“ gab Quevedo alsbald in die Hände der Leser, weil der Gegenstand Jedermann im höchsten Grad interessirte; die „hinfällige Welt“ erhielt noch einen kleinen Zusatz, allein das Ganze, zu dem sie gehörte, ward nicht fortgeführt.

In ihrer jetzigen Gestalt bildet die „hinfällige Welt“ eine Broschüre von etwa 50 mäßigen Octavseiten, und zerfällt in drei Abschnitte.

Der erste Theil erzählt quellenmäßig und größtentheils aus eigener Anschauung die Geschichte des Krieges, welchen die Republik Venedig in den Jahren 1602 bis 1617 mit den Uscoquen und in Folge der daraus entstandenen Verwickelung mit Oesterreich führte; ein Gegenstand, über welchen wir schon weiter oben das Nothwendigste bemerkt haben. Quevedo's Erzählung ist ein vollendetes Muster geschichtlicher Darstellung, ein vollgültiger Beweis dafür, wie schön, rein und einfach er schreiben konnte, wenn er nicht am Hof war und sich Mühe gab, die Geschmacklosigkeiten und Unarten des Zeitalters von seiner Feder fern zu halten. Materiell enthält dieser Theil der Schrift einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte jener Zeit, da Quevedo über Alles, was er mittheilt, vortrefflich unterrichtet sein konnte, und seine Darstellung auch alle Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe an sich trägt. Sehr im Gegensatze zu Daru's Auffassung der nämlichen Ereignisse zeigt uns Quevedo in den Uscoquen, deren Fehler und Verbrechen er nicht verschweigt, doch im Wesentlichen den ungerecht angegriffenen und grausam verfolgten Theil. Er weist nach, wie planmäßig die venetianische Politik auf allen Punkten gegen das Haus Habsburg, sowohl gegen Oesterreich als gegen Spanien gerichtet war, und namentlich, wie sie den Herzog von Sa=

voyen gegen Spanien hetzte, während Venedig selbst Oesterreich aus dem adriatischen Meer zu verdrängen bemüht war. Er geht sodann auf Osuna's Politik über, und es gereicht dem Charakter Quevedo's zur höchsten Ehre, wie er, selber verfolgt, sich des verfolgten und gestürzten Mannes mit warmer Freundesstimme annimmt. Nachdem er seine Thaten bis zum Spätsommer 1617 kurz aufgeführt hat, faßt er die thatsächliche Wirkung von Osuna's Politik in den Worten zusammen: „Die Oesterreicher athmeten auf, die Katholiken jubelten Beifall, die Savoyer seufzten, und die Hugenotten fingen an, das Heer Karl Emmanuels zu verlassen"; wahrlich der bündigste Beweis dafür, wie grundfalsch Daru's Auffassung von Osuna's und Quevedo's Politik ist. Er bezeichnet schließlich den Haß, den aufrichtigen Haß der Venetianer als die Quelle von Osuna's Sturz, und er hätte damit die volle Wahrheit gesagt, wenn er die von Osuna namentlich in seinem Privatleben begangenen Fehler als zweiten Grund hinzugefügt hätte, wozu freilich bei diesem Gegenstand, und einem ohnehin Verlassenen und Verfolgten gegenüber, für Quevedo keine Veranlassung gegeben war.

Die venetianische Politik, weil gegen das Haus Habsburg gerichtet, befand sich unbestreitbar auch in einem feindseligen Gegensatz gegen die Interessen der katholischen Kirche. Habsburg war damals die Schutzmacht der Kirche, und Habsburg wird zu Grunde gehen, wenn es zu diesem seinem weltgeschichtlichen Berufe nicht zurückkehrt. Venedig dagegen, die ächte Repräsentantin der Krämerpolitik, stand im Bunde mit den Türken und mit den protestantischen Niederlanden. Daß die Venetianer auch in Deutschland im Trüben fischten und überall im Spiele waren, wo es gegen den Kaiser etwas zu intriguiren gab, dieß sucht Quevedo in seinem zweiten Abschnitt darzuthun, dessen Gegenstand die einleitenden Er-

eignisse des dreißigjährigen Krieges bilden. In diesem Zusammenhange erzählt er nun mit der gleichen Meisterschaft die Geschichte des Krieges in Böhmen und des Pfalzgrafen Friedrich bis nach der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620). Diese Darstellung gibt keine wesentlich neuen materiellen Resultate; sie ist aber, abgesehen von ihrer einfachen Schönheit, auch sehr ansprechend durch die eingestreuten Urtheile und allgemeinen Bemerkungen, von welchen wir nur einige wenige beispielshalber hierher setzen wollen. So sagt Quevedo:

„Weit gefährlicher ist für die Könige die Nachsicht mit den Verräthern, als der Verräther Haß und Waffengewalt; denn eine niederträchtige Seele gewinnt Trotz bei der Gnade, welche sie verschmäht, und bekommt Angst durch die Züchtigung, vor welcher sie sich fürchtet; darum ist ein Tyrann gegen sich selbst derjenige König, welcher dem Verächter seiner Güte verzeiht." Diese Zeilen beziehen sich zwar zunächst auf das Verhalten Ferdinands von Oesterreich gegen die besiegten Böhmen; sie wären aber auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr als einem Monarchen zu empfehlen gewesen. Namentlich scheint daraus hervorzugehen, daß nach Quevedo's Ansicht diejenigen Fürsten nicht weise handeln, welche ihre Minister unter ihren Todfeinden wählen.

Von den damaligen deutschen Protestanten sagt Quevedo mit den kürzesten Worten Dasjenige, was sich seit drei Jahrhunderten als der innerste Kern in der Geschichte des Protestantismus herausgestellt hat: „Das Beste oder vielmehr einzig Gute, was sich finden ließ an ihrer Vereinigung, das war ihre Entzweiung."

Und wer hat nicht seine besonderen und nachdrücklichen Gedanken bei den Worten: „Ein Jeder will lieber eine Krone nehmen, als auf sie warten, und die bequeme Ge-

legenheit, eine solche zu stehlen, zieht man der langen Mühe, sie zu verdienen, vor."

Der Nachkomme jenes von Quevedo so bitter bekämpften Karl Emmanuel von Savoyen gibt reichliche Veranlassung zu Commentaren über diese Worte, und man meint, Quevedo habe etwas von unserem Jahrhundert prophetisch vorausgesehen, indem er beifügt: „Der Besitz erhebt den Diebstahl zum Recht und beschönigt das Verbrechen; der Verräther gilt als solcher gerade so lange, als der Erfolg seiner Niederträchtigkeit noch zweifelhaft ist; führt er sie glücklich zu Ende, so wandelt sich jeder Vorwurf in Entschuldigung."

Der dritte Abschnitt hängt mit den beiden ersten nur lose zusammen, überschreitet auch die in den Titel des Werkchens aufgenommene Zeit. Er erzählt uns nämlich die Geschichte der Schlacht bei Fleurus, in welcher am 29. August 1622 Gonzalo de Cordova, der Nachkomme des Eroberers von Neapel, die räuberischen Horden des Grafen Ernst von Mannsfeld besiegte. Diese glänzende Waffenthat war in einer für die spanische Politik ziemlich erfolgarmen und trostlosen Zeit eine belebende Auffrischung des Nationalbewußtseins; jetzt ist sie von geringerem Interesse und wir gehen darüber hinweg.

In dem Augenblick, wo der Schriftsteller zur Darstellung der Veltlinischen Angelegenheiten übergehen will, bricht das Manuscript plötzlich ab und wurde, wie gesagt, nie vollendet.

Als eine in sich vollendete und höchst interessante Broschüre von etwa dem doppelten Umfang, wie die vorige, zeigt sich die Schrift, welche den Titel führt: „Große Annalen von 14 Tagen." Sie enthält im Wesentlichen die Geschichte des Thronwechsels nach dem Tode Philipps III. Quevedo widmet sie „den Königen und Fürsten, welche denen der Gegenwart in dem Elende dieser Welt nachfolgen werden".

Den eigentlichen Werth seiner Arbeit bezeichnet er durch die Worte: „Ich schreibe was ich sah, und gebe zu lesen die Wahrnehmungen meiner Augen, nicht die meiner Ohren.“ In dem Vorwort an den Leser, datirt vom 16. Mai 1621, bezeichnet sich Quevedo immer noch als „den Gefangenen in Juan Abad“. Es herrscht ein ernster, die Eitelkeit der Welt und die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge mit einer gewissen Schwermuth betrachtender Geist in diesem Büchlein. Gleich nach Philipps III. Tod macht Quevedo die Bemerkung: „Nichts erweckt so sehr die Aufregung des Volkes wie eine Neuerung. Man erlebte an jenem Tage, daß das Reich fröhlich war, als es seinen Herrn wechselte, ohne von dem Nachfolger mehr zu wissen, als daß er ein Anderer war. Jedermann kannte die tadellose Frömmigkeit, die ungetrübte Sittenreinheit des dahingeschiedenen Monarchen; Jedermann wußte, wie liebevoll sein Herz für seine Unterthanen schlug; — und gleichwohl sah man am Ende, daß das schönste Fest, welches Fortuna den Unterthanen zu ihrer Unterhaltung bereiten kann, kein anderes ist als ein Thron- und Regierungswechsel.“

Mit edlem Freimuth wendet sich der gefangene Schriftsteller an den jugendlichen Thronfolger. Die Leichenfeierlichkeiten des verstorbenen Königs trugen schon Kennzeichen der Vernachlässigung seines Andenkens. Quevedo macht den Thronerben darauf aufmerksam, daß er in diesem Umstand eine Drohung gegen sich selbst erkennen und sich merken solle, wie trocken der Tod mit den Monarchen umgehe, wie traurig und armselig es um ihr Andenken bestellt sei.

Indem nun Quevedo die Palastrevolution und den Systemwechsel erzählt, welcher sich an Philipps IV. Thronbesteigung knüpfte, kommt er natürlich auch auf die Verhaftung und Verfolgung seines früheren Gönners, des Herzogs von Osuna

zu sprechen. Die Art, wie dieses geschieht, gereicht beiden Männern unstreitig zur Ehre. Quevedo sucht den Herzog nicht frei zu sprechen von jedem Fehler, aber er beharrt darauf, daß Osuna sich zahlreiche und große Verdienste erworben habe; er läßt keinen Flecken unpatriotischer oder verrätherischer Gesinnung auf der Gestalt seines erlauchten Freundes ruhen; in dem Hasse einzelner Neapolitaner und der Republik Venedig sowie des Herzogs von Savoyen findet er den Schlüssel zu Osuna's hartem Schicksal. Er schließt seine Betrachtung dieses Gegenstandes mit folgenden bitteren Worten: „Osuna irrte, indem er annahm, sein gutes Gewissen sei eben so viel werth als alle Zeugen, und die Größe seiner geleisteten Dienste reiche aus als Gegengewicht gegen Alles. So verschmähte er denn jegliche Vertheidigung, und überließ sich der Verachtung, mit welcher ihn diese Verfolgung erfüllte. Da aber weder die Gesetze noch die Gerichte sich nach dem Gewissen richten, sah der Herzog sich schutzlos und verlassen gegenüber den ihm drohenden Anklagen."

Der Verlauf der Erzählung führt Quevedo später nochmals auf den Herzog von Osuna, und zwar auf die Zeit unmittelbar vor Quevedo's Austritt aus Osuna's Diensten. Ueberall ist seine Sprache diejenige des guten Gewissens, der Hochachtung, aber nicht der Schmeichelei. Es gehörte gewiß, wenn auch die Schrift nicht gedruckt, sondern nur als Manuscript in Umlauf gesetzt wurde, großer Muth dazu, in dieser Weise von dem Gestürzten zu sprechen; und wir finden in der Art, wie Quevedo ihn schriftstellerisch behandelt, einen neuen Beweis zu den vielen übrigen für die gänzliche Unrichtigkeit des Verdachtes, welchen namentlich Daru gegen das Andenken Osuna's erhoben hat. Die Schrift schließt mit dem Zeitpunkte, in welchem der Herzog von Olivares seinen Posten als leitender Minister und Günstling ange-

treten hat, nachdem Balthasar von Zunniga am 7. Oktober 1622 gestorben war; sie umfaßt also in der That einen bedeutend größeren Zeitraum, als die 14 Tage nach Philipps III. Tod, von welchen der Titel spricht.

Es ist ihr aber noch ein Anhang beigefügt, der ein besonders hohes Interesse erregt. Derselbe enthält nämlich Schilderungen, eigentliche Miniaturportraits oder Photographieen der Könige Philipp II., Philipp III. und Philipp IV., sowie der Minister Herzog von Lerma, Herzog von Uceda, des königlichen Beichtvaters Luis de Aliaga und des Juan de Spina. Aus diesen Schilderungen heben wir nur zwei hervor, welche das allgemeinste Interesse beanspruchen, um an einem Beispiel zu zeigen, wie Quevedo Personen und Charaktere malt. Er sagt über Philipp II.:

„König Philipp II. war der Sohn Kaiser Karls V., des glorreichen Beherrschers der Welt. Sein Vater hatte damit begonnen, das Glück zu besiegen, welches sich ihm in den Weg stellen wollte mit dem Aufstand der kastilischen Städte. Er besiegte Königreiche, nahm Könige gefangen, setzte Tyrannen ab, züchtigte die Ungläubigen, setzte Monarchen in Schrecken und nur der Uebermuth seines Kriegsheeres plünderte Rom, während die Freiheiten Italiens nur noch von seiner Großmuth lebten. Nachdem er sich darin ersättigt hatte, Alle zu besiegen, kehrte er, voll heiligen Ehrgeizes nach einem größeren Siege, in sich selbst ein, um Gott zu suchen. Er schlug es höher an, die Welt verachten zu können, als sie besiegt zu haben, und zog sich, um über seine Leidenschaften zu triumphiren, zurück nach dem Kloster Yuste, nachdem er auf die spanische Krone verzichtet hatte zu Gunsten seines Sohnes Philipp II., dessen Bild ich zeichnen will.

Philipp war von mittelgroßer Gestalt, von wohlgebautem Körper; sein Antlitz trug eine ernste Schönheit, welche die

Majestät mit Ehrfurcht umgab. Voll Beredsamkeit waren seine Gesichtszüge; oft beschloß er Strafen mit dem Blick und tadelte mit dem Auge, denn seine Miene entdeckte rasch jeden Fehler. Er verstand es seine Jugend zu erhalten, wie er es verstand, das Alter zu verbergen; mit Gewandtheit handhabte er die Waffen und begleitete die Soldaten, wenn er Krieg führte. Seine Politik war darauf gerichtet, zu erhalten, was sein Vater erworben hatte; er war furchtbarer, wenn er in tiefster Einsamkeit die politischen Verhältnisse erwog, als wenn er von Kriegsheeren begleitet war; und bei den Feinden galt seine staatsmännische Einsicht eben so viel, als eine Menge von Heerschaaren. Seine Umsicht hielt die Wage der Welt; krank und zurückgezogen war er Schiedsrichter über Krieg und Frieden.

Er begünstigte in verschiedenen Zeiten verschiedene Diener und denen, welche es nicht verstanden, ihn kennen zu lernen, gereichte dieß zum Verderben. In seiner letzten Zeit hatte er Männer an seiner Seite, welche mit ihm so eines Herzens waren, daß sie sich eben so sehr damit beschäftigten, ihn nachzuahmen, als ihm zu dienen. Diese Minister waren von der Art, daß auch nach des Königs Tod die Verläumdung keinen von ihnen schutzlos traf, und auch die jugendliche Zeit nach dem Thronwechsel nicht aufhörte, in ihnen die Wahl des großen Königs zu ehren.

Sein Verstand war scharf, sorgfältig und genau; sein Gedächtniß so unerschöpflich, daß er seinen Behörden damit zu Hülfe kam, seine Secretäre damit erleichterte, manchmal aber auch strafte. Glänzend war er und freigebig, wie Könige es sein sollen, nicht wie die Habsüchtigen es gerne möchten; er gab, aber verschwendete nicht; er belohnte Verdienste, aber gab sich nicht dazu her, habsüchtige Gelüste zu sättigen. Gerechtigkeit handhabte er in einer Weise, daß

man erkennen mußte, er wünsche Gnade walten zu lassen. Er hinterließ seine Reiche in Frieden, seine Kriegsmacht in Ehren, die Liebe seiner Unterthanen, die Furcht seiner Feinde, weil er sich im Leben auf den Tod vorbereitete und durch den Tod sein Leben beglaubigte. Doch hat ihn seine Furcht viel gekostet, und nur selten wußte er seinem Argwohn zu widerstehen."

„Philipp III. ward Philipps II. Nachfolger, nachdem Don Carlos ihm Platz gemacht hatte. Er war von mittlerer Körpergröße, starkgliedrig und wohlgebaut, würdevoll, freundlichen Angesichts und von heiterer Leutseligkeit. Sein Blick hatte eine unentschlossene Anspruchslosigkeit, ohne jede Anlage zum Finstern; seine Züge neigten sich eher zu der Heiterkeit des Lächelns, als zu grollender Aufwallung. Nach Nichts strebte er so sehr, wie nach Uebung des Gehorsams; mit leichtgläubiger Gelehrigkeit richtete er sich nach dem, was die Personen seines Vertrauens wünschten. Außerdem trieb er das Spiel und die Jagd. Allein diese Beschäftigungen waren nur von außen veranlaßt; denn im Innersten seines Herzens wohnte einzig nur Religion und Frömmigkeit. Seine Sitten waren so rein und lauter, daß die Betrachtung seines Lebenswandels eben so sehr zur Gottseligkeit aufforderte, als Hochachtung vor ihm einflößte. Er war so tugendhaft, daß man von der Reinheit seiner Seele eben so große Wunder hätte erwarten können, als Großthaten seiner Macht hätten entsprossen können. Er vollendete die Wiedereroberung Spaniens von den Ungläubigen, gebot Einhalt den Planen Savoyens, demüthigte Venedig; gegen die Ueberfluthung der Ketzerei ließ er die Katholiken wieder frei aufathmen. Und derjenige Unterthan würde sich schwer verfehlen gegen die Ehrerbietung vor seinem König, welcher diese edlen und einsichtsvollen Staatshandlungen unter dem Namen ge-

leisteter Dienste sich anmaßen wollte. (Gegen Lerma und Uceda gemeint.)

Man kann von seiner Gemüthsart nicht sprechen, ohne Diejenigen zu verurtheilen, welche ihn irreführten. Ueberschaut man seine Handlungen, so verletzt man ohne vorwurfsvolle Absicht sein geheiligtes Andenken, und ehrt zu wenig seine Wünsche, die immer rein waren, voll von Güte und von Gerechtigkeit. Statt Gehorsam zu finden, war er beständig belagert; fremde Verschlagenheit verstand es, seinen Gesichtskreis zu beschränken und sein Ohr zu verschließen." —

Das strenge Urtheil, welches über die Führung des königlichen Amtes durch Philipp III. ausgesprochen ist, beglaubigt um so besser Alles, was Quevedo über Philipp II. sagt. Und in der That hatte dieser höchst bedeutende, wenn auch über eine gewisse Beschränktheit des politischen Gesichtskreises nicht hinauskommende Monarch die Liebe und Begeisterung nicht nur seiner spanischen Zeitgenossen, sondern auch der nachfolgenden Generationen in so hohem Grade für sich, wie nicht leicht ein anderer König in der ganzen spanischen Geschichte. Er war ein vollendeter Spanier, und jedenfalls war er nichts weniger, als der blutdürstige Tyrann, welchen die Geschichtsbaumeister des 19. Jahrhunderts aus ihm zu machen bemüht waren. Wie für viele Andere, so wird auch für sein Andenken der Tag der sühnenden historischen Gerechtigkeit nicht ausbleiben. —

An dieser Stelle müssen wir um des Zusammenhanges willen noch einer weiteren kleinen Schrift Quevedo's kurz gedenken, welche er zwar erst im Jahr 1628 schrieb, die aber durch ihren Gegenstand noch seiner früheren Lebensepoche angehört. Wir meinen den „italienischen Luchs", welcher ganz speziell gegen die Politik des Hauses Savoyen und seines damaligen Hauptes Karl Emanuel gerichtet ist. Das

Werkchen ist nicht frei von der Nebenabsicht, Quevedo's in Italien geleistete Dienste und erworbene Verdienste hervorzuheben gegenüber der vorübergehenden Ungnade, in welche er, wie wir noch sehen werden, im Jahr 1628 abermals fiel. Es ist deßhalb an König Philipp IV. selbst gerichtet, steht aber im Uebrigen ganz auf derselben Höhe staatsmännischer Einsicht und vortrefflicher, kraftvoller Darstellung, wie Quevedo's bisher besprochene politische Werke. Mit vollstem Rechte beschuldigt Quevedo das Haus Savoyen, daß es sich Macchiavelli's Politik zur Richtschnur seiner Handlungen gemacht habe. Er zeigt, wie jeder Bund Italiens mit Frankreich nur auf Hinterlist und Verstellung von Seiten des ersteren beruhen könne, und auf dem Hasse gegen das Haus Oesterreich. Zwei Punkte Italiens sind es, auf welche Quevedo aus gründlicher Erfahrung seinen König aufmerksam macht, um sie als Handhaben des spanischen Einflusses, als die Schlüssel der Halbinsel zu behandeln: im Nordwesten und gegen Savoyen ist es Genua, im Südosten und gegen Venedig Brindisi, dessen Wichtigkeit, wie Quevedo richtig bemerkt, schon Julius Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten des Bürgerkrieges hervorhebt, indem er sagt, daß dieser Hafen das adriatische Meer und die Verbindung mit dem Orient beherrsche: eine Wahrheit, die erst in unseren Tagen hinsichtlich der Handels- und Verkehrs-Verbindungen wieder zur vollen Anerkennung gelangt ist.

Es scheint, daß Quevedo, als er diese Schrift verfaßte, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, unter der Regierung des jungen und lebhafteren Königs auf Osuna's italienische Politik zurückkommen zu können. Wenigstens glaube ich nur auf diese Art die Worte auslegen zu können, welche er an den König richtet: „Ich behalte nur dasjenige für mich, was ausschließlich für das Ohr des Königs ist.

Sollte Ew. Majestät diese Schrift zweimal lesen oder anhören, so wird sich beim zweiten Mal die Nützlichkeit des ersten Males zeigen, und Ew. Majestät sich einen in wenige Worte zusammengedrängten Gewinn versprechen können. Denn die Dinge, welche ich sage, sind mehr für Denjenigen, welcher darüber nachdenkt und Plane daran knüpft, als für den, welcher sie bloß liest." Doch mischt sich in diesen Hoffnungsschimmer die Besorgniß, daß alles nichts helfen werde, sehr stark hinein. Denn die Schrift schließt mit den Worten des Isokrates: „Ich weiß, daß die Menschen gewohnt sind, Denjenigen, welche sie loben, größeren Dank zu wissen, als Denjenigen, welche ihnen rathen."

Die spanische Politik kam nicht zurück auf die italienische Politik der drei großen und kühnen Männer Osuna, Don Pedro und Bedmar; sie hat daran Unrecht gethan. Wäre es gelungen, den spanischen Einfluß in Italien aufrecht zu erhalten, so hätte dieß nicht nur den Interessen der Kirche, sondern auch denen des italienischen Volkes selber wesentlich genützt. Dieses Volk war noch lange nicht „reif" zur Gründung eines eigenen Staatswesens auf tüchtigen Grundlagen. So, wie die Dinge sich nach Abschwächung der spanischen Machtstellung gestalten mußten, ward Italien zwischen Oesterreich und Frankreich herumgezerrt, bis es endlich der Verblendung Napoleons III. beschieden war, die Wünsche des Hauses Savoyen, diese Jahrhunderte alten Wünsche, zu deren Erfüllung die eigene Kraft nie hingereicht hätte, mittelst französischen und österreichischen Blutes zu erfüllen. Diese politische Thorheit bahnte den Weg für das größte politische Verbrechen dieses Jahrhunderts, für die schmachvolle Beraubung und unwürdige Mißhandlung des Hauptes der katholischen Christenheit.

Hiemit beschließen wir die Reihe derjenigen schriftstelleri-

schen Leistungen Quevedo's, welche unter der Regierung Philipps III. entstanden sind oder sich auf des Verfassers Schicksale und politische Laufbahn unter diesem König beziehen. Der Rest von Quevedo's Leben fällt unter die Regierung Philipps IV. Beide Könige haben seinen Lebensweg in zwei Hälften getheilt. Bisher haben wir gesehen, wie Quevedo aus dem Taumel einer kraftvollen, arbeitsreichen, aber auch genußsüchtigen Jugend sich nach und nach zu dem Ernste eines gereiften Mannes, zu der Bedeutung eines hervorragenden Staatsmannes und hochberühmten Schriftstellers aufgeschwungen hat, wie es ihm gelungen ist, die größten Anstrengungen zu überwinden, den größten Gefahren zu entgehen, alle Schwierigkeiten und Leiden eines langwierigen politischen Prozesses mit ungetrübter Heiterkeit und ungeschwächter Geisteskraft zu besiegen, so, wie es eines Mannes im besten Sinne des Wortes würdig ist. Herbe Erfahrungen und schwere Leiden waren ihm noch vorbehalten unter dem zweiten spanischen König, dessen Regierung er erlebte, und auf welche er so große Hoffnungen gesetzt hatte.

XI.

Philipp IV.

Die Regierung Philipps IV., in deren erste Jahre wir Quevedo begleitet haben, war für Spanien keine glückliche. Die Macht nach außen sank, der Wohlstand im Innern verfiel, und nach einer langen Regierung von 44 Jahren (1621—1665) hinterließ Philipp IV. seinem Sohne Karl II., dem letzten der spanischen Habsburger, die einst so gewaltige

Monarchie in einem traurigen Zustand. Diese nicht zu läugnende geschichtliche Thatsache ist bekanntlich von den geschickten und von den ungeschickten Vertretern der neuheidnischen Geschichtsauffassung vielfach und unermüdlich ausgebeutet worden, um aus ihr die Verkehrtheit jeder katholischen Politik im Allgemeinen und die Regierungsunfähigkeit des Hauses Habsburg insbesondere zu folgern. Allein diese ganze Folgerung ist eine hinfällige, weil man dabei die wahren und tiefsten Gründe des Verfalles der spanischen Monarchie übersieht oder zu übersehen vorgibt. Diese Gründe sind aber in der That und Wahrheit folgende:

1) war der spanischen Nation seit dem Tode der großen Isabella ein größerer Kraftaufwand zugemuthet worden, als sie auf die Dauer zu ertragen vermochte. Der 800jährige, schließlich siegreiche Kampf gegen die Ungläubigen, durch welchen Spanien im Westen, wie Oesterreich im Osten, die christliche Civilisation Europas vor dem Mohamedanismus gerettet hat, war nicht ohne die größten Anstrengungen der Volkskraft zum Ende zu führen. An ihn schloß sich ganz unmittelbar, ohne jede Ruhepause, die Entdeckung und Eroberung Amerikas, dessen Schätze in einer wissenschaftlich richtigen Weise nutzbar zu machen die wirthschaftlichen Anschauungen nicht nur der Spanier, sondern der ganzen damaligen Menschheit nicht befähigt waren. Beinahe gleichzeitig trat der Protestantismus in die Welt und nöthigte dem durchaus und streng katholischen Volke einen neuen Riesenkampf zu allen seinen übrigen Lasten auf. Spanien hat, im Bunde mit Oesterreich — menschlich gesprochen — den Sieg des Protestantismus verhindert, aber die politische Machtstellung der Nation hat dabei den Martyrtod erlitten, von welchem sie Gott bis zur Stunde noch nicht auferweckt hat.

2) die ganze Nation, nicht etwa bloß das Königshaus, verfehlte die richtige Mitte des einzuschlagenden Weges, indem sie, auf ihre großen, glänzenden und idealen Ziele gerichtet, der mühseligen täglichen Arbeit vergaß, mit welcher die Quelle des Wohlstandes versiegte. Hieraus erklärt es sich auch, daß die schöne Literatur Spaniens ihre goldene Zeit erreichte, während die Macht der Nation und das Gedeihen aller ihrer irdischen Verhältnisse schon tief gesunken war.

Diese zwei Gründe, in allen ihren Folgerungen betrachtet, erklären Alles, was geschehen ist. Die Behauptungen der Gegner aber sind erweislich grundfalsch. Denn was die behauptete Verderblichkeit einer auf der Grundlage des Katholicismus ruhenden Politik betrifft, so hat die Geschichte an den Beispielen Frankreichs und Oesterreichs, um von anderen nicht zu reden, zur Genüge dargethan, daß die Macht eines großen Reiches um so fester ist, je mehr das Volk an seiner Religion festhält, und um so gewisser zu Grunde geht, je mehr das Volk innerlich von ihr abfällt. Was aber die angebliche Unfähigkeit der spanischen Habsburger angeht, so beruht dieser Vorwurf vor Allem auf einer irrthümlichen Ansicht von der Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit anderer Regentenhäuser und Regenten. Betrachtet man die Sache beim hellen Lichte, so ist die Mittelmäßigkeit durchschnittlich und verhältnißmäßig nirgends so zahlreich vertreten, als gerade auf den Thronen; das ist nicht nur in Spanien so. Und es sind in der Weltgeschichte schon ganz außerordentliche politische Erfolge erreicht worden unter der Regierung und unter dem Namen wahrhaft beschränkter und mittelmäßiger Fürsten, während entschieden geistreiche und hochbegabte Fürsten — wir nennen den Gegnern ihren gefeierten Josef II. — es auf der Welt zu gar nichts gebracht haben. Das Schicksal der Staaten und Völker hängt

— hier abgesehen von der göttlichen Leitung der Geschichte — weit mehr von der geschickten und kraftvollen Erfassung der Zeitumstände durch die Völker selbst und ihre hervorragenden Geister, als von den Eigenschaften der auf den Thronen sitzenden Persönlichkeiten ab, womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß diese letzteren gleichgiltig seien. Sodann ist nicht zu übersehen, daß beispielsweise Philipp IV. ein entschieden begabterer Mensch war, als sein Vater, daß sein Minister Olivares ungleich mehr Thatkraft, Kühnheit und Entschlossenheit besaß, als Philipps III. Günstlinge Lerma und Uceda; gleichwohl ging unter Philipp IV. Alles weit unaufhaltsamer zurück, als unter seinem Vorgänger. Die Gründe der Erscheinungen können also jedenfalls nicht ausschließlich und nicht vorzugsweise in der Fähigkeit oder Unfähigkeit der einzelnen Menschen liegen. In der That gibt es, im Leben der Völker wie der Einzelnen, auch eine Macht, welche wir „Glück“ nennen; sie steht im Dienste Gottes, aber sie besteht, und wer ihre Schläge empfunden hat, der weiß es.

Werfen wir nun, so weit es zum richtigen Verständniß der übrigen Lebenszeit Quevedo's nothwendig ist, einen kurzen Blick auf die Regierung Philipps IV.

Vor Allem kündigte er, gedrängt von dem übereinstimmenden Verlangen seiner stolzen und kriegerischen Nation, den seit 1609 bestandenen Waffenstillstand mit den abgefallenen niederländischen Provinzen. Er hatte Recht; Waffenstillstand mit Rebellen ist einer großen Macht durchaus unwürdig; Rebellen muß man unterwerfen oder anerkennen. Aber Spanien mußte in den Niederlanden nicht nur diese, sondern auch den vereinigten Beistand Frankreichs und Englands bekämpfen. Das Glück gab Spanien Unrecht; im westphälischen Frieden mußte die Unabhängigkeit der prote-

stantischen Niederlande, und damit ein gefahrvoller Rivale in der Seemacht, feierlich anerkannt werden.

Fast die gesammte Dauer des dreißigjährigen Krieges fällt in die Regierungszeit Philipps IV. Daß die spanische Monarchie Alles aufbot, um das deutsche Haus Oesterreich in seinem katholischen und ächt nationalen Kampfe gegen Franzosen, Schweden, verrätherische Reichsfürsten und protestantische Revolutionsprinzipien zu unterstützen, dieß mußte sich von selbst verstehen; jede andere Politik wäre für Spanien Wahnsinn gewesen. Aber auch dieser große Kampf, welcher das Gesammtreich deutscher Nation zerstört hat, nahm in vielen Beziehungen, ganz unbeeinflußt durch Philipps IV. Fähigkeit oder Unfähigkeit, einen für Spaniens Interessen nachtheiligen Verlauf und Ausgang. Die ersten Erfolge des böhmischen Krieges, durch welche die Rheinpfalz in spanische Hände kam, hielten auf die Dauer nicht Stand. Mit dem Auftreten Gustav Adolfs in Deutschland wendete sich das Glück auch gegen die Spanier; ihre Erfolge im Elsaß und Breisgau waren gleichfalls weder von entscheidender noch von dauernder Art. Allein wahrhaft verderblich für die spanische Macht wurde der 30jährige Krieg durch die Politik Richelieu's, welcher im Bunde mit den deutschen Protestanten kein Mittel unversucht ließ, um den spanisch-österreichischen Einfluß in Europa zu brechen. Auf diese Weise kam die spanische Politik in eine Lage, welche auf Münzen dieser Zeit ganz richtig bezeichnet ist durch die Umschrift: „Alle gegen uns, und wir gegen Alle."

Es ist nicht unsere Aufgabe, die langwierigen Kriegsereignisse zwischen Spanien und Frankreich zu verfolgen. Richelieu verstand es, die Kraft der spanischen Armeen, welche vorübergehend in Frankreich eindrangen, weniger durch Einfälle auf spanisches Gebiet als dadurch zu lähmen, daß

er im Innern der spanischen Monarchie Aufstände hervorrief. Ein Staat, gegen welchen etwas Derartiges möglich ist, beweist schon hiedurch einen Zustand gefährlicher Schwäche.

Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien hatte längere Zeit in Roussillon gespielt, und das benachbarte Katalonien war der Kriegsverheerungen nach und nach müde. Olivares, überhaupt von hochfahrendem und gewaltthätigem Charakter, schonte weder die provinziellen Rechte und Eigenthümlichkeiten, noch fühlte er das durch den Krieg herbeigeführte Elend des Landes. Französisches Geld und französische Versprechungen wirkten zusammen mit verschiedenen Ausschweifungen der Soldaten. Unter allen diesen Einflüssen brach am Fronleichnamstage den 7. Juni 1640 in Kataloniens Hauptstadt Barcelona ein furchtbarer Aufstand aus, dessen Zweck auf nichts Geringeres hinausging, als auf die Errichtung eines von Spanien losgetrennten katalonischen Staates unter französischer Schirmherrschaft. In Folge dieser landesverrätherischen Rebellion drangen französische Armeen bis nach Aragonien vor, und erst im Jahre 1653 wurde der katalonische Aufstand vollkommen besiegt, nachdem er bis dahin einen großen Theil der spanischen Streitkräfte in Anspruch genommen hatte.

Nicht minder schmerzlich war die Wunde, welche Richelieu dem spanischen Staat in Portugal beibrachte. Nach aller politischen und geographischen Vernunft gehören Spanien und Portugal zusammen, und es bedürfte nur eines einzigen wahrhaft großen Königs auf der pyrenäischen Halbinsel, um das Programm der iberischen Union trotz aller eingewurzelten gegenseitigen Gehässigkeiten mit einem Schlage zu verwirklichen. Denn die Gegensätze zwischen Spaniern und Portugiesen sind nicht größer, als die zwischen Kataloniern und Andalusiern, zwischen Piemontesen und Neapolitanern, oder

zwischen Pommern und Bayern. Darum war es auch dem König Philipp II., in welchem das spanische Staatsbewußtsein so vollkommen verkörpert war, sehr leicht möglich gewesen, Spanien und Portugal mit einander zu vereinigen. Noch in seinem Testamente hatte Philipp II. den sehnlichen Wunsch ausgesprochen, daß Portugal nie mehr von Spanien getrennt werde, weil die Sicherheit, Machtstellung und gute Regierung beider Länder hievon abhänge, und weil sie nur vereinigt dem katholischen Glauben und der Vertheidigung der Kirche dienen könnten. Allein Spanien that nicht genug, um das allen Angriffen von der Seeseite preisgegebene Portugal zu schützen; Brasilien und die übrigen überseeischen Besitzungen Portugals wurden von den Engländern und Holländern theils erobert, theils geplündert. Daher schwere Mißstimmung auch in Portugal. Olivares reizte sie, statt sie zu beschwichtigen, und so brach denn im Dezember 1640 auch in Lissabon eine Empörung aus, welche den Herzog von Braganza, einen Nachkommen des großen portugiesischen Königs Emanuel, auf den portugiesischen Thron setzte. Sämmtliche Feinde Spaniens, Frankreich, Schweden und Holland voran, schlossen alsbald mit dem neuen Staat Bündnisse; er behauptete seine Unabhängigkeit, und die auswärtigen Besitzungen Portugals folgten dem Mutterlande nach.

Weder der Sturz des Herzogs von Olivares, noch der Tod des Cardinals Richelieu vermochte eine Aenderung herbeizuführen in dem spanischen Unglück. Auch in Sicilien und Neapel, wo noch vor so kurzer Zeit Osuna die kühnsten Plane hatte verfolgen können, brachen gefährliche Aufstände aus, welche bewiesen, daß Spanien nicht mehr im Stande war, seine auswärtigen Reiche zu behaupten. In Frankreich war Ludwigs XIV. Politik derjenigen Philipps IV. weit überlegen, und auch Cromwell zog das Bündniß mit Frank-

reich demjenigen mit Spanien vor. Nachdem schon im westphälischen Frieden Oesterreich und Spanien in wesentlichen Punkten unterlegen waren, setzte Frankreich seine auf die Vernichtung der spanischen Macht gerichtete Politik mit gesteigerter Kraft fort. Unter allen diesen Schicksalsschlägen ging das Leben Philipps IV., dessen Regierung unter so glänzenden Hoffnungen begonnen hatte, nach und nach auf die Neige. Die letzte Nachricht, welche der König erhielt, war die einer großen Niederlage seiner Truppen durch die Portugiesen. Dem Geiste seiner Ahnen wenigstens in einem Punkte treu, empfing er die Schreckensnachricht mit den Worten: „Es ist Gottes Wille", und starb am 17. September 1665.

XII.

1623 bis 1628.

Quevedo's Leben reichte nicht bis zum Ende dieser langen Regierung.

Aber es reicht so weit in dieselbe hinein, daß man die Spuren der auf die Monarchie einstürmenden schweren Ereignisse in seinen Schicksalen und Schriften wiederfindet.

Zwar vorerst hatte die neue Regierung sich seiner angenommen und er nahm sich ihrer auch seinerseits an. Der leitende Minister hatte gerade um die Zeit, als Quevedo in die Residenz zurückkehrte (März 1623) Verordnungen gegen den Luxus, sowie gegen die abenteuerlichen und ausschweifenden Kleidertrachten erlassen. Die Bemühung, gegen derartige Uebel mit Verordnungen einzuschreiten, wird natürlich immer eine vergebliche bleiben. Gleichwohl schenkte

Quevedo dem Unternehmen seinen Beifall, und sprach diese Gesinnung in einer „satirischen Epistel über die gegenwärtigen Sitten der Castilianer“ aus. Dieses, vom Geiste des classischen Alterthums erfüllte, nach dem Muster Dante's in glänzenden Terzinen einherwogende Gedicht faßt übrigens die Frage von einem weit höheren Standpunkte auf, als es die Verordnungen der Minister gethan hatten. Kraftvolle Männertugend und keusche Frauensitte sind die Ideale, nach welchen des Dichters Seele sich sehnt; die Wiederherstellung jenes Nationalgeistes, in welchem und durch welchen der große Kampf gegen die Mauren geführt worden war, erkennt er als die unerläßliche Bedingung der Größe und Wohlfahrt des Staates; maurische Belustigungen und Spiele, wie die Stiergefechte, will er verbannt wissen, und zu heiterer Festesfreude und glänzender Prachtentfaltung soll nur das hochheilige Fronleichnamsfest Veranlassung geben. Dabei ist die Dichtung frei von jeder unwürdigen Schmeichelei gegen den Großen, an welchen sie gerichtet ist und welchen sie auffordert, auf den Bahnen seiner ruhmvollen Vorfahren zu wandeln. Diese poetische Leistung scheint dem Dichter ganz besonders den Weg an den Hof gebahnt zu haben, wo er sich von jetzt an längere Zeit mit Glück und Glanz bewegte. Es handelte sich damals um die Verlobung des Prinzen von Wales mit der Infantin Maria, einer Schwester des Königs. Der Prinz, welcher später als König Karl I. den Thron und das Schaffot bestieg, erreichte zwar schließlich die Hand der spanischen Prinzessin nicht; allein seine Anwesenheit in Spanien veranlaßte eine Reihe von Festlichkeiten, zu deren Ausschmückung Poesie und Theater das Ihrige beizutragen hatten. Neben dem Dramatiker Alarcon wird Quevedo als ein bei diesen Veranlassungen thätiger Dichter des Hofes genannt.

Das Scheitern des spanisch-englischen Heirathsplanes hatte die Besorgniß rege gemacht, die englische Flotte könnte, wie sie schon im Jahr 1596 unter dem Befehl des Grafen Essex gethan hatte, einen Handstreich gegen die andalusischen Küsten, insbesondere gegen Cadiz ausführen. Es wurde angeordnet, Andalusien solle in gehörigen Vertheidigungszustand gesetzt werden; der junge und unternehmende König wollte selbst den Vollzug seiner Befehle überwachen. Zu diesem Zwecke brach er am 8. Februar 1624 von Madrid nach Andalusien auf, und in seinem Reisegefolge befand sich auch Quevedo. Die ganze Reise war vom Himmel, wenigstens vom Wetter, durchaus nicht begünstigt, und blieb auch ohne politische Folgen. Dagegen verdanken wir derselben einen meisterhaften Brief Quevedo's, welchen er unterwegs von Andujar aus am 17. Februar an den Marquis von Velada geschrieben hat. Mit unverwüstlichem Humor schildert er das ganz unglaubliche Ungemach und Elend dieser königlichen Reise. Bodenlose Straßen, in deren schuhtiefem Kothe die ganze Reisegesellschaft stecken bleibt, wechseln ab mit umgeworfenen Wagen und ähnlichen Abenteuern; der Februar jenes Jahres wird wegen seiner ungeheuren Regengüsse als ein „wüthender Monat" bezeichnet. Quevedo hatte auch die Ehre, den König in Juan Abad als Gast in seinem Hause zu sehen. Philipp IV. scheint aber mit des Hauses Bequemlichkeit nicht übermäßig zufrieden gewesen zu sein. Wenigstens warf er das Bett um, in welchem er schlafen sollte, und Quevedo selbst bemerkt in scherzhafter Uebertreibung, das Bett sei von der Art gewesen, daß man es in demolirtem Zustande besser habe zum Schlafen brauchen können, als vorher.

Ferner wird spaßhaft erzählt, wie der Graf von Santesteban dem König ein Fest bereiten will mittelst Stiergefecht,

Illumination und Erfrischungen. Dabei kam es vor, daß Wein, Käse und Brod, also recht bescheidene Dinge, servirt wurden; es waren aber die Gläser vergessen worden, und da der König keine Lust hatte, aus seinem Hute zu trinken, so mußte die ganze Gesellschaft Hunger und Durst leiden. Uebrigens wird der erst 20jährige König von Quevedo, wie es scheint in allem Ernste, wegen seiner körperlichen Tüchtigkeit und liebenswürdigen Laune bei allen Beschwerlichkeiten gelobt. Im April war die Reisegesellschaft glücklich nach Madrid zurückgekehrt.

In diesem Jahre starben die beiden Männer, welche auf Quevedo's frühere Lebensschicksale so großen Einfluß gehabt hatten, die Herzoge von Uceda und Osuna. Uceda war gerichtlich verurtheilt, vom König aber begnadigt worden; sein alter Vater Lerma suchte den Sohn, der ihn früher verdrängt hatte, zu trösten, indem er bemerkte, wie thöricht ein Tod aus leidenschaftlicher Bekümmerniß sei, und daß er selbst sich mehr vor seinen Jahren, als vor seinen Feinden fürchte. Allein Uceda war körperlich und geistig gebrochen; es halfen keine Trostgründe mehr, er starb im April in Alcalà.

Osuna starb im Gefängniß; für ihn zeigte sich keine Hoffnung königlicher Gnade. Schwere körperliche Leiden schärften die Qualen seines Geistes. Gleichwohl fand er in sich die Kraft, sein innerliches Leben zu ordnen, die Fehler und Verirrungen seiner Vergangenheit zu bereuen, und mit Gott versöhnt, getröstet von seinem Beichtvater, im Kreise seiner Kinder muthig und ergeben den Tod zu erwarten, welcher ihn am 25. September von seinen Qualen befreite. Quevedo's Anhänglichkeit an Osuna war unter allem Wechsel der politischen Verhältnisse die gleiche geblieben; sie überdauerte auch seinen Tod. Unbekümmert um Gunst oder Ungunst des Hofes, widmet er dem großen Verfolgten einen

poetischen Nachruf, in welchem er schön und nicht unwahr sagt: „Fehlen konnte sein Vaterland dem großen Osuna zu seiner Vertheidigung, doch nicht seine Heldenthaten. Kerker und Tod gab ihm Spanien, zu dessen Sclavin er das Glück gemacht hatte.“ —

Quevedo blieb zunächst unerschüttert in Geltung und Gunst bei Hof; man bezeichnete ihn um jene Zeit in den vornehmen Kreisen Madrids ganz besonders durch den Beinamen: „der geistvolle Hofmann.“ Im Sommer 1625 schrieb er, gemeinschaftlich mit zwei andern Schöngeistern der höheren Gesellschaft, ein Lustspiel, welches am 25. Juli, als dem Namenstage der Königin Isabella von Bourbon durch die Hofjunker aufgeführt wurde; es soll bei der königlichen Familie, welche der dramatischen Kunst mit Eifer und Geschmack huldigte, außerordentlichen Beifall gefunden haben.

Zu Anfang des Jahres 1626 reiste er mit dem Hofe nach Aragonien und Catalonien, wo Philipp IV. die Cortes dieser Provinzen oder wie man sie damals noch nannte „Königreiche“, d. h. nach unsern Begriffen die Provinziallandtage, abhielt. In Saragossa schloß er mit den Buchhändlern Duport und Verges einen Vertrag über Herausgabe der „Traumgesichte“, des „Erzschelms“ und der „Politik Gottes“. Die Behauptung mehrerer Biographen, die „größere Freiheit“ Aragoniens habe Quevedo hiezu veranlaßt, scheint uns wahrhaft lächerlich. Der Schriftsteller kam nach Aragonien im Gefolge seines Königs; er stand in höchster Gunst beim leitenden Staatsmann der Monarchie; und da sollte er, gleichsam diebischer Weise, in Aragonien in aller Geschwindigkeit Etwas drucken lassen, was in Castilien irgendwie verboten oder gefährlich war? Eine solche Annahme ist um so unwahrscheinlicher, als Quevedo jetzt zum ersten Mal den Weg der Presse betrat, um seine längst allgemein bekannten Werke (abgesehen

vom Leben des hl. Thomas) auf diese bequemere und erfolgreichere Weise zu veröffentlichen. Die Wahrheit an der Sache besteht eben darin, daß man trotz der spanischen Inquisition sowohl in Castilien, als in Aragonien sehr viel sagen, schreiben und drucken durfte, ohne wegen „Erregung von Haß und Verachtung“ in Untersuchung gezogen zu werden. Nachdem Quevedo's Werke einmal in den Druck gekommen waren, fanden sie den reißendsten Abgang; die Pressen von Valencia, Barcelona und Pamplona wetteiferten mit den portugiesischen, französischen und belgischen in unausgesetzter Herausgabe neuer Auflagen.

Schon in den Jahren 1624 und 1625 fängt auch Quevedo's Briefwechsel, so weit er uns noch erhalten ist, reichhaltiger und interessanter zu werden an. Neben Billeten, welche sich nur auf persönliche Verhältnisse beziehen, erscheinen in diesen und den folgenden Jahren größere, sorgsam ausgearbeitete Briefe über theologische, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände, und insbesondere, schon im Jahr 1624, ein höchst bedeutsames Schreiben über das Thema: „daß die Oeffentlichkeit des Strafvollzugs hinwegfallen müsse bei solchen Verbrechern, welche aus Eitelkeit die Strafe suchen.“ Man weiß nicht bestimmt, ob dieser Brief an den Präsidenten von Castilien oder an Olivares selbst gerichtet wurde. Die Veranlassung dazu war folgende:

Am 21. Januar 1624 fand in Madrid ein Auto de Fè statt, bei welchem der Katalonier Benito Ferrer, von Seite seiner Mutter jüdischer Abstammung, gerichtet werden sollte. Er hatte einem Priester während der heiligen Messe die verwandelte Hostie entrissen und sie in Stücken auf dem Boden herumgeworfen. Er rühmte sich seiner Frevelthat, verweigerte Widerruf und Abbitte, und wurde in der That

am Montag den 22. Januar vor dem Alcalà-Thore lebendig verbrannt.

Diese öffentliche und furchtbare Bestrafung hielt den französischen Hausirer Rinaldos de Peralta nicht ab, wenige Monate später ein gleiches Attentat zu verüben. Am 5. Juli stürzte er sich in der St. Philipps-Kirche, während das heilige Opfer dargebracht wurde, auf den celebrirenden Priester, riß die heilige Hostie in Stücke und schleuderte den Kelch an die Wand. Neun Tage nachher ward Auto de Fè über ihn gehalten; er bat um Gnade und wurde deßhalb erdrosselt und als Leiche verbrannt.

Daß das spanische Volk solch' fanatische Emissäre des unduldsamsten Protestantismus streng behandelte, finden wir begreiflich. Keine Nation, die Etwas auf sich hält, wird es dulden, daß ein beliebig hergelaufener Fremdling ungestraft ihr Heiligstes schände. Auch würde man sehr irren, wenn man diese Sektirer als Apostel des Fortschritts und der Aufklärung betrachten wollte; meistens wußten sie gar nicht, um was es sich handelte, sondern dienten in blinder, unverständiger Wuth den Zwecken Anderer, den selbstsüchtigen und herzlosen Planen ehrgeiziger Politiker. Es geschah ihnen also ihr volles Recht, wenn sie, wie jeder andere politische und nichtpolitische Verbrecher, nach den bestehenden Gesetzen gerichtet wurden. Daß man sich zu diesem Zwecke des Mittels der Verbrennung bediente, das beklagen wir von Herzen, und sind weit davon entfernt, es rechtfertigen oder beschönigen zu wollen. Jene Zeit war überhaupt streng und grausam; die Strafen anderer Länder und Verbrechen waren es nicht minder, als die spanischen Strafen der Verbrechen gegen die Staatsreligion. Nur möchten wir den Schrei gegen die Grausamkeiten der spanischen Inquisition nicht aus Deutschland hören, nicht aus diesem Deutschland,

welches mit Hülfe seines berühmten Protestantismus so viele Tausende ganz schuldloser und wehrloser Frauen und Jungfrauen nach und unter den schauderhaftesten Qualen, welche der Gedanke kaum ertragen kann, als Hexen verbrannte und von diesem wahnsinnigen Aberglauben erst durch die Jesuiten erlöst werden konnte. Und wir möchten jenen Schrei nicht hören im 19. Jahrhundert, nicht in diesem 19. Jahrhundert, in dessen ersten 70 Jahren so viele Millionen Wesen, die Gott zu seinem Bilde erschaffen, unter allen möglichen Leiden und Schreckensscenen zu Grunde gegangen sind. O ihr Heuchler! Sehet ihr denn nicht die Balken, die großen dicken Balken in Euren beiden Augen? —

Was nun Quevedo's Brief anbelangt, so ist er vom 9. Juli 1624 datirt und hat gleichfalls benutzt werden sollen, um Quevedo (wie man es auch bei Cervantes versucht hat), als einen Mann darzustellen, der in tiefstem Seelenschmerz über den Obscurantismus und Fanatismus seines verkommenen Zeitalters dahingelebt habe und hoch über dem katholischen Glauben gestanden sei. Es möge uns vergönnt sein, den ganzen Brief, zugleich als Probe von Quevedo's brieflicher Schreibart, hierher zu setzen. Der Leser möge dann selbst urtheilen, ob wir nicht Recht haben, indem wir behaupten, daß Quevedo auch in Bezug auf die Ketzer nicht ein Gegner, sondern ein Kind seiner Zeit war.

Er schreibt:

„Excellenz! In Angelegenheiten der katholischen Religion darf der Eifer nicht Zudringlichkeit genannt werden; und es wird nicht ungeeignet erscheinen, wenn in einem so dringenden und wichtigen Fall ein Mann seine Stimme erhebt, der kein anderes Mittel hat, um seine Gesinnung zu zeigen und zugleich den herzlichen Wunsch, von welchem er beseelt ist, Ew. Excellenz zu dienen. Wir Alle, die getauft sind,

haben hiezu die Berechtigung, und müssen als Berechtigte auch gehört werden. Ew. Excellenz aber liegt es ob, die Sache in besseren Stand zu setzen.

Ich muß bekennen, daß ich es immer für einen politischen Mißgriff hielt, wenn man im Gegensatz zu dem, was die Inquisition richtiger angeordnet hatte, den Benito Ferrer mit öffentlicher Feierlichkeit lebendig verbrannt hat. Denn er starb für seine Irrthümer so hartnäckig und unerschütterlich, daß von ihm ähnliche Aergernisse ihren Ausgangspunkt nehmen, und daß, um ihn nachzuahmen, vielleicht noch Andere, ehrgeizig nach Namen, Ruhm und Nachrede bei den Völkern, sich lachend in die Flammen stürzen. Wie man sieht, hat sich die Nachahmung von Ferrers Hartnäckigkeit mehr beeilt, als mir lieb ist; denn seit vier Tagen stehen wir unter dem Eindruck der furchtbarsten Tempelschändung. Und was mich am Meisten betrübt, das ist die Vermuthung, daß die Ketzer, welche unsere Gastfreundschaft genossen haben (d. i. England), diese Verzweifelten herüberschicken, um durch ihre Verwegenheit die Sectirer zu bestärken.

Jede Strafe ist gerecht, und jede ist noch zu gering: darüber sind wir Alle einig. Doch erübrigt die Untersuchung, auf welche Art und Weise die Strafe ihre gewünschte Wirkung thun wird. Ihr Hauptzweck ist, durch das abschreckende Beispiel ähnliche Vergehen zu verhüten und auszutilgen. Das Schlimmste aber, was man zu bekämpfen hat, ist die heimliche Absicht, mittelst der Asche dieser Verfluchten ihre Irrthümer zu befestigen, und zwar in verkehrter Nachäffung der heiligen Martyrer, welche durch das Feuer und Schwert, an dem sie starben, die apostolische römischkatholische Wahrheit nur fester begründet haben. Und es ist gewiß, daß diese und ähnliche tollkühne Irrgläubigen, verleitet durch die Ueberredungskünste ihrer Prediger, welche

ihnen ewigen Nachruhm und die Verehrung der kommenden Geschlechter verheißen, in eitlem Trachten nach der nämlichen Anbetung, welche sie der Gottheit versagen und nach dem eigenen Besitz der Altäre, welche sie entehren, den Rest ihres Lebens in die Schanze schlagen und den Verlust ihrer übrigen Jahre als Gewinn betrachten. Sie kaufen um den Preis ihrer ganzen unsterblichen Seele und ihrer besten irdischen Lebenszeit ein paar Zeilen in den Kalendern von Montpellier, Holland und England.

Da sich nun dieß also verhält, so erscheint es als sichere und bequeme Abhilfe, ihnen den Spaß dadurch zu verderben, daß das heilige Gericht der Inquisition jeden Menschen, der sich lebendig verbrennen läßt, eben so heimlich verbrennt, als es ihn verhaftet. Das erstere Geheimniß wird nicht minder nützlich sein als das letztere; denn das eine sichert die Verhaftung, das andere verbürgt die richtige Wirkung der Strafe. Auf diese Weise wird ihre Eitelkeit sich getäuscht sehen; die Reue wird weniger Schwierigkeiten zu überwinden haben, um sie zu bekehren, und die Neuerer werden weniger Gelegenheit haben, sich Derjenigen zu rühmen, welche sie Martyrer nennen, während dieselben in der That Geister der Hölle sind. Auch ist zu erwägen, daß man keinem geringen Mißstande entgegenwirkt, indem man den unwissenden Männern und Weibern aus dem Volk das Stellen verfänglicher Fragen und die Bewunderung des Leidens erspart, Dinge, welche oftmals dem Irrthum die Bahn brechen.

Alle gewöhnlichen Menschen legen dem Leben und der Gesundheit einen so hohen Werth bei, daß, wenn sie sehen, daß Jemand diese Güter verachtet und mit Muth und Entschlossenheit den Tod sucht, sie nicht im Stande sind, ihn tollkühn oder verrückt zu nennen; — sondern, was sie nicht

billigen können, das erheben und preisen sie gleichwohl. Daher kommt es, daß man die Einen sagen hört: „Hat ihn die Erde nicht verschlungen?!“ Andere aber: „Daß er kein Wort gesprochen, keinen Laut der Klage von sich gegeben hat!“ Das eine ist noch eine Frage, das andere schon eine Bewunderung, beide nicht verbrecherisch wegen Ketzerei, wohl aber gefährlich in ihrem geheimen Grunde.

Nero und alle Diejenigen, welche Christen hinschlachteten und verbrannten, haben unsern Glauben verbreitet, ohne zu wissen, was sie thaten. So lehrt uns vielfach die Kirche, welche durch das reichlich vergossene Blut der Martyrer fester begründet wurde. Die größte Verfolgung der Kirche (weniger mit Blut gefärbt, aber gefährlicher, als alle anderen) war diejenige des abtrünnigen Kaisers Julianus. Baronius bezeichnet sie schon am Rande als „Verfolgung des Julianus, verschieden von allen anderen“, und sagt über diesen Gegenstand im Texte: „Diese Verfolgung war weitaus verschieden von allen andern durch die heidnischen Kaiser über die Kirche verhängten Verfolgungen. Denn diese letzteren verboten das Christenthum, erließen und verkündeten gegen dessen Bekenner Gesetze, durch welche sie die Gläubigen zwingen wollten, mit Verleugnung ihres Glaubens den heidnischen Göttern zu opfern. Da dieß Julianus nicht that, waren sogar Viele der Ansicht, seine Maßregeln seien nicht unter die Zahl der Verfolgungen aufzunehmen.“

Der heilige Augustinus, der Vater des geistlichen Ordenslebens, ist ganz entgegengesetzter Ansicht. Er sagt, daß Julianus ein größerer Verfolger der Kirche war als alle Anderen, und auf eine verschiedene und sinnreichere Weise. Er mißgönnte dem Christenthum die Kräftigung durch das Blut der Martyrer, und deßhalb peinigte er die Christen nicht; ein höllischer und furchtbarer Anschlag, der unter dem

Schein der Milde alle Fortschritte der Wahrheit in ihrer tieferen Begründung untergräbt.

Diese Ansicht wird bestätigt durch die Eingangsworte der päpstlichen Bulle, mit welcher Julius II. das allgemeine lateranensische Concil einberuft. Denn also ruft er durch die ganze Kirche hin: „Julius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, zum künftigen Andenken. An die heilige römische Kirche, welche durch das Blut der Martyrer befestigt ist.“ Aus dem nämlichen Grunde muß man den Irrgläubigen dieses Mittel entziehen, welches so wirksam werden könnte, um ihre trügerischen Lehren zu befestigen, zumal die Strafen und Einrichtungen des heiligen Glaubensgerichtes nicht nur den Zweck haben, die Ketzer zu strafen, sondern vorzugsweise bestimmt wurden, die Ueberfluthung mit Irrlehren zurückzutreiben und zu vernichten, welche damals dieses Königreich bedrohte. So erklärt König Ferdinand selbst in seiner Verordnung über die neue Einrichtung der Inquisition, mit den Worten: „Nach dem Beispiel des heiligen Vaters und in der Absicht, Vorkehr und Abhilfe zu treffen gegen die Fluth des Verderbens, welche in diesem Königreiche wogte aus Veranlassung der Ketzerei und des Abfalls u. s. w.“

Mir scheint es — vorbehaltlich dessen, was die Inquisitoren als das Richtige erkennen werden —, als könne man die Art und Weise der Bestrafung abändern bei Denjenigen, welche, ehrgeizig zu sterben und verleitet von der Hoffnung auf Nachruhm, mehr Schaden thun, wenn man sie verbrennt, als wenn man sie leben läßt. Denn es ist ein Unterschied zwischen dem Einheimischen, der hartnäckig auf seinem Irrglauben besteht, und zwischen dem Eindringling, der zu keinem andern Zwecke hergesandt wird, als um durch den Skandal einer Tempelschändung, durch die Oeffentlichkeit seiner Bestrafung und durch die Hartnäckigkeit seiner Ver-

blendung in den Unwissenden Zweifel, in den Zweifelnden Irrthum anzufachen und ihren Lug und Trug mit Aufsehen zu umgeben. Nimmt man ihnen aber das öffentliche Schauspiel weg, ohne ihnen das Feuer zu erlassen, so dulden sie doppelte Strafe, nämlich die Strafe der Ketzerei und die Züchtigung ihrer Nebenabsicht. Auf die andre Art dagegen leiden sie nur eine einzige Buße, für welche sie in ihrer Bosheit wieder entschädigt werden durch die Gegenwart des Volkes und durch die verkehrte Hoffnung auf Erreichung ihrer arglistigen Absichten."

Nachdem hierauf der Briefsteller nochmals auf das Beispiel des Kaisers Julianus zurückgekommen ist, welche Stelle wir füglich übergehen können, fährt er fort:

„Nach meiner Meinung wird die Absicht dieser Verbrecher entwaffnet, sobald man ihnen die Oeffentlichkeit entzieht und durch das Schweigen des Geheimnisses das Bekanntwerden unmöglich macht. Dieß wird auch unterstützt durch die Worte des Propheten Nahum, der in seinem 2. Kapitel spricht von „starken Männern, welche im Feuer lachen." Um den höchsten Grad von Kraft und Muth zu bezeichnen, redet der Prophet von Männern, die sich aus dem Feuer Nichts machen. Der Wahnsinn, welcher das Leben verachtet, verschafft den Irrlehren großen Einfluß auf die Unwissenden. Die Ketzer trachten nach Nichts Anderem, als Menschen aufzählen zu können, welche begierig waren, das Leben in den Tod dahinzugeben, welche nach einem so furchtbaren Tode verlangten zur Schädigung unserer heiligen Religion. Diese Menschen sind gestraft, wenn sie ohne Zeugen brennen; sie empfangen Belohnung, wenn ihr Ruf sich verbreitet und der Beifall wächst. Wer gefehlt hat und um Erbarmen bittet, den soll man als Büßer an die Oeffentlichkeit führen; seine Reue gereicht zur Enttäuschung und

Schande der Irrlehrer und Sectirer; wer aber hartnäckig bleibt bis zum Tode, der werde im Geheimen bestraft.

Christus wurde gefangen genommen wie ein Räuber und Verbrecher. Als nun Petrus den wahrhaftigen Gott in den Händen der Häscher sah, hieb er einem derselben ein Ohr ab; aber, wie Tertullianus sagt, „die Geduld des Herrn wurde in Malchus verwundet;" er heilte den Verletzten und gab seinem Jünger einen Verweis. Das ist die Handlungsweise eines großen Gesetzgebers: dulden, auf daß sein Gesetz Geltung gewinne, aber nicht zugeben, daß der Widersacher öffentlich dulde.

Johannes und Jacobus gingen hin, eine Herberge für Christus zu suchen; man wollte sie ihnen nicht geben, man antwortete ihnen mit Beleidigungen. Sie berichteten es dem Herrn; eifrig ob ihres Auftrags und indem sie als Inquisitoren auftraten, sprachen sie: Herr, laß uns dem Feuer befehlen, daß es herabfalle und sie verbrenne. Er aber antwortete: Welches Geistes seid Ihr? Ich, der ich das Gesetz lehre und begründe, muß sterben, nicht aber Jene, die dem Gesetz widersprechen. Ihnen sind Strafen und Züchtigungen bestimmt, denen sie nicht entrinnen können.

Daß diese verfluchten Irrlehrer und Glaubensverderber den Martyrnamen erheucheln wollen, geht übrigens schon hervor aus dem 33. Kapitel der Beschlüsse des Concils von Laodicea, welches überschrieben ist: „Von den Blutzeugen der Ketzer, und daß es eines jeden Christen Pflicht ist, die Blutzeugen Christi nicht zu verlassen und nicht hinüberzugehen zu den Lügenmartyrern, d. h. zu denjenigen der Ketzer." Das Concil verbietet hier das große Gefolge und den Lärm, nach welchem diese Unglücklichen streben, und nennt sie die „von Gott Abgefallenen."

Will man aber an den Verstockten und Hartnäckigen

die Strafe des Feuertodes nicht insgeheim vollziehen, so geschehe es wenigstens nicht in der Residenz, wo es auch früher nicht geschah, wegen der Anwesenheit der Gesandten irrgläubiger Fürsten und wegen des Zusammenströmens von Fremden aus allen Völkern; — Umstände, welche in Toledo nicht obwalten. So werden die Erwähnten weniger gereizt durch die Strafe, und nicht durch das Schauspiel in ihrem Irrwahn bestärkt; erfahren sie es auch, so ist doch die Wirkung eines Berichtes nicht die der unmittelbaren sinnlichen Anschauung. Ich besorge jedoch, daß dieses Mittel nicht genügen wird und daß, wie mir scheint, die geheime Bestrafung und Verbrennung das einzig Ausreichende sein dürfte. Denn nur auf diese Weise kann man es unmöglich machen, daß die Unempfindlichkeit oder Verstocktheit oder Ueberzeugungstreue der Verurtheilten die Gewissen der Unwissenden beunruhige; nur so kann man es verhüten, daß die Zuschauer die Asche der Verbrannten aufsuchen, wie man bei Benito Ferrer gesehen hat, und daß die Spitzbuben sagen, er sei von den Todten auferstanden, und andere dergleichen Dinge, welche ein schlimmes Beispiel und unverkennbare Gefahr für die Religion in sich tragen.

Allgemein bekannt ist der Vorfall zwischen dem hl. Ambrosius und dem Kaiser, welch' Letzterer, um die heilige Messe zu hören, den Raum innerhalb der Altarschranken und die Altarstufen betreten hatte. Der heilige Priester wies ihn hinaus, indem er sagte, es sei noch ein Unterschied zwischen dem kaiserlichen Purpur und dem priesterlichen Meßgewande. Francisco de Mendoza erzählt in seinem „Concil von Illiberis“ diesen Fall mit den Worten: „Entferne dich, sprach der hl. Ambrosius; es ist dir nicht erlaubt, von hier aus die heilige Handlung zu schauen; denn im Tempel Gottes haben sowohl die Priester als die Laien ihren eigenen Platz.“

Das gleiche Verbot erfolgte für Spanien durch die Vorschrift des Concilium Bracarense: „Keinem Laien sei es erlaubt, den Raum innerhalb der Altarschranken zu betreten." —

Es ist daher sehr wichtig, daß jeder Altar, an dem celebrirt wird, mit einem Gitter versehen sei, innerhalb dessen außer dem Priester und Altardiener Niemand bei schwerer Strafe Zutritt findet; versäumt man diese Vorsicht, so entstehen die schwersten Mißstände. Stellt man dagegen diesen Verschluß wieder her, welcher mit der Ehrfurcht vor dem heiligsten Sacrament so wohl übereinstimmt, so wird man wenigstens erreichen, daß die Irrgläubigen sich nicht mit gewaltthätiger Hand den Altären nahen können, wenn man auch um der bestehenden Friedensschlüsse willen nicht verhindern kann, daß sie die Kirchen betreten, wie es das Concil von Laodicea angeordnet hatte durch die Vorschrift: daß den Ketzern nicht zu gestatten sei, das Haus Gottes zu betreten. (Hier folgt eine Stelle aus Tertullianus, welche wir als unerheblich übergehen.)

Es ist möglich, daß der Vorschlag, welchen ich Euer Excellenz mache, so nothwendig ist, daß leider die Ereignisse mir recht geben. Uebrigens wird die geeignete Maßregel diejenige sein, welche von der höheren Behörde verfügt und von der Einsicht und eifrigen Gesinnung Ew. Excellenz bestätigt wird. Denn die Fürsorge für die wichtigsten Interessen der spanischen Krone und für die Erhaltung unserer heiligen Religion können niemals verschiedene Wege gehen. Gott erhalte u. s. w. Madrid den 9. Juli 1624."

Wenn wir bei unserer Darstellung von irgend einer andern Absicht, als von dem Streben nach Wahrheit, geleitet wären, so würden wir diesen Brief wohl nicht zur Mittheilung ausgewählt haben. Denn es ergibt sich aus demselben klar genug, daß die katholische Kirche des 17ten Jahrhun=

derts sich sogar in Spanien und in den eigentlichen Kreisen des spanischen Volkes bedroht fühlte; und es ergibt sich ferner, daß auch die höchst begabten Geister jener Zeit von der Nothwendigkeit schonungsloser Gewaltmaßregeln überzeugt waren. Inhalt und Ton des Briefes zeigen aber unseres Erachtens zugleich deutlich, wie sehr Diejenigen im Irrthum sind, welche Quevedo mehr oder minder auf die protestantische Seite stellen möchten.

Während der schon erwähnten Reise nach Aragonien vollendete der stets unermüdlich arbeitsame Quevedo ein kleines Werk, dessen Vorrede vom 17. März 1626 datirt ist, und dessen wir wenigstens mit einigen Worten erwähnen müssen. Es führt den Titel: „Die Geschichte der Geschichten"; der Inhalt ist eine novellenartige Erzählung aus dem spanischen Volksleben, welche man nicht unpassend durch die Worte „eine Heirath mit Hindernissen" bezeichnet hat. Allein der Werth und das Interesse des Ganzen beruht nicht auf dieser Erzählung, sondern auf dem philologischen oder linguistischen Kunststück, daß die Schrift eine „Geschichte in Sprüchwörtern" im strengsten Sinne des Wortes ist. Man weiß schon aus Cervantes, daß die spanische Sprache einen außerordentlichen Reichthum an Sprüchwörtern und humoristischen volksthümlichen Redensarten besitzt. Viele Hunderte dieser Sprüchwörter, weit mehr, als deren Sancho Panza vorbringt, hat Quevedo in diesem kleinen Meisterwerk mit unendlicher Kunst zu einer ganzen Geschichte mosaikartig zusammengesetzt. Er stellt sich an, als ob er die Verwirrung vielartiger Bestandtheile in der spanischen Sprache satirisch geißeln wolle; es ist ihm aber damit offenbar nicht Ernst; er verweilt vielmehr mit künstlerischem Behagen bei seiner exemplarischen Darstellung des spanischen Sprüchwörter-Reichthums. Jedenfalls war es ein

grobes und unverzeihliches Mißverständniß, wenn der frühere Beichtvater Philipps III., der nunmehr in der Verbannung lebende Luis Aliaga sich veranlaßt glaubte, die „Geschichte in Sprüchwörtern" durch eine Gegenschrift: „Die Rache der spanischen Sprache" heftig zu bekämpfen, weil er in seiner geschmacklosen Plumpheit meinte, Quevedo habe die spanische Sprache als solche verhöhnen wollen, was unserem Schriftsteller gewiß nicht im Traume eingefallen ist. Es ist merkwürdig, daß dem nämlichen Aliaga auch die falsche Fortsetzung des Don Quijote zugeschrieben wird. Sollte diese Annahme richtig sein, so hätte sich der abgesetzte Beichtvater an zweien der größten Geister seiner Nation auf gleich unverantwortliche Weise versündigt.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die „Geschichte in Sprüchwörtern" schlechterdings nicht in's Deutsche übersetzt werden kann; sie bedarf sogar für die heutigen Spanier eines ausführlichen Commentars, um vollkommen verstanden zu werden, ist übrigens als einzig in ihrer Art allgemein anerkannt.

Das folgende Jahr 1627 brachte für Quevedo den Anfang seiner lebhaften Theilnahme an der ganz Spanien in Aufregung versetzenden Frage über die Erklärung der hl. Theresa von Jesus als Patronin Spaniens neben dem hl. Apostel Jakobus. Wer das Leben der hl. Theresa, ihre außerordentlichen Eigenschaften, ihre großartigen Leistungen in der Klosterreform, und ihre wahrhaft klassischen Schriften kennt, der wird sich nicht wundern, daß diese Zeitgenossin Luthers und des hl. Thomas von Villanueva bald nach ihrem Tode in ganz Spanien die außerordentlichste und allgemeinste Verehrung fand. Dieses Gefühl steigerte sich bis zu dem Grad, daß im Jahr 1617 von Seiten des Karmeliter-Barfüßerordens bei den Cortes des Reiches der förm-

liche Antrag gestellt wurde, es möge die Heilige als Schutzpatronin Spaniens erklärt werden. Die Reichsstände entsprachen dem Antrag durch Beschluß vom 16. November 1617, und unterm 18. August 1618 ertheilte der König dem Beschlusse der Cortes seine Sanction. Nun erklärte aber der Erzbischof von Granada, gewiß mit Recht, daß ein solcher Beschluß nicht zu den Befugnissen des Reichstages gehöre, und daß er sich demselben in allen kirchlichen Beziehungen nicht unterwerfen werde, so lange nicht eine Entscheidung des hl. Vaters erwirkt sei. Der Erzbischof von Sevilla that das Gleiche, und die Sache blieb einstweilen in der Schwebe. Theresa von Jesus war damals erst selig gesprochen, ihre förmliche Canonisation erfolgte erst am 12. März 1622. Nun begann der Streit von Neuem, und Philipp IV. veranlaßte durch einen Brief vom Februar 1626 den Präsidenten von Castilien, die Sache bei den Cortes neuerdings anzuregen. Dies geschah, zumal da die Bevölkerung leidenschaftlichen Antheil an der Frage nahm, und die Cortes wiederholten ihren früheren Beschluß. Am 21. Juli 1627 erging das Breve Papst Urbans VIII., welches die langerwartete Entscheidung dahin gab: Theresa von Jesus solle Schutzpatronin Spaniens sein, jedoch ohne Beeinträchtigung des Patronats des hl. Jakobus. Jetzt erhob sich aber, zunächst von Sanct Jago aus, wo die Gebeine des hl. Apostels ruhen sollen, ein heftiger Widerstand selbst gegen die päpstliche Entscheidung. Eine ganze Masse geschickter und ungeschickter, gelehrter und ungelehrter Streitschriften entstand, und Quevedo in seiner Eigenschaft als Ritter vom Orden des hl. Jakobus fühlte sich berufen, an der Streitfrage gleichfalls thätigen Antheil zu nehmen, und zwar gegen die neue Patronin.

Bevor wir seine Schriften über diesen Gegenstand kurz

betrachten, wollen wir unsere Ansicht über die Sache selbst sagen, welche ja Nichts weniger als ein katholischer Glaubensartikel ist. Quevedo's neuester deutscher Lebensbeschreiber spricht sich mit folgenden Worten darüber aus: „In der irdischen Monarchie ließ man Alles mit Resignation zu Grunde gehen; mit desto größerem Eifer stritt man für die Rechte der eingebildeten himmlischen Schirmherren."

Wir sind sehr damit einverstanden, daß man die irdischen Monarchieen nicht soll zu Grunde gehen lassen, sondern daß dieselben der lebhaftesten Arbeit gar sehr bedürftig sind. Im Uebrigen kommt es nur darauf an, ob man der Meinung ist, daß mit der Verwesung des menschlichen Leibes auch der menschliche Geist vernichtet wird, oder ob man an die Unsterblichkeit des Geistes glaubt. Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß wir von dieser letzteren Ueberzeugung erfüllt sind. Leben aber die Geister der Seligen fort, so können wir sie uns nur denken als vervollkommnete Wesen. Da nun die Liebe das Band der Vollkommenheit ist, so nehmen die Seligen an den Schicksalen der Erde und ihrer Bewohner gewiß liebevollen Antheil. Dies ist ebenso wenig unbegreiflich oder übernatürlich, als es unbegreiflich ist, daß das Licht eines fremden Weltkörpers Millionen von Meilen durcheilt, um unsere Erde zu erwärmen, zu befruchten und zu segnen. Es ist daher an sich vernünftig, und es wird durch eine vieltausendfache Erfahrung bestätigt, daß durch die gläubige Erwählung und Anrufung eines Schutzheiligen von Seiten eines einzelnen Christen zwischen der Seele dieses Christen und dem Geiste des Heiligen ein lebendiges, liebevolles und segensreiches Wechselverhältniß entsteht. Und die Thorheit ist nicht auf Seite Derjenigen, welche so etwas glauben, sondern sie ist auf Seite Jener, welche etwas so ganz Gewisses bezweifeln oder

läugnen. Das nämliche Verhältniß aber, welches sich bildet zwischen der einzelnen Seele und ihrem erwählten Heiligen, ist auch möglich und wirklich zwischen einer wahrhaft gläubigen Nation und ihrem Heiligen. Es handelt sich also keineswegs um eingebildete, sondern um sehr wirkliche und für das Geistesleben der Völker sehr wichtige Dinge.

Allein auf der andern Seite ist es richtig, daß der einzelne Mensch und ebenso auch ein ganzes Volk in seinem Verkehr mit der übersinnlichen Welt auf Abwege und in Verirrungen gerathen kann.

Wenn sich ein schlichter Landmann den hl. Augustinus, eine Familienmutter die strengste Klosterjungfrau, oder ein Staatsmann den Einsiedler Antonius zum Schutzheiligen wählen wollte, so würde bei der Sache wahrscheinlich nicht viel Segensreiches herauskommen. Auch die Nationen, wie die Einzelnen, haben ihren Charakter, ihren Beruf und ihre Bestimmung. Die spanische Nation hatte die Aufgabe, während acht Jahrhunderten Europa und das Christenthum in blutigem Kampfe gegen die falsche Cultur und gegen die fanatischen Heerschaaren Mohameds zu vertheidigen. Sie hatte sodann den Beruf, eine Hauptstütze der katholischen Kirche gegen die schwere Gefahr der protestantischen Principien zu sein; und sie erfüllt noch heutigen Tages den Beruf, ein rein katholisches Volk, und zugleich ein Volk von feurigem, entschlossenem und thatkräftigem Geiste zu sein. Erwägt man dieß, so erscheint es keineswegs als Zufall, sondern als eine sehr wohl begründete, geistig bedeutsame und innerlich wahre Sache, daß die spanische Nation seit den ältesten Zeiten den feurigen Apostel Jacobus, welchen Christus selbst „den Sohn des Donners“ (Marc. 3, 17.) nennt, als ihren Schutzheiligen verehrt hat. Er paßt zu ihr. In zahlreichen blutigen Schlachten und gefahrvollen Kämpfen gegen

die Mauren hatte Santiago seinem Volke Beistand verliehen, und die Erscheinung seines weißen Streitrosses war mit der Geschichte der ruhmvollsten Vergangenheit Spaniens lebendig verwoben. Santiago's Patronat war ein Kleinod des spanischen Nationalbewußtseins.

Nicht ebenso war es mit der hl. Theresa von Jesus. Die „große Beterin des 16. Jahrhunderts“ war auch eine Seele, in welcher sich die großen und guten Eigenschaften des spanischen Volkscharakters in einem seltenen Grade idealer Vollendung vereinigten; und es gereicht der spanischen Nation zur höchsten Ehre, daß sie in dem vielfach so elenden und heruntergekommenen 17. Jahrhundert, während z. B. unser Vaterland in immer tiefere geistige und materielle Erniedrigung versank, befähigt war, für eine solche Angelegenheit sich lebhaft und fast leidenschaftlich zu erwärmen. Allein immerhin war Theresa, als Klosterfrau, nicht die wahre Patronin eines kriegerischen Volkes, dessen Entflammung zu neuer Thatkraft und gesteigerten Anstrengungen die besten Patrioten der Zeit so sehnlich wünschten. Sie war eine große Heilige, aber sie war kein Stück der ganzen spanischen Geschichte; und ihre Erhebung zur Patronin des Landes war mehr oder minder ein Act menschlicher Willkür.

Dieß ist denn auch der tiefste Grund von Quevedo's Opposition. Nicht seine Eigenschaft als St. Jakobs-Ritter konnte ihn bestimmen, gegen den damals ziemlich reißenden Strom der Begeisterung für Theresa anzukämpfen; er that es vielmehr als verständnißvoller, tief unterrichteter Katholik und zugleich als spanischer Patriot.

Nachdem unterm 22. November 1627 der König den Vollzug des päpstlichen Breves suspendirt hatte, bis eine päpstliche Entscheidung über den Grund der Opposition er-

folgt sei, schrieb Quevedo noch in der letzten Zeit dieses Jahres seine erste Streitschrift über diesen Gegenstand unter dem Titel: „Denkschrift für Santiago's Patronat", und ließ dieselbe im Februar des folgenden Jahres 1628 drucken. Die Denkschrift ist zwar dem Rathe von Castilien gewidmet, aber in ihrem ganzen Inhalt unmittelbar an die Person des Königs gerichtet, wie denn in jenem finstern Jahrhundert jeder spanische Unterthan sich in jeder Angelegenheit an seinen König wenden durfte, während in einzelnen Ländern Europas ein solches Unternehmen nicht immer den Erfolg haben soll, daß eine Antwort gegeben wird.

Quevedo gründet seine Beweisführung namentlich darauf, daß ein „Mitpatronat" der hl. Theresa ohne Beeinträchtigung von Santiago's bisherigem Alleinpatronat gar nicht möglich, und daß die Schirmherrschaft des Apostels über Spanien eine Sache göttlicher Anordnung und folgeweise jedem Eingriff menschlicher Willkür und landständischer Selbstüberhebung entrückt sei. Im Verlaufe dieser Ausführung theilt uns auch Quevedo die Worte des Manifestes mit, durch welches der alte spanische König Ramiro seinem Volke erzählt, wie und unter welchen Umständen der hl. Apostel ihm erschienen sei.

Als die Saracenen, sagt Don Ramiro, unsere Annäherung erfuhren durch das Gerücht, welches sich davon verbreitet hatte, so vereinigten sich alle ihre Glaubensgenossen auf dieser Seite des Meeres gegen uns, indem sie durch Briefe und Boten sich verständigten; und sie griffen uns in großer Menge und mit gewaltiger Heeresmacht an. Was soll ich weiter sagen? Nicht ohne Thränen kann ich mich daran erinnern. Um meiner großen Sünden willen ward ich geschlagen und besiegt, und mußte fliehen; in Verwirrung zogen wir uns zurück nach der Anhöhe von Clavijo. Dort

brachten wir, in kleiner Schaar gesammelt, die ganze Nacht unter Gebet und Thränen zu, ohne im Geringsten zu wissen, was wir am folgenden Tage thun sollten. Da überfiel mich, König Ramiro, der Schlummer, als ich ermattet war durch die vielen Sorgen ob der Gefahr des Christenvolkes. Während ich nun schlief, würdigte mich Santiago, der Beschützer Spaniens, mir leibhaftig zu erscheinen; und als ich ihn voll Verwunderung fragte, wer er sei, da bekannte er, daß er sei der Apostel Gottes, Jakobus. Als ich aber bei diesem Worte mehr als ich zu sagen vermag erstaunte, so sprach der selige Apostel zu mir: „Wußtest du etwa nicht, daß unser Herr Jesus Christus, während er meinen Brüdern, den übrigen Aposteln, andere Provinzen gab, ganz Spanien unter meine Schutzherrschaft gestellt hat, und daß er es anvertraut hat meinem Schirm und meiner Oberhand?"

Es bedarf kaum der besonderen Erwähnung, daß Quevedo sich voll höchster Ehrfurcht und Bewunderung für die hl. Theresa ausspricht; allein er ist fest überzeugt, daß sie am allerwenigsten sich freut ob einer Ehre und Würde, die ihr nicht zukommt und welche sie nicht braucht. Er fordert den König auf, der Worte der heiligen Schrift eingedenk zu bleiben: „Ueberschreite nicht die alten Grenzen, welche deine Väter gesetzt haben;" er ruft ihm die Mahnung des hl. Augustinus in's Gedächtniß zurück, daß die Abänderung einer wohlberechtigten Gewohnheit oftmals verwirrende Neuerung sei, wenn sie auch als nützlicher Fortschritt erscheine, und bittet ihn, diese Denkschrift dem königlichen Rathe der Gerechtigkeit, wie man damals das Justizministerium nannte, zur Berücksichtigung zu überweisen.

Die ganze Schrift ist, man mag von ihrer speciellen Veranlassung denken wie man will, ein wohlthuendes Denkmal jenes ächt conservativen Geistes, welcher auf der Ehr-

furcht vor dem göttlich Geordneten und geschichtlich Gewordenen beruht. Auf diesem Geiste aber beruht hinwiederum alles Heil der Völker und Staaten; — elend und unglücklich wird die Menschheit immer in dem nämlichen Maße sein, in welchem ihr dieser Geist abhanden gekommen ist.

Quevedo beschränkte sich aber nicht auf diese Arbeit. Schon unterm 26. März 1628 ließ er ihr einen Brief an den hl. Vater Urban VIII. nachfolgen, der leider verloren gegangen ist. Ein spanischer Biograph Quevedo's, welchem der Brief noch vorlag, urtheilt über denselben also: „Dieser Brief fleht den hl. Vater unter Anführung von Gründen, welche der Feder eines Quevedo vollkommen würdig sind, inständig an, er möge sich zu Gunsten des Apostels entscheiden, möge mit dem Schlüssel Petri der Gehässigkeit des Streites das Thor verschließen, und mit dem Schwerte Pauli Diejenigen in die Flucht schlagen, welche die von Jesus Christus dem hl. Apostel Jakobus übertragene Schirmherrschaft Spaniens bekämpfen. Das Schreiben gibt Zeugniß von großem Eifer und von nicht geringerer Gelehrsamkeit in heiligen wie weltlichen Dingen."

Auch in einem längeren, schwungvollen Gedichte, welches wir noch besitzen, kämpfte Quevedo mit allem Feuer seines reichen Geistes für die Fahne des Apostels, dessen Ritterkreuz er trug. Gegen seine Streitschriften in dieser Angelegenheit erhob sich eine bittere und leidenschaftliche Befehdung von der gegnerischen Seite; man fühlte seine entschiedene geistige Ueberlegenheit, und um so mehr griff man ihn, wie dies in ähnlichen Fällen immer zu geschehen pflegt, mit den Waffen des persönlichen Hasses und der Verfolgung an. Wahrscheinlich rührt von ihm auch eine „Kritik" her, welche als Replik einer Gegenschrift des Sevillaners Morovelli die Thüre weist. Allein all' seine Kampflust diente vorerst

nur dazu, ihn neuen und ziemlich ernsten Unannehmlichkeiten auszusetzen. Man machte ihm nicht nur den rücksichtslosen Ton seiner Denkschrift, sondern jetzt hintennach auch manchen satirischen Hieb aus „Gottes Politik“ zum Vorwurf; — er wurde im April 1628 vom Hofe verbannt und nach Juan Abad verwiesen.

Uns will es scheinen, als ob Olivares, welcher dem genialen Schriftsteller damals noch im Grunde wohlwollend gesinnt war, durch diese Maßregel den Haß von Quevedo's wirklichen und leidenschaftlichen Feinden nur habe entwaffnen und beschwichtigen wollen. Denn es findet sich keine Spur von einem gegen Quevedo eingeleiteten eigentlichen Gerichtsverfahren; das Ganze scheint mehr eine Maßregel der „Hofdisciplin“, als eine Strafe gewesen zu sein. Auch kehrte Quevedo in Folge der ihm unterm 29. Dezember 1628 ertheilten Erlaubniß nach Madrid zurück, wo er sofort wieder in allgemeiner Gunst und Achtung, auch am Hofe, auftritt.

Allein der unter allen Lebensverhältnissen durchaus tapfere und unbeugsame Mann war auch in seiner Verbannung und trotz derselben in der Frage über Santiago's Patronat nicht unthätig gewesen. Er hatte vielmehr den Muth gehabt, von seinem Verbannungsorte aus eine neue Denkschrift geradezu dem allmächtigen Minister zu widmen, wiewohl auch diese Schrift in ihrem Texte sich unmittelbar an die Person des Monarchen wendet. Mit stolzer Ruhe unterzeichnet er die Zueignung am 4. Mai 1628, mit den Worten: „Hier allein, in la Torre.“ Mit gesteigerter Kühnheit gab er dieser Schrift den ächt spanischen Titel: „Mein Schwert für Santiago, den einzigen und alleinigen Patron Spaniens.“ Er beharrt durchaus auf seinem früheren Standpunkte; die Absicht der Gegner scheint ihm eine Beleidigung gegen die hl. Theresa, der man aufdringen will, was ihr

nicht gebührt und was sie verschmäht, gegen den Apostel, welchem man in schnödem Undank nehmen will, was ihm allein gebührt, und eine Auflehnung gegen ein von Gott geordnetes religiös-patriotisches Verhältniß. Er macht es dem Minister geradezu zur heiligen Gewissenspflicht, seine Gründe sorgfältig zu prüfen und dem Könige vorzutragen, und widerlegt sodann in sechs Abschnitten alles gegen ihn bis dahin Gesagte, indem er die Reinheit seiner Absichten darthut und zugleich seiner Verehrung vor der hl. Theresa den aufrichtigsten und glänzendsten Ausdruck verleiht. Auch hier verläßt der kaustische Humor den genialen Schriftsteller nicht. Indem er von einem gegen ihn gerichteten Spott- und Schimpf-Gedichte redet, sagt er: „Ich besitze es, denn ich habe es zugeschickt erhalten und das Porto bezahlen müssen. Denn dieses Papier und sein Verfasser haben die Gebräuche des Henkers, welcher von den Streichen, die er austheilt, noch Gebühren erhebt.“ Denjenigen, welche die Leidenschaften des unwissenden Volkes zu mißbrauchen suchten, indem sie lehrten, die Fürbitte der hl. Theresa gelte mehr vor Gott, als die des Apostels, sagt Quevedo mit Recht, daß er auf solches Zeug keine Antwort habe, und daß er seine Gebete nicht zu ändern gedenke; er werde sich auch fernerhin begnügen mit dem einzigen Landespatron, und gleichwohl die Fürbitte der Heiligen anrufen, ohne Furcht, daß sie ihm um seiner Treue für den Ersteren willen ihren Schutz entziehen werde. Er bittet um die Erlaubniß, jenes Spottgedicht mit seiner ersten Denkschrift abdrucken lassen zu dürfen, und kommt bei dieser Gelegenheit auch darauf zu sprechen, daß seine Gegner ihm aus den literarischen Arbeiten seiner früheren Jahre, den „Traumgesichten“, und mancher scherzhaft-muthwilligen Dichtung Vorwürfe zu machen bemüht sind. „Es sind dieß Jugendarbeiten“, sagt Quevedo, „dem An-

schein nach von ausgelassener Art, aber gleichwohl nicht ohne schmackhaften Kern ernster Belehrung. Und wie sie auch immer sein mögen: seither habe ich das Leben des hl. Thomas von Villanueva, habe ich die Politik Gottes geschrieben, Werke, die im Stande sein sollten, Einiges gutzumachen.“ Quevedo schließt seine Arbeit mit den schönen Worten seines Lieblings Seneca: „Ich weiß nicht, ob ich Etwas ausrichten werde; aber ich will lieber, daß ich des Erfolges ermangle, als der Erfüllung meiner Pflicht.“

In diesem Sinne einer patriotischen Pflichterfüllung muß man offenbar Quevedo's ganze Thätigkeit in dieser Frage auffassen. Man muß nicht lächeln über eine Sache, welche vor zwei Jahrhunderten ein ganzes, großes, geistig reich begabtes Volk in Aufregung zu setzen vermochte, sondern lieber denken, daß vielleicht nach zwei Jahrhunderten mit größerem Rechte über gar Manches wird gelächelt werden, was die Welt unserer Tage bewegt und begeistert.

Uebrigens wurde „Mein Schwert für Santiago“ damals nicht gedruckt. Olivares, dessen nächste Verwandte unter Quevedo's Gegnern sich befanden, wollte offenbar die Erbitterung des Kampfes nicht noch mehr anschüren lassen, sondern die Frage ihrer regelmäßigen Entscheidung zuführen. Er verhinderte deßhalb die Veröffentlichung von Quevedo's zweiter Streitschrift, welche erst vor wenigen Jahren durch seinen neuesten spanischen Herausgeber an's Tageslicht gezogen wurde.

Quevedo erlebte übrigens sehr bald die Genugthuung, daß der römische Stuhl die Richtigkeit seiner Auffassung in ihrem vollen Umfang anerkannte. Durch Breve vom 8. Januar 1630 wurde das frühere den „Compatronat“ einsetzende Breve mit allen seinen Wirkungen aufgehoben. Allein die Frage hatte noch keine Ruhe. Der letzte spanische

Habsburger, Karl II., regte durch eine Bestimmung seines Testamentes vom 30. November 1700 den Streit von Neuem an, indem er seinen Nachfolgern die Pflicht an's Herz legte, das „Mitpatronat" der hl. Theresa zur Anerkennung zu bringen. Den revolutionären aber patriotischen Cortes, welche 1811 zu Cadiz unter dem Donner der französischen Kanonen tagten und die extremste Verfassungsschablone ganz Europas zu Stande brachten, dieser ultraliberalen Abgeordnetenversammlung war es vorbehalten, am 28. Juni 1812 die Beschlüsse der Cortes von Madrid aus den Jahren 1617 und 1626 wiederherzustellen und die hl. Theresa förmlich und feierlich als „Mitpatronin Spaniens neben dem hl. Apostel Jakobus" zu erklären. Diese That der liberalen Cortes wird von den meisten ihrer liberalen Bewunderer in Mitteleuropa verschwiegen, sofern sie überhaupt Etwas davon wissen. Das Decret der Cortes wurde seither im Wechsel der politischen Zustände mehrfach aufgehoben und wieder hergestellt. Heutzutage wird es wohl in staatsrechtlicher Geltung sein, da im Augenblicke der Liberalismus in Spanien „herrschen soll". Die hohe Seele der hl. Theresa aber mag vielleicht mit wehmuthsvollem Mitleid auf ihr schönes Land herniederblicken, wo die Freimaurerbande sie als „Mitpatronin" anzuerkennen vorgibt, sie, deren gottgeweihte Seele ganz durchdrungen war von dem flammenden Pfeil der Liebe zu ihrem Heiland. — Wir aber wollen es mit Quevedo und dem hl. Vater Urban VIII. halten, und nebenbei die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch für das schöne, stolze Spanien wieder Tage kommen werden, wo unter Santiago's heiligem Banner sein Volk zu Ehre und Ruhm unter den Völkern der Erde gelangt.

Auch der „italienische Luchs", von welchem wir schon weiter oben gesprochen haben, verdankt der Verbannung

Quevedo's im Jahr 1628 seine Entstehung, und das Traumgesicht „der Zwischenträger, die Hofmeisterin und der Angeber", auch „die verbesserte Hölle" genannt, die Feile der letzten Hand, wie wir denn überhaupt den Verfolgungen, Mißhandlungen und Verbannungen, welche der Schriftsteller erlitten hat, die besten und schönsten seiner Geisteswerke mit zu verdanken haben.

XIII.

1629 bis 1634.

Seit dem Anfang des Jahres 1629 lebte Quevedo wieder in Madrid, und scheint von jetzt an mehr als jemals in der Gunst des Hofes und in der allgemeinen Achtung der höheren Gesellschaftskreise gestanden zu sein. Es sprechen sogar manche Umstände dafür, daß Olivares sich mehr um die Theilnahme des allgemein gefeierten Schriftstellers bewarb, als dieser um die Gunst des leitenden Ministers. Ein solches Verhältniß ist auch wohl begreiflich; denn der Minister hatte bereits Maßregeln getroffen, welche ihm die Gunst des Volkes in hohem Grade entzogen hatten und der Vertheidigung durch eine geschickte und geistvolle Feder gar sehr bedurften. Dieß gilt insbesondere von seinen Finanzmaßregeln.

Das Münzwesen der spanischen Monarchie lag schon seit Philipp II. sehr im Argen. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte man ganz allgemein, nicht bloß in Spanien, keine richtigen wissenschaftlichen Begriffe von der Behandlung des Geldes. Die hieraus entstehenden Uebel zeigten sich aber in

Spanien im höchsten Grad, weil das in unglaublichen Massen nach Spanien strömende Gold und Silber Amerikas der Nation die Arbeitslust raubte und das ganze übrige Europa, von welchem sie einen großen Theil im Kriege bekämpfen mußte, ihr auch im Frieden auf den Hals zog. In dieser Bedrängniß war schon Philipp II. zu der unbegreiflichen Maßregel gekommen, den Werth verschiedener Münzen durch Verordnungen zu erhöhen. Unter Philipp III. war man so weit gegangen, den Werth des Kupfergeldes zu erhöhen. Die Folge war natürlich, daß ganz Europa all sein Kupfer nach Spanien warf und das Gold und Silber auf jede Weise herauszog; selbstverständlich trat auch altes Eisen in Hülle und Fülle an die Stelle des Kupfers. Unter Philipp IV. nun griff die Regierung zum entgegengesetzten Extrem. Schon im Jahr 1624 war die Ausfuhr von Gold und Silber und die Einfuhr von Kupfer bei schwerer Strafe verboten, und im Jahr 1626 war verordnet worden, daß 20 Jahre lang kein Kupfergeld mehr geprägt werden dürfe. Im Jahre 1627 machte man den Versuch, durch eine großartige Staatsbank mit zehn Filialen einen Theil des Kupfergeldes dem Verkehr zu entziehen. Das Uebel war damals so hoch gestiegen, daß eine Verordnung vom 13. September 1627 der maßlosen Theuerung durch zwangsweise Regulirung der Lebensmittelpreise und Arbeitslöhne entgegenzuwirken suchte; man kann sich denken, mit welchem Erfolg. Im folgenden Jahre gab man diese Maßregel wieder auf und setzte den Werth des Kupfergeldes auf die Hälfte herab, wodurch es erst seinen wirklichen Werth wieder erhielt. Dieser letzten Anordnung vom 7. August 1628 folgte noch eine Verordnung vom 16. September gleichen Jahres, welche verschärfte Strafen auf die Ausfuhr von Gold und Silber und auf die Einfuhr von Kupfer setzte. Die Erlaubniß

zur Ausfuhr edler Metalle gegen Einfuhr von Waaren sollte künftig nur vom Finanzministerium in bestimmten Fällen und nur für einzelne Seehäfen ertheilt werden.

Diese Anordnungen waren gewaltsam, aber nach der augenblicklichen Sachlage kaum zu vermeiden. Quevedo konnte es daher wohl verantworten, sie zu vertheidigen. Er that dies in einer vom 1. Januar 1630 datirten Broschüre unter dem Titel: „Schweigt, ihr Lästerzungen!“ Man kann durchaus nicht sagen, daß er sich in dieser Schrift irgendwie zum Schmeichler der Regierung erniedrigt habe. Dagegen setzt er mit glücklichem Humor auseinander, wie wenig die Gegner des Ministers befähigt seien, etwas Besseres an die Stelle seiner Maßregeln zu setzen. Denjenigen, welche über die unerschwinglichen Steuern jammern, gibt Quevedo zwischen Scherz und Ernst einen Trost, den man vielleicht auch im neuen deutschen Reich über kurz oder lang brauchen kann. Er sagt nämlich: „In andern Monarchieen war es viel ärger. Sogar die Ehe wurde besteuert, und auch die Abtritte zahlten Tribut; so berichtet Suetonius. Mehrere Geschichtschreiber erzählen, daß Nero sich den Rauch, das Wasser, und den Schatten der Bäume versteuern ließ; der Kaiser Michael Paläologus führte sogar eine Steuer ein für die Luft, welche ein Jeder athmet. So arg ist es bei uns doch noch lange nicht.“

Uebrigens gibt Quevedo in Bezug auf das Geldwesen einen ebenso ernsten, als weisen Rath, indem er sagt: „Wenn man das Geld fragen könnte, was nach seiner Ansicht das Beste sei für sein Wohlergehen in Spanien, so würde das Geld antworten: Wenn ihr mich behalten wollt, so thut, was die Fremden thun, um mich bei euch zu holen. Folgt ihrem Beispiel bei meiner Vermehrung, nicht ihrem Rath bei eurer Gesetzgebung.“

Mit großer Sachkenntniß führt Quevedo die Uebelstände des Augenblicks auf ihre Quellen in der Geschichte Spaniens seit hundert Jahren zurück; dabei ist er in dem Grade freimüthig, daß er die kostspielige Erbauung des Eskorial durch Philipp II. unter den damals schon sehr traurigen Geldverhältnissen geradezu eine „Kinderei“ nennt. Die Projektenmacher und politischen Kannengießer werden schonungslos durchgehechelt, und der Schriftsteller ist der Meinung, man könne noch eher einen einzigen Alles leitenden Minister ertragen, als eine Menge kleiner Paschas, an jedem Brunnen einen. Diese Schrift erhöhte den Einfluß Quevedo's bedeutend, denn sie scheint auf die öffentliche Meinung nicht ohne großen Einfluß geblieben zu sein. So kam es denn, daß der König den Schriftsteller zu seinem Secretär ernannte; es ist nicht gewiß, ob unterm 17. März 1631 oder 1632. Olivares suchte Quevedo wiederholt zur Annahme eines Amtes in der Diplomatie oder in der inneren Verwaltung zu bewegen. Quevedo scheint aber die Verbindung mit kühnen, der Gefahr jähen Sturzes ausgesetzten Staatsmännern nach seinen Erfahrungen in Osuna's Zeiten für immer satt gehabt zu haben; er lehnte die Anerbietungen des Ministers ab, obgleich ihm sogar der hochwichtige Gesandtschaftsposten in Genua angeboten wurde, und es blieb bei dem Titel eines königlichen Secretärs, mit welchem offenbar ein eigentlicher activer Dienst nicht verbunden war.

Quevedo's männliche Festigkeit gegen alle Verlockungen des politischen Ehrgeizes ist gewiß höchst anerkennenswerth; noch besser hätte er wohl gethan, wenn er der Residenz für immer den Rücken gekehrt und auf dem Lande ganz den Wissenschaften und der Literatur gelebt hätte. Allein hiezu vermochte er sich nicht zu entschließen; seine Vaterstadt Madrid war ihm zu sehr, wie man zu sagen pflegt, an's Herz

gewachsen, und das Bedürfniß gesellschaftlichen Umganges war bei Quevedo leider immer noch sehr groß. Wer aber nicht im Stande ist, einsam zu sein, der ist nicht frei.

In der nämlichen Zeit war Quevedo auch mit ernsteren politischen Arbeiten theoretischer Natur beschäftigt. So arbeitete er schon damals an seinem Werke über Markus Brutus, auf welches wir erst später zu sprechen kommen. Dagegen gab er schon im Jahr 1632 seine Uebersetzung des „Romulus", einer Arbeit des damals berühmten italienischen Schriftstellers Marquis Malvezzi heraus. Diese Schrift ist unterm 2. September 1631 dem Herzog von Medina Celi zugeeignet, demjenigen wahrhaft edeln spanischen Großen, welcher unserm Schriftsteller während all' der Leiden und Verfolgungen, die ihm noch bevorstanden, unerschütterlich seine Anhänglichkeit und Treue erhalten hat. Quevedo gibt ihm das schönste und edelste Lob, indem er von ihm sagt: „er vertraue weder auf sich selbst, noch auf die Menschen, sondern auf Gott". Malvezzi war ein für jene Zeit sehr kenntnißreicher und geistvoller Bearbeiter der altrömischen Geschichte. Er hatte Lebensgeschichten der sieben römischen Könige bearbeitet, jedoch nur die des Romulus und des jüngeren Tarquinius herausgegeben. Seine Geschichtserzählung beruht ganz auf Livius, und hat natürlich nach dem jetzigen Standpunkte der historischen Forschung keinen Werth mehr; interessant sind aber noch immer die an die Geschichte geknüpften politischen und moralischen Grundsätze und Betrachtungen, an welchen die kurz zusammengedrängte Schrift sehr reich ist. Quevedo hat sie vortrefflich übersetzt, und wahrscheinlich hatte er dieser Arbeit die Anregung zu seinem Werke über Brutus zu verdanken.

Weniger angemessen finden wir es, daß der nunmehr zweiundfünfzigjährige Schriftsteller sich nicht enthalten konnte,

mit seinem Talent auch den Festlichkeiten des Hofes zu dienen. Dies Geschäft war durch die großen Dichter Lope und Calderon so vortrefflich und so vollständig besorgt, daß der ernste Staatsmann und stoische Satiriker seine Hand hätte davon entfernt lassen können. Es wird aber auf's Bestimmteste erzählt, daß Quevedo gemeinsam mit Antonio de Mendoza ein Lustspiel geschrieben habe, welches zur Feier des Johannisabends im Jahr 1632 in einem königlichen Garten unter allem Glanze des damaligen spanischen Theaters aufgeführt wurde. Die Zeitgenossen finden kaum Worte genug, um sowohl die geschmackvolle Pracht des ganzen Festes, als auch insbesondere die Meisterschaft und den sprudelnden Witz von Quevedo's Lustspiel zu preisen. Der spanische Titel dieses Stückes, welches uns nicht erhalten ist, heißt auf Deutsch ungefähr: „Am meisten kriegt, wer am meisten lügt.“ In das allgemeine Bedauern über den Verlust dieses Stückes wollen wir um so weniger einstimmen, als dasselbe eine in Quevedo's Lebensjahren, man kann wohl sagen unwürdige, wenn auch noch so witzige Verhöhnung des Ehestandes enthalten haben soll.

An diesen Vorfall dürfte sich übrigens eine zwischen Scherz und Ernst gehaltene Verschwörung von Madrider Damen geknüpft haben, welche keinen geringeren Zweck hatte, als Quevedo zu verheirathen. Wir haben uns schon früher über Quevedo's Ausfälle gegen die Ehe geäußert; manche Gedichte über diesen Gegenstand, welche man den Lebensjahren des Dichters zuschreibt, von welchen wir hier sprechen, sind übrigens gewiß Erzeugnisse seiner Jugend. Daß aber sein Widerwille gegen die Ehe bis in den Anfang seiner Fünfziger-Jahre fortdauerte, ist nichtsdestoweniger gewiß. Jetzt nahm sich auf einmal auch die Gemahlin des Herzogs von Olivares um die Frage von Quevedo's Verheirathung an,

und wir besitzen noch einen sehr geistreichen und interessanten Brief Quevedo's an sie, worin er der vornehmen Dame freimüthig auseinandersetzt, welche Eigenschaften die Frau haben müßte, die zu heirathen er sich etwa entschließen könnte. Am Schlusse sagt er: „Um aber ernsthaft zu schließen, muß ich sagen, daß ich die Frau hoch verehren würde, welche wäre wie ich sie wünsche, daß ich sie aber werde zu ertragen wissen, wenn sie so ausfällt, wie ich sie verdiene." Dies deutet schon auf halben Ernst.

Und in der That hatte Quevedo, als er im Frühjahr 1632 den Hof nach Catalonien begleitete, eine Dame kennen gelernt, die nach Allem, was wir von ihr wissen, des höchsten Lobes würdig war. Es war das Freifräulein von Cetina, Donna Esperanza de Aragon y la Cabra, eine Jungfrau von hohem Adel, aber geringem Vermögen. Der vortreffliche Herzog von Medina Celi, Don Juan Luis de la Cerda, ein hochgebildeter Staatsmann, der auf Quevedo in jeder Hinsicht einen guten Einfluß ausübte, hatte auch zu dessen Bekanntschaft mit Esperanza den äußerlichen Anstoß gegeben; er pflegte in der Folge zu sagen, daß er für den von ihm so hochgeschätzten Schriftsteller unmöglich etwas Besseres habe thun können, als ihm die Neigung eines so edlen weiblichen Wesens gewinnen zu helfen. Im Spätjahr 1633 wurde die Vermählung Quevedo's mit Esperanza gefeiert. Diese Verbindung war trotz des bedeutenden Altersunterschiedes eine beiderseits auf wahrer Neigung beruhende. Esperanza, deren Schönheit gerühmt wird, obwohl auch sie schon drei Jahrzehnte gesehen hatte, liebte mit weiblichem Stolze den hochgefeierten Mann, welchen zu besitzen keiner andern ihres Geschlechtes gelungen war; und Quevedo fand zum ersten Male in seinem Leben den wahren häuslichen Frieden und in ihm eine reiche Quelle ächt menschenwürdi-

gen Glückes. Der beste Beweis, auf welch' sittlich guten Beweggründen diese Eheschließung beruhte, liegt in dem nicht unbedeutenden materiellen Opfer, das ihr Quevedo brachte. Er bezog als St. Jacobsritter aus kirchlichen Mitteln für die Dauer seines ledigen Standes eine Pension von 800 Dukaten; da er keineswegs reich war und Alles, was er in la Torre besaß, beständig im Prozesse lag, so zeugt das willige Aufgeben jener keineswegs zu verachtenden Unterhaltsrente um so mehr von wahrhaft uneigennütziger Gesinnung, als Esperanza außer einem kleinen Landsitz in Aragonien Wenig oder Nichts in die Ehe brachte.

Auf diesem Stammsitze seiner Gattin lebte nun Quevedo mit ihr während acht Monaten, wahrscheinlich den glücklichsten und besten seines ganzen Lebens, in Ruhe und Zurückgezogenheit, seine Zeit theilend zwischen wissenschaftlicher Arbeit und häuslicher Erholung. Quevedo's Schicksal, daß er selbst um sein Vermögen fast immer in Prozessen zu kämpfen hatte, traf eigenthümlicher Weise auch einen Theil des nicht großen irdischen Besitzes seiner Gemahlin. Er mußte sie im April 1634 verlassen, um in Madrid für die gerichtliche Verfolgung ihrer Rechte thätig zu sein; gegen Ende des Sommers war er genöthigt, von Madrid nach la Torre zu reisen, wo seine eigenen Rechtsangelegenheiten seine Anwesenheit nöthig machten.

Während er sich mit der Hoffnung tröstete, bald in die ländliche Einsamkeit von Cetina zurückkehren zu dürfen, traf ihn plötzlich die Schreckensnachricht von Esperanza's jähem Tode. Tief erschüttert stand er nun da, einsam nach seinem drangvollen und sturmreichen Leben, einem mehr als ernsten Alter entgegensehend. Der Schmerz eines solchen Mannes über einen solchen Verlust verdient dadurch geehrt zu werden, daß man nicht viel darüber redet. Quevedo selber sagte

nur: „Für mich gibt es keine Esperanza mehr“; der Name der Dahingeschiedenen heißt „Hoffnung“. —

Daß Quevedo's Feinde auch sein häusliches Glück und eheliches Leben in den Bereich ihrer Angriffe und Verleumdungen gezogen haben, gereicht ihm zur Ehre. Wer solche Waffen braucht, dessen Sache ist gerichtet. Daß Alles sich so verhielt, wie wir es hier dargestellt haben, ist eine ausgemachte Thatsache. Noch in neuerer Zeit hat ein spanischer Dramatiker von höchst bedeutendem Talent, Breton de los Herreros bei seiner Darstellung Quevedo's diesen Punkt mit ebenso viel Tact und Würde als Entschiedenheit festgestellt, und jede gehässige Verdrehung ist längst verstummt. Quevedo's Privatleben war keineswegs tadellos gewesen; aber sein kurzes eheliches Glück hat ihn gereinigt und gebessert. Die Hand Gottes suchte ihn schwer heim durch den Verlust seiner Gemahlin, aber er küßte die strafende Hand mit der Gesinnung eines katholischen Christen, und von jetzt an sehen wir ihn mit immer strengerem Ernste, mit immer mehr sich läuternder Gesinnung nach den höchsten geistigen Zielen des Menschenlebens ringen. Glücklich, wer das Unglück also benützt!

XIV.

Literarische Streitigkeiten.

Sämmtliche Darsteller von Quevedo's Leben haben es richtig empfunden, daß nach dem Tode seiner Gattin und vor der geschichtlichen Entwicklung seiner weiteren Lebensschicksale der passende Platz ist, um einen Blick zu werfen auf

seine Theilnahme an den schöngeistigen Parteiungen und literarischen Fehden seines Zeitalters, eine Theilnahme, welche ganz besonders die Jahre 1627 bis 1634 umfaßt hat. Wir wollen uns unsern Vorgängern in dieser Hinsicht ohne Weiteres anschließen.

Der gute Geschmack bei Werken der schönen Literatur besteht seinem Wesen nach auf Seiten der Schriftsteller darin, daß sie wahrhaft gute Gedanken in einfach schöner Form aussprechen, auf Seiten der Leser darin, daß sie nur an Werken der eben bezeichneten Art Freude empfinden. Es ist daher sehr erklärlich, daß der gute Geschmack, wie überhaupt das Gute auf der Welt, eine ziemlich seltene Sache ist. So war es von jeher, fast in allen Literaturen der antiken und modernen Welt. Außerordentlich begünstigt erscheint in dieser Beziehung fast nur das althellenische Volk. Es kann fast in jeder Gattung schöner sprachlicher Darstellung wenigstens einen Vertreter des wahrhaft guten Geschmacks aufweisen; es allein hat einen Homer, einen Sophokles, einen Herodotus. Unter den Römern wüßten wir außer Julius Cäsar, dessen Geistesgröße und unübertreffliche Darstellungsgabe sich leider nur mit der Verewigung eigener Selbstsucht und römischer Eroberungspolitik beschäftigt, höchstens noch den Horatius als einen Solchen zu bezeichnen, der von Geschmacklosigkeiten freigesprochen werden kann. In der neuern Welt sieht es in diesem Punkte noch trauriger aus. In der italienischen Literatur ist Dante der Einzige, welcher durchschnittlich, ganz erfüllt von seinem hohen Gegenstande, denselben rein und einfach ohne Affectation darstellt. Das Wiedererwachen der classischen Studien im 15. Jahrhundert führte bei viel Vortrefflichem doch auch bald zur Uebertreibung und Ziererei. Die Franzosen können wohl höchstens Molière als einen

Dichter von durchaus gesundem Geschmack aufführen. Bei den Engländern ist außer einigen Stücken Shakspeares und einigen Romanen Walter Scotts fast Alles, auch das dem Gedankeninhalt nach Vorzüglichste, von Uebertreibung und schlechtem Geschmack mehr oder minder angefressen. In Deutschland sind Lessing und Göthe die Einzigen, welche es zu einer vollendet richtigen und reinen Geschmacksrichtung gebracht haben; Schillers unglückliches Pathos verdirbt sehr Viel auch an seinen herrlichsten Werken, und Jean Paul ist durch seine Geschmacklosigkeit leider im Großen und Ganzen für die Nation verloren gegangen, während Platen in classischer Künstelei sich selbst verlor.

Unter diesen Umständen kann man von vornherein nicht erwarten, daß es in der spanischen Literatur viel besser aussehen wird. Das geistige Wesen der spanischen Nation ist viel zu feurig und leidenschaftlich, der sinnlichen Pracht und dem rauschenden Pompe zugethan, als daß die maßvolle Beherrschung des Stoffes und der Form, welche den guten Geschmack bedingt, so leicht zu erreichen wäre. Auch die Verschmelzung morgenländischer und abendländischer, arabischer und romanischer Elemente bereitete hier ganz besondere Schwierigkeiten. So kommt es denn, daß nur die eigentliche Volksdichtung, der Don Quijote und die Musternovellen des Cervantes, einige wenige Dramen Lopes und Calderons, und einzelne Geschichtswerke, z. B. dasjenige des Antonio de Solis über die Eroberung Mexiko's den Anforderungen eines durchaus reinen und classischen Geschmacks entsprechen. Dieß rührt, wie wir gesehen haben, von allgemein menschlichen Ursachen und von besonderen nationalen Eigenthümlichkeiten her. Wahrhaft komisch ist es aber, wenn manche Schriftsteller sogar für die

verkehrten Geschmacksrichtungen in der spanischen Literatur die Inquisition verantwortlich gemacht haben.

Es ist allgemein anerkannte Thatsache, daß um den Anfang des 17. Jahrhunderts in allen europäischen Literaturen eine gezierte, geschraubte und unnatürliche Darstellungsweise aufkam, unter Protestanten gerade so wie unter Katholiken. Der Grund dieser Verkehrtheit kann also unmöglich in religiösen Verhältnissen oder damit zusammenhängenden Staatseinrichtungen zu finden sein. Der so außerordentlich kenntnißreiche Ticknor mußte diese Wahrheit denn auch einsehen. Er bemerkt daher: „Weder die Minister Philipps III. oder IV., noch die Inquisition haben die falsche Schreibart gerade begünstigt, welche zu ihrer Zeit herrschte und die gebildeteren Stände erfreute." Indem er aber die Worte beifügt: „Sie haben sie aber geduldet und das war genug", führt er leider den Beweis, daß auch der verständigste Protestant einen großen Theil seines Verstandes einbüßt, sobald er katholische Verhältnisse beurtheilt. Wenn die Minister Philipp III. oder IV., oder wenn die Inquisitoren erklärt hätten, daß sie eine gewisse Schreibart nicht dulden, so würde man sie gewiß und mit Recht des lächerlichsten Despotismus beschuldigen; sie ließen die Leute schreiben, wie sie wollten, und nun soll diese Freiheit an dem Unglück des schlechten Geschmackes schuld sein! Das ist denn doch wahrhaft abenteuerlich.

Der schlechte Geschmack des 17. Jahrhunderts rührte in Spanien außer den schon angedeuteten Gründen namentlich her von unverdauter Gelehrsamkeit und von unverständiger Nachahmung des Alterthums. Diese verkehrten Geistesrichtungen brachten zu Quevedo's Zeit namentlich zwei literarische Parteien hervor. Die eine derselben nannte sich „die Erfindungsreichen." Sie bestrebten sich vorzugsweise,

durch gelehrte Brocken, glänzende Bilder und geheimnißvolle Wortspiele zu glänzen; dabei war aber doch ihre Hauptbemühung auf Gedankenreichthum gerichtet. Einen vielgrößeren Einfluß gewann aber in Spanien die Partei der „Gebildeten". Sie verlegten sich vorzugsweise auf die Form der Darstellung. Eine gebildete, gezierte, geschmückte, feine Schreibart war ihr Ideal. Um dieses zu erreichen, verzichteten sie auf jeden natürlichen und ungeschminkten Ausdruck ihrer Gedanken, und brachten es vor lauter Geziertheit, Geschraubtheit und Gelehrtheit schließlich dahin, daß ihre Hauptvertreter von keinem vernünftigen Menschen mehr zu verstehen waren. Diese unglückliche Geistesrichtung ergriff mehr oder minder alle Zeitgenossen. Selbst Cervantes, der sonst so hoch über ihnen Allen steht, bleibt nicht in allen seinen Werken von diesem „Cultismus" frei; Calderon hat zum Theil seine vortrefflichsten Schauspiele durch Auswüchse dieser Art verunstaltet, und unser Quevedo verfiel, während er die Gebildeten auf's heftigste bekämpfte, in manchem seiner Werke in die Sünden der Erfindungsreichen und der Gebildeten zugleich.

Der Hauptbegründer des Cultismus in Spanien, wenigstens in der poetischen Darstellungsform, war bekanntlich Luis de Gongora, ein Zeitgenosse des Cervantes; es ist ewig Schade, daß er sein wahrhaft schönes Talent meistens zu so traurigem Schwulst mißbraucht hat. Gewiß ist aber, daß er damit in weiten Kreisen großen Beifall und enthusiastische Bewunderung fand. Das Ausschweifende seiner Geschmacksrichtung mußte an und für sich einem Manne von Quevedo's Verstand abstoßend sein. So kam es denn, daß die beiden Schriftsteller sich mit mancherlei Spottgedichten gegenseitig verfolgten, wobei es oft sehr persönlich und gar nicht besonders fein zuging. Allein der Erfolg war in=

sofern auf Seiten Gongora's, als seine Geistesrichtung die gebildeten Stände mehr und mehr zu beherrschen anfing; und als Gongora im Jahr 1627 starb, nahm er nach einem vielfach trübseligen und vernachlässigten Leben den Trost mit in's Grab, daß er in dem literarischen Kampfe obgesiegt hatte und von der Nation unbegreiflicher Weise als ihr größter Dichter verehrt wurde.

Quevedo suchte auch nach Gongora's Tod auf doppelte Weise den Verirrungen des Geschmackes seiner Zeitgenossen entgegenzuwirken. Sein erstes und vortrefflichstes Mittel bestand darin, daß er die Mitwelt aufmerksam zu machen suchte auf die besseren Muster der Vergangenheit. In dieser Absicht gab er die vorzüglichen Gedichte des Luis de Leon abermals heraus. Er begleitete sie mit einem eben so gelehrten als in der Tendenz vortrefflichen Zueignungsschreiben vom 21. Juli 1629 an Olivares. Er geht in demselben von der Würdigung der hohen Vorzüge des von ihm herausgegebenen, schon im Jahr 1591 verstorbenen Dichters über zu einer Auseinandersetzung über die Erfordernisse geschmackvoller, edler und einfacher Darstellung überhaupt.

Noch interessanter ist eine andere Veröffentlichung Quevedo's, an welche sich eine noch heut zu Tage ungelöste und wohl auch nie vollständig zu lösende Streitfrage anknüpft. Quevedo ließ nämlich im Jahr 1631 ein Bändchen Gedichte drucken unter dem Titel „Die Werke des Baccalaureus Francisco de la Torre." In dem Zueignungsschreiben an den Herzog von Medina de las Torres, dem Schwiegersohn des Olivares, sowie auch in der Vorrede an den Leser theilt Quevedo mit: Er habe diese Gedichte bei einem Buchhändler gefunden, der sie ihm mit Geringschätzung verkauft habe; die Sammlung sei mit einer günstigen Beurtheilung des Dichters Alonso de Ercilla versehen gewesen, und nach

Quevedo's Ansicht sei der Verfasser ein alter spanischer Dichter, der vor mehr als hundert Jahren gelebt habe und von Boskan gelegenheitlich erwähnt werde. Die Sammlung enthält lyrische Gedichte der verschiedensten Art in großer Formvollendung, von reichem Inhalt, meistens einfach und natürlich, manchmal etwas zu sehr in Nachahmung älterer italienischer Dichter befangen. Zu Quevedo's Lebzeiten hat offenbar kein Mensch daran gezweifelt, daß seine Behauptungen über die Auffindung dieser Gedichte wahr seien, und auch lange nach seinem Tode kam kein Mensch auf einen solchen Einfall. Erst im Jahr 1753 hat der spanische Literarhistoriker Velasquez die Behauptung aufgestellt, daß Quevedo selbst der Verfasser der fraglichen Gedichte sei. Es gründet sich diese Ansicht auf den Umstand, daß Quevedo den Namen Francisco führte und sich Grundherr von la Torre nannte; hieraus hat man seine Absicht gefolgert, unter einem angenommenen Namen, dessen Entstehung sich übrigens leicht durchschauen ließe, seinen Zeitgenossen ein Muster reiner und geschmackvoller Dichtung vorzustellen. Unterstützt wird diese Auffassung dadurch, daß man über den angeblichen Baccalaureus gar nichts Zuverlässiges weiß. Allein gleichwohl möchten wir uns eher der Ansicht der neuesten spanischen Schriftsteller über diese Frage anschließen, wornach es bei der Richtigkeit der Angaben Quevedo's sein Bewenden behalten wird. Es läßt sich vor Allem gar kein Grund einsehen, weßhalb Quevedo, der immer, auch bei den gefährlichsten Schriften, unter eigenem Namen schrieb, denselben verheimlicht haben sollte bei dieser Sammlung eben so harmloser als schöner Gedichte. Eine solche Annahme wird um so unwahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß Quevedo noch sonst eine große Menge Gedichte aller Art verfertigt hat, welche zwar bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt wurden,

wohl aber handschriftlich unter seinem Namen und als seine anerkannten Erzeugnisse umliefen. Als nach Quevedo's Tod einer seiner Neffen den gesammten poetischen Nachlaß des Oheims dem Druck übergab, fiel es ihm nicht ein, auch die Gedichte des Baccalaureus de la Torre für Quevedo's Werk zu halten und als solches zu behandeln. Der für uns entscheidende Grund liegt aber darin, daß die berufensten und geschmackvollsten Kritiker spanischer Nationalität, welche ein feines Ohr und geübtes Verständniß für alle Nuancen und Schattirungen castilianischer Sprache und Poesie besitzen, daß diese wahrhaft zuständigen Beurtheiler erklären: Diese Gedichte kann Quevedo nicht gemacht haben, sie gleichen ihm nicht, sie sind von den seinigen grundverschieden. Velasquez, der übrigens nicht allein unter den Spaniern die entgegengesetzte Ansicht vertritt, war ein gelehrter, aber geschmackloser Pedant im Geiste des 18. Jahrhunderts und voll französischer Vorurtheile in Dingen der Poesie; sein Urtheil ist für uns ein Grund zur Annahme des Gegentheils von dem, was er behauptet. Auch F. Wolf, einer der größten Kenner spanischer Dichtkunst unter den Deutschen, ist unserer Ansicht. Und so möge denn auch in diesem Punkt die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der Ehre und dem Ruhme Quevedo's vorgehen, dessen Verdienst schon dadurch groß genug ist, daß er in einer Zeit beginnenden Verfalles und um sich greifender Geschmacklosigkeit den Zeitgenossen und Nachkommen eine Anzahl natürlicher und lieblicher Dichtungen als Muster vorgestellt und zu bleibendem Genusse erhalten hat. —

Sein zweites Mittel, um den literarischen Verkehrtheiten seiner Zeit entgegenzutreten, bestand in der Abfassung satirischer Flugschriften. Auf diesem Gebiete war er seiner Meisterschaft gewiß, und bewegte er sich mit aller Freiheit

und Zügellosigkeit des humoristischen Genies. Diese Arbeiten sind theils in poetischer Form gehalten, wie der „Kompaß für die Gezierten", theils in Prosa geschrieben, wie die „feine Lateinrednerin", letzteres Pamphlet ein Verzeichniß überstütziger und geschmackloser Redensarten, aus welchem Damen lernen sollen, wie ein halblateinisches Spanisch zu fabriciren sei. Diese Flugschriften zeigen das große satirische Talent ihres Verfassers im glänzendsten Lichte und sind für den spanischen Sprachforscher und Literarhistoriker noch heute von großem Werth; einen besonderen Einfluß auf den Geschmack der Nation und auf die weitere Entwicklung der literarischen Zustände haben sie sicherlich nicht gehabt. Im Gegentheil; — der Satiriker selbst mußte in seinen späteren Werken, wohl größtentheils unbewußt, dem herrschenden Geschmacke an Uebertreibung und gesuchtem Wesen bis zu einem gewissen Grad diejenige Huldigung erweisen, welche nur sehr seltene Menschen dem „Zeitgeiste" beharrlich zu versagen im Stande sind.

Eine ganz besondere Rolle in Quevedo's Leben spielt seine literarische Fehde mit Juan Perez de Montalban, an welchem unser Schriftsteller wohl mehr die Sünden seines Vaters als seine eigenen gestraft hat. Montalbans Vater war nämlich Buchhändler. Quevedo wollte bei ihm den „Erzschelm" drucken lassen, allein die Unterhandlungen scheiterten, und als das Buch bei einem andern Verleger herauskam, veranstaltete Montalban einen widerrechtlichen Nachdruck. Quevedo war nicht der Mann, um sich Derartiges bieten zu lassen; er betrat den Rechtsweg, und sein Gegner wurde zu Entschädigung und Strafe verurtheilt. Damit hätte die Sache erledigt sein können und sollen; allein es scheint, daß die gegenseitige Feindschaft üppig fortwucherte. Die Beschuldigung, welche Guerra y Orbe erhebt, daß der

junge Montalban „im Bunde mit andern Finsterlingen“ die Inquisition zu Verfolgungen gegen Quevedo zu hetzen gesucht habe, ist nicht begründet. Die Inquisition wußte sehr gut, was sie von den Leuten zu halten hatte; sie wußte, daß Quevedo ein Katholik war. Guerra y Orbe, dessen Leichtfertigkeit bei dieser schweren Beschuldigung man um so mehr beklagen muß, als er im Allgemeinen ein ehrlicher Forscher ist, muß denn auch selbst zugeben, daß die Inquisition gegen Quevedo trotz seiner ganz exemplarischen Freimüthigkeit nicht die entferntesten Maßregeln ergriffen habe. Er fragt sich auch selber ganz erstaunt, wie das möglich gewesen sei, und statt auf diesem höchst natürlichen Wege zu einer Berichtigung seiner Anschauungen über „Inquisition und Finsterlinge“ zu gelangen, kommt er zu der gewiß lächerlichen Meinung, die Inquisition habe sich an „den Liebling Spaniens, wo nicht den besten seiner Söhne“ aus Furcht nicht gewagt. Wahrlich, die Inquisition fürchtete sich vor Niemand, wenn es ihr nöthig schien einzuschreiten; und den armen Edelmann, welchen mehrere Minister rechtlos einkerkern durften, hätte sie zuletzt zu fürchten gebraucht. Sie that Nichts gegen ihn, weil er gegen den politisch-kirchlichen Standpunkt der spanischen Monarchie Nichts gethan hatte, vielmehr in allen seinen Werken ganz und gar auf diesem Standpunkt sich befand. Jedenfalls bedurfte sie der Belehrung Montalbans über Quevedo nicht.

Im Uebrigen war Montalban ein sehr talentvoller junger Schriftsteller, ein Liebling und Verehrer des großen Lope de Vega, in dessen Geist er mehrere noch jetzt als vortrefflich anerkannte Schauspiele gedichtet hat. Indessen hat er auch Arbeiten von untergeordnetem Werth und minder gutem Geschmack geliefert, und an diese letzteren hält sich unser Satiriker. So hatte Montalban in den Jahren 1632

und 1633 unter dem Titel „Für Alle“ eine ziemlich geschmacklose Sammlung von Novellen, Lustspielen, Gedichten und literarischen Besprechungen drucken lassen, welche ganz im Geiste des „Cultismus“ gehalten war. Quevedo selbst war in diesem Buche gelegenheitlich mit bewunderndem Lobe erwähnt; allein das hielt ihn nicht ab, die ganze Wucht seines überlegenen satirischen Geistes auf den unvorsichtigen literarischen Heißsporn fallen zu lassen. Montalban hatte den großen Fehler, daß er mit rastlosester Leidenschaft arbeitete, wie er denn auch in Folge dieser Ueberhetzung im Jahr 1638 in unheilbarem Wahnsinn, erst 36 Jahre alt, gestorben ist. Kein Wunder, daß ein solches, mehr oder minder vom richtigen Pfade abgekommenes Talent dem bittern Humor und durchdringenden Verstand Quevedo's reichlichen Stoff zu nicht unbegründeten Angriffen bot. Er richtete gegen Montalban sein Pamphlet „Perinola“ (d. h. „Drehwürfel“), das in Spanien noch jetzt als Meisterstück einer wahrhaft vernichtenden Kritik gilt, und welches wir in dieser Richtung nur mit Lessings kritischen Schriften zu vergleichen wüßten. Die Einzelnheiten dieses literarischen Kampfes haben jedoch für unsere Leser gewiß kein Interesse.

Als Montalban sein in dem „Buch für Alle“ angebrachtes Lob, das Guerra y Orbe wiederum ohne alle Begründung erheuchelt nennt, von Quevedo so gar übel vergolten sah, da vergaß auch er den letzten Rest von Schonung und Mäßigung. Die Perinola war gefährlich, denn sie fand allgemeinen Beifall und wurde sogar von Vielen in seltsamer Uebertreibung für das Beste erklärt, was Quevedo jemals geschrieben habe. Eine Erwiederung konnte also kaum ausbleiben. Sie erschien unter dem Titel „das Tribunal der gerechten Rache“, und soll von Montalban gemeinschaftlich mit einem Geistlichen, der Quevedo haßte,

dem Pater Niseno, und dem schon früher erwähnten gelehrten Fechtmeister Pacheco Narvaez, vielleicht noch mit Hülfe einiger anderer Theilnehmer, verfaßt worden sein, ein Beweis, daß man sich nicht einmal einen Fechtmeister unnöthiger Weise zum Feinde machen soll. Diese Schmähschrift, welche voll ist von persönlichen Verunglimpfungen und Rohheiten gegen Quevedo, hat eine gewisse Bedeutung für die Literaturgeschichte dadurch gewonnen, daß sie sämmtliche bis 1635 erschienenen Schriften Quevedo's aufzählt. Da unter seinem Namen auch sehr viel Unächtes in Umlauf war, worüber Quevedo selbst gelegenheitlich bitter klagt, so wurde das „Tribunal der gerechten Rache" ein Hülfsmittel der Kritik bei Erforschung der Aechtheit seiner Schriften. In die Einzelnheiten der niedrigen Angriffe, von welchen das Tribunal wimmelt, gehen wir natürlich nicht ein. In dieser Schmähschrift ist nun in der That in allgemeinen Ausdrücken die Inquisition gegen Quevedo angerufen; allein Niemand glaubte im Ernst, daß der heilige Gerichtshof davon Notiz nehmen werde, was denn auch selbstverständlich nicht geschah. Die Inquisition hatte schon viel früher, und aus eigenem Antrieb, im Jahre 1631 Quevedo aufgefordert, aus manchen seiner früheren Schriften verschiedene anstößige Stellen wegzulassen, womit sie nichts Schrecklicheres that, als bis zum Jahr 1848 jeder Censor im deutschen Bund täglich zu verüben pflegte. Ihre Ausstellungen waren nur zu wohl begründet gewesen, und Quevedo hatte Folge geleistet. An eine Verfolgung des Schriftstellers dachte man von Seiten der Inquisition nie, und ihre Ermahnung vom Jahr 1631 als eine Folge des im Jahr 1635 erschienenen „Tribunals der gerechten Rache" darzustellen, das geht denn doch über alles Erlaubte und Vernünftige hinaus. Uebrigens wird Montalbans Theilnahme an dem ganzen, wirklich elenden

und gemeinen Machwerk auch jetzt noch von Manchen bezweifelt. —

Quevedo antwortete nicht mehr; er war wohl zu der Einsicht gekommen, daß auf diesem Kampfplatz an wahrer Ehre in keinem Falle zu gewinnen sei.

Uns geben Quevedo's literarische Fehden außer dem literarhistorischen Interesse, welches sie immer noch haben, nur zu der allgemeinen Bemerkung Anlaß, daß solche mehr oder minder persönliche Hetzen immer die weniger guten und edlen Eigenschaften eines Menschen in den Vordergrund treten lassen, und dadurch seinen persönlichen Werth wenigstens vorübergehend vermindern. Wer also die meistens dornenvolle Bahn eines Schriftstellers zu wandeln hat, der stelle ruhig und gelassen, wie es einem Künstler geziemt, seine Arbeiten hin und ziehe dann seines Weges weiter, ohne je eine Antwort zu geben auf das Gebell der Hunde und auf das Gejohl der Gassenbuben.

Eine glückliche Anecdote verdanken wir übrigens doch dem feindseligen Verhältniß zwischen Quevedo und Montalban. Sie wird so übereinstimmend erzählt und ist so wahrhaft gut, daß es ein Fehler wäre, wenn wir sie nicht zur Erholung von dem so eben Vorausgegangenen unseren Gewährsmännern nacherzählen wollten. Quevedo und Montalban waren nämlich einmal mit einander bei Hof, wo gerade ein Gemälde des berühmten Malers Velasquez aufgestellt und betrachtet wurde. Das Bild stellte den hl. Hieronymus da, wie er von Engeln gegeißelt wird, weil er ohne Noth weltliche Schriftsteller gelesen hat. Der König forderte Montalban auf, einige Verse über das Bild zu improvisiren. Montalban begann:

Weil er Cicero gelesen,
Fallen ihn die höhern Wesen
Züchtigend mit Geißeln an; —

er stockte einen Augenblick und Quevedo fuhr sogleich fort:

Großer Gott, was wär' gewesen,
Hätt' er Montalban gelesen!

Daß ein Mann von Quevedo's schriftstellerischer Stellung und Bedeutung auch abgesehen von literarischen Streitigkeiten vielfach als Recensent arbeitete, und daß seine Begutachtung und Empfehlung ein äußerst gesuchter Artikel war, bedarf kaum der Erwähnung. In einzelne seiner Recensionen wollen und können wir hier nicht eingehen, sondern beschränken uns auf die Bemerkung, daß er auch solche flüchtige Blätter stets benützte, um Gedanken von bleibendem Werthe darin niederzulegen, wie z. B. eine derselben eine vortreffliche Würdigung des Königs Philipp II. gegenüber den Entstellungen der protestantischen Geschichtschreibung enthält. Wir haben jedoch Quevedo's Urtheil über diesen Monarchen schon bei einer andern Gelegenheit mitgetheilt, weßhalb es nicht nöthig ist, hier nochmals darauf einzugehen.

Quevedo war — dieß sei das unparteiische Ergebniß unsrer Darstellung — auch auf dem Gebiete des literarischen Kampfes und Streites ein vielfach dem Irrthum, manchmal der Leidenschaft unterworfener, aber immer ein hervorragender und außergewöhnlicher Mann.

XV.

Ascetische Werke.

Es ist an der Zeit, eine Klasse von Quevedo's Werken kurz zu betrachten, welche zwar nicht eigentlich seinen Ruhm bei Mit- und Nachwelt begründet, durch welche er sich aber

vielleicht die größten Verdienste erworben hat. Wir meinen seine ascetischen Schriften, welche in der Gesammtheit seiner Werke einen recht stattlichen Raum einnehmen. Quevedo war durch seine gründlichen theologischen Studien zu schriftstellerischer Thätigkeit auf ascetischem Gebiet von vornherein befähigt und vorbereitet; seine Kenntniß des classischen Alterthums und der antiken Philosophie setzte ihn in den Stand, das Walten des göttlichen Geistes auch vor der Ankunft des Erlösers zu ahnen und die edeln Bestrebungen großer Heiden zu würdigen. Er selbst hatte aus dem Schlamme der Sinnlichkeit, aus dem Taumel der Leidenschaften, aus den Wirrsalen des politischen und aus den Ränken des Hoflebens seine Seele langsam emporgezogen, bis sie anfing, mit Genuß in höhern Sphären zu weilen und die Ruhe da zu suchen, wo sie allein zu finden ist, in Gott. In dieser gereiften Periode seines Lebens beginnen seine ascetischen Werke, auf welche wir jetzt einen Blick werfen wollen. Eines oder das andere derselben würde sehr wohl verdienen, mit seinem gesammten Inhalt in die deutsche Literatur übertragen zu werden.

Wir eröffnen die Reihe dieser Werke mit der „Anleitung zum gottseligen Leben". Wer einen oberflächlichen Blick in dieses Buch wirft, der wird ohne Zweifel glauben, daß er eine spanische Originalarbeit vor sich habe. Eine größere Klarheit, Durchsichtigkeit und Einfachheit der Darstellung läßt sich kaum denken; die spanische Sprache zeigt sich hier im liebenswürdigsten Lichte, und der Geschmack des Schriftstellers von seiner vortheilhaftesten Seite. Daher ist es denn auch dem gelehrten Ticknor, welcher sonst von Nichts zu reden pflegt, was er nicht kennt, begegnet, daß er die „Anleitung zum gottseligen Leben" ohne Weiteres für Quevedo's Werk hielt. Gleichwohl ist sie nichts Anderes,

als eine wörtliche Uebersetzung der „Philothea" des hl. Franziscus von Sales. Der große französische Bischof hatte im Jahr 1608 das kostbare Buch veröffentlicht, welches seither unzähligen Menschenseelen den Weg zum Guten lieb und leicht gemacht hat. Als der heilige Verfasser im Jahr 1622 starb, war die Philothea schon fast in alle europäischen Sprachen übersetzt. Die erste Uebertragung in's Spanische erschien 1618, war aber so schlecht, daß Quevedo alle Ursache hatte, seine stilistische Meisterschaft auf dieses Buch zu verwenden. Er veröffentlichte seine Uebersetzung im Jahr 1634 mit einer Zueignung an die spanische Königin. Diese Widmung ist um so passender und feinsinniger, weil die Königin eine französische Prinzessin war, welcher man in der That kein geschmackvolleres literarisches Geschenk machen konnte. In seiner Einleitung „An das katholische Christenvolk" nennt Quevedo die Philothea einen „Schatz, in welchem auch der Schlechteste und Unwissendste Besserung, Unterricht und Erleuchtung finden wird". Im Uebrigen ist die Philothea so allgemein bekannt, daß uns über sie Nichts zu sagen übrig bleibt. Wer sie französisch, lateinisch oder deutsch kennt, wird ohne Zweifel Quevedo's spanische Bearbeitung mit erneutem Genusse lesen.

Im nämlichen Jahr 1634 erschien Quevedo's erste größere Originalarbeit auf dem Gebiet der Ascese. Wie meinen „Die Wiege und das Grab". Der erste Entwurf dieses Buches wurde schon im Jahr 1612 gemacht. Es hängt auf's Innigste zusammen mit Quevedo's Studium der stoischen Philosophie und war ursprünglich bestimmt, als Einleitung zu der Uebersetzung des Epiktetus zu dienen, von der wir früher gesprochen haben. Wie aber im Laufe der Zeit Quevedo's Gesichtskreis sich erweitert, sein religiöser Zustand sich gebessert hatte, ebenso hat er jenen ersten Ent-

wurf ganz im Geiste des Christenthums umgearbeitet und um die oben bezeichnete Zeit unter allgemeinem Beifall herausgegeben. Seine Feinde, erstaunt über den tiefen religiösen Gehalt des Werkes, verfehlten nicht, sich darüber lustig zu machen, daß Quevedo seine Bekenntnisse schreibe, ehe er sich bekehrt habe, während alle Heiligen das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen hätten; allein dieser Spott hinderte nicht, daß das Buch eine Auflage nach der anderen erlebte. Die Zueignung an den Dominicaner Christobal de Torres, der in der Folge Erzbischof von Neugranada ward, datirt vom 20. Mai 1633 und gibt in Kürze den Standpunkt des Buches an. Wiege und Grab erinnern den Schriftsteller, daß der Mensch mit dem Anfang seines Lebens zu sterben beginnt, so daß das Ende des Erdenlebens zugleich als Abschluß eines langsamen Todes erscheint.

Quevedo bereut, daß er seit seiner Wiege so viel an seiner Lebenszeit verloren; er will dies gut machen, indem er Andere lehrt, besser zu sein als er selbst. Er verschmäht hiebei die Gründe und Forschungen der edlen stoischen Philosophie nicht, sondern hebt nachdrücklich hervor, daß dieselbe, bevor Christus zur Welt kam, die größten und edelsten Seelen in ihrem Gefolge hatte. Allein von dieser Philosophie erhebt er sich zur gläubigen Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit. Zwei Lehren sind es namentlich, welche er seinen Lesern an's Herz legen will: daß Niemand um seiner Sünden und Mängel willen an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln, aber auch Niemand in eitlem Dünkel auf seine guten Werke allein sich verlassen soll.

Das Buch zerfällt in seiner jetzigen Gestalt in zwei Theile. Der erste ist betitelt „Wiege und Leben", der zweite führt die doppelte Ueberschrift: „Anleitung zum Sterben. Tod und Grab." Der erste Theil zerfällt in

fünf Kapitel, von welchen die vier ersten sich mehr mit bloß menschlichen und vernünftigen Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller nicht rein geistigen Güter und über die Verkehrtheit der Todesfurcht beschäftigen. Sie sind ganz vorzugsweise im Geiste des Stoicismus gehalten. Das fünfte Kapitel gibt diesen Lehren die höhere christliche Begründung und schließt mit der Anleitung, den menschlichen Willen ganz an den Willen Gottes dahin zu geben, zu beten für seine Feinde, und die Wohlfahrt des Leibes und der Seele dem hl. Schutzengel zu empfehlen.

Die „Anleitung zum Sterben“ enthält keine Anknüpfungspunkte an die heidnische Philosophie, sondern steht ganz ausschließlich auf christlichem Boden, und findet die Möglichkeit eines seligen Sterbens nur im gläubigen Anschluß an den Tod des Erlösers für die Sünden der Welt, im Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen, und in eigenem, von rechtem Geiste erfülltem Gebet. Um zu letzterem eine kurze Anleitung zu geben, schließt sich der Schriftsteller an das Vaterunser an, von welchem er mit Recht hervorhebt, daß es allein in der hl. Messe mit den Einleitungsworten „Wir wagen es, zu sprechen“ gebetet werde. Mit einer Betrachtung über die Bitten des Vaterunsers schließt das Buch.

Ein größeres, im höchsten Grade reichhaltiges Werk tritt uns entgegen unter dem Titel „Die vier Plagen der Welt und die vier Schreckbilder des Lebens.“ Es ist dasjenige Buch, welches Ticknor unter dem jedenfalls unvollständigen Titel „Ueber das kämpfende Leben eines Christen“ anführt.

Das Werk wurde erst nach Quevedo's Tod, und zwar zuerst sehr mangelhaft gedruckt; jetzt ist der Text zu ziemlicher Reinheit wiederhergestellt. Geschrieben hat es Quevedo in den Jahren 1635 und 1636, also bald nach dem

Tode seiner Gattin. Es ist jedenfalls eine seiner vorzüglichsten Leistungen. Im ersten Theile schildert er die Tugend im Kampfe mit den vier größten Plagegeistern der Welt, als welche ihm der Neid, der Undank, der Hochmuth und die Habsucht erscheinen; jedem dieser vier Laster ist ein besonderer Abschnitt gewidmet; bei der Betrachtung eines jeden derselben wird christliche Theologie, stoische Philosophie, heilige und weltliche Geschichte mit reichem Aufwand von Kenntnissen und Gelehrsamkeit zu Hilfe gerufen.

Der Abschnitt über den Neid schließt sich zunächst an eine Betrachtung des hl. Predigers Petrus Chrysologus an; in dem Neid erblickt Quevedo gewissermaßen die Mutter der Sünden, indem die erste wirkliche Sünde als Erstgeburt neidischer Gesinnung sich darstellt. Gegenüber den tiefsinnigen und erhabenen Betrachtungen über diesen Gegenstand erscheint uns die Meinung von Guerra y Orbe, daß Quevedo dabei von Gedanken an seine literarischen Händel mit Montalban und Genossen erfüllt gewesen sei, als eine große Geschmacklosigkeit.

Die Betrachtung über den Undank eröffnet Quevedo mit folgenden schönen Worten: „Welcher Mensch kann gegen den Undank schreiben, ohne bei der Erinnerung an Gott zu empfinden, daß er gegen sich selbst schreibt? O beschämende Schuld der menschlichen Vernunft, daß unter allen Geschöpfen der Mensch allein, das vorzüglichste derselben, undankbar sein konnte gegen Gott! Und er ist und war nicht nur undankbar gegen Gott als seinen Schöpfer, sondern in noch härterer Weise gegen ihn als seinen Erlöser. Vergessen hat er ihn in der Schöpfung, verschmäht hat er ihn in der Erlösung; undankbar ist er ihm, mit gottloser Lästerung, in dem Sacramente, welches durch den Namen der Eucharistie als höchstes Gut der Gnade be-

zeichnet wird." Ueber diese Grundgedanken verbreitet sich sodann die ausführliche Erörterung, in welcher namentlich eine Gegenüberstellung von Maria, der Mutter Gottes, mit Eva, der Mutter des Menschengeschlechtes, als eine der schönsten Stellen hervorzuheben ist. Wie wenig Quevedo daran dachte, dem Protestantismus irgendwie zugeneigt zu sein, ergibt sich unter Anderem auch aus dieser Betrachtung. Er sagt nämlich, daß der Undank unter Anderem auch die Quelle der Ketzereien und die Mutter des Irrglaubens sei. Zu allen Zeiten der Kirche sei die Vergiftung der Wahrheit und des reinen Glaubens aus schnödem Undank einzelner Personen gegen die Kirche hervorgegangen; so sei es bei Arius, so in den letzten Zeiten bei Luther und Calvin gewesen. Wir haben die Frage nicht zu erörtern, ob Quevedo hierin Recht hat; daß aber Diejenigen Unrecht haben, welche einen maskirten Freigeist in Quevedo erblicken, dies dürfte ziemlich klar sein.

Die Abhandlung über den Hochmuth beginnt mit den Worten: „Es ist leichter, gegen den Hochmuth schreiben, als ihn überwinden." Durch die Reinigung des eigenen Herzens von dieser Sünde will der Schriftsteller sich erst würdig machen, seinen Nebenmenschen lehrend gegenüberzutreten. Auch bei dieser Arbeit dient ihm „sein großer Petrus Chrysologus" als Führer; und mit Wohlgefallen verweilt er bei der Betrachtung, wie vielfach die Gedanken dieses heiligen Predigers mit denjenigen des Seneca und Epiktetus übereinstimmen. Den tiefsten Grund des Hochmuths findet Quevedo in dem Mangel an Selbsterkenntniß; wer sich selbst kennen lernt, der muß demüthig werden. Von diesem Gesichtspunkte aus werden sodann die verderblichen Folgen hochmüthigen Sinnes im Einzelnen dargelegt.

Die Habsucht und der mit ihr zusammenhängende Geiz

haben von jeher der Satire ein weites Feld der Thätigkeit dargeboten. Quevedo ist in seinem Element; er schildert Persönlichkeiten, freilich ohne sie zu nennen, aber mit den lebendigsten und frappantesten Zügen: „Ich kannte einmal einen Geizigen, sagt er, den Namen schenke ich ihm, denn es haben ihn noch viele Andere gekannt. Er hatte 4000 Dukaten Einkünfte, und mehr als 30,000 hatte er angelegt in Unternehmungen, welche sicher und ersprießlich waren für seinen Gewinn, aber nicht für sein Gewissen. Gleichwohl war er so gekleidet, daß, wer ihn nicht kannte, eher Lust bekam ihm ein Almosen zu schenken, als ihn um eines zu bitten. Die Armen fürchteten ihn eher, als sie ihn ansprachen. Er hielt weder Diener noch Magd und verbrauchte kein anderes Licht, als das des Tages, welches die liebe Sonne ihm unentgeltlich gab. Er entkleidete sich auswendig und aß das Wohlfeilste, was die öffentliche Garküche ihm bieten konnte. Er hatte einen einzigen Verwandten, und dieser arbeitete bei einem Handwerksmann, sei es, daß sein Vetter ihn nicht unterhalten wollte, oder daß sein eigener Magen sich entsetzte vor der Möglichkeit eines solchen Unterhalts. Ich sah diesen Geizhals einige Male krank; er curirte sich mit nichts Anderem, als mit der Berechnung, wie viel er spare, wenn er weder Arzt noch Apotheker brauche" u. s. w. Als christlicher Philosoph betrachtet Quevedo den Geiz unter dem gewiß richtigen Gesichtspunkte einer Abgötterei; das Ende und Ziel des Habsüchtigen wird an dem Verbrechen und schließlichen Schicksal des Verräthers Judas dargestellt, sein Loos in der Ewigkeit wird gezeigt an dem Beispiel des Reichen, der in der Hölle Qualen duldet, während der arme Lazarus in Abrahams Schooß ruht (Lukas 16, 19. ff.). Daß auch dem Heidenthum das Licht richtiger Erkenntniß in Bezug auf dieses Laster nicht fehlte,

wird an der bekannten Sage vom König Midas dargethan. Diese Sünde, meint Quevedo, sei am leichtesten zu vermeiden, weil sie der menschlichen Natur widerstrebe, man also nur naturgemäß zu leben brauche, um dem Laster zu entgehen, während zu andern Verkehrtheiten der Mensch schon von Natur aus mehr geneigt ist. Zum Schluße heißt es:

„Reiß' dir die Maske deiner Heuchelei vom Antlitz, o Geizhals, und du wirst erkennen, daß jeder Arme ein verkleideter Heiland ist. Lerne Freigebigkeit von den Adern Jesu Christi, welche ihr Blut für dich vergossen haben. Blut verlangte von ihm die Beschneidung nach der Vorschrift des Gesetzes; und das Licht des Gesetzes der Gnade gab sein Blut hin an den Schatten des Gesetzes. Blut verlangte von ihm der Seelenschmerz im Garten, und er schwitzte Blut. Nach seinem Blut begehrten die Stöße seiner Peiniger, das Fallen mit dem Kreuze, die Dornenkrone, die Schläge des Rohres und die Geißelstreiche, die Nägel und die Hammerschläge; und an sie alle vertheilte er sein Blut. Ja nach seinem Tode noch verlangte der Lanzenstich nach seinem Blute, zu einer Zeit, wo das Blut nicht mehr fließt, und er gab Blut und Wasser, und zugleich das Licht der Erkenntniß dem Nämlichen, der ihm die Wunde gab. Wenn du habsüchtig oder geizig bist, so lerne von dem Blute Christi freigebig sein. Es ist ja der kostbarste Schatz; das erkenne dein Durst, und sättige sich an ihm. Bereichere dich an seinen Gaben, die es spendet, ohne durch Geben arm zu werden; an seinen Gaben, die nichts dir wieder entreißen kann, die es unaufhörlich auch jedem Andern zu spenden bereit ist."

Das heißt, für unsere Zeit übersetzt: Die Uebel und Gefahren des Materialismus finden ihre Heilung einzig nur durch das Christenthum und durch den Geist christlicher Liebe.

Im zweiten Theile dieses reichhaltigen Buches werden als die „vier Schreckbilder des Lebens“ besprochen: Tod, Armuth, Verachtung, und Krankheit. Jede dieser Abhandlungen ist eingekleidet in die Form eines Briefes an irgend einen bedeutenden Zeitgenossen und Freund Quevedo's. Auch hier ist sein Bestreben stets darauf gerichtet, die Anfänge richtiger Erkenntniß und ächter Lebensweisheit schon im Heidenthum aufzusuchen und sodann ihre Vollendung und Krönung durch die geoffenbarte Religion darzuthun. Bei allem Ernste des Gegenstandes und aller hohen Würde der Darstellung verschmäht er es doch nicht, gelegenheitlich auch einem heiteren oder halb scherzhaften Gedanken Raum zu geben, indem er die gefürchtetsten Uebel des Erdenlebens ihrer Schrecken für den veredelten und vergeistigten Menschen entkleidet. So bemerkt er z. B., Seneca finde an jeder Krankheit drei harte und schwere Dinge, nämlich die Furcht vor dem Tode, den körperlichen Schmerz und die Entbehrung der gewohnten Genüsse. Diesen drei Plagen fügt Quevedo als vierte gleichberechtigte Pein die „ärztliche Behandlung“ bei, welche man nicht nur zu erdulden, sondern auch noch zu bezahlen habe; — wie er denn überhaupt auf die ärztliche Kunst und Wissenschaft nicht besonders gut zu sprechen ist. Am Schlusse der ganzen Betrachtung über die Leiden des irdischen Daseins, durch welche sich der Mensch nur an der Hand der Religion hindurchzuringen vermag, erhebt sich Quevedo's kämpfende Seele zu der gläubigen Erkenntniß, daß in dem Leiden und Sterben des Heilandes die reichste Hilfsquelle verborgen ist zur Ertragung jeder Art von Kreuz und Ungemach. Diese Erkenntniß spricht sich aus in einer andächtigen Schlußbetrachtung über die sieben Worte des sterbenden Erlösers. —

Die schönste und erhabenste von Quevedo's ascetischen

Arbeiten ist aber die Abhandlung über „Gottes Vorsehung“. Indem wir dieses Buch schon hier kurz besprechen, eilen wir um des inneren Zusammenhanges willen dem Gang der äußeren Ereignisse um einige Jahre voraus. Denn Quevedo schrieb es im Gefängniß in der letzten und härtesten seiner verschiedenen Verfolgungen, mit keiner anderen Absicht, als zur Erhebung seines immer mehr sich frei machenden Geistes über die Qualen des Körpers und die Leiden des Herzens. Er sandte das Manuscript in einigen kleinen Heften, ohne alle weitere Unterabtheilung, dem Bischof von Leon, wo er gefangen saß, dem ehrwürdigen Bartolomé de Rissoba, zur Einsicht und etwaigen Mittheilung seiner Bemerkungen zu. Der Bischof schickte dem Gefangenen Bücher zur Benützung bei seiner Arbeit, und es sind uns noch mehrere Briefe erhalten, in welchen er seine höchste Anerkennung über Quevedo's Gelehrsamkeit und vortreffliche Darstellung ausspricht. „Wenn Sie sich entschließen“, sagt der Bischof in einem Briefe an Quevedo, „dieses Werk in Druck zu geben, so hoffe ich, daß es von großem Nutzen sein wird, um Viele zu überzeugen, die obwohl dem Bekenntniße nach Christen, im Herzen und in ihren Werken Atheisten sind, indem sie durch ihre Handlungen sonnenklar beweisen, daß sie weder an einen Gott noch an ein anderes Leben glauben“. Dieser Verkehr zwischen dem edlen Kirchenfürsten und dem in Alter und Krankheit dahinsiechenden Dichter, der sich durch unausgesetzte Betrachtung und Erforschung der erhabensten Religionswahrheiten in allen Leiden zu stärken, über alle innerlichen Versuchungen zu erheben sucht, ist ein wahrhaft rührendes Bild ächt christlicher Gesinnung von Seiten der beiden vortrefflichen Männer.

Geschrieben zwischen dem Dezember 1641 und dem Anfang des Sommers 1642, wurde auch dieses Werk erst nach

Quevedo's Tod aus seinem Nachlaß veröffentlicht. Es würde in deutscher Sprache so etwa ein Bändchen von 150 mäßigen Octavseiten füllen. Uebrigens ist es nicht vollendet. Nach dem ursprünglichen Plane des Schriftstellers sollte es aus einem mehr allgemein und philosophisch gehaltenen, und aus einem mehr concret und historisch darstellenden Theile bestehen. Der erstere ist vollendet, während von dem letzteren nur die Eingangsworte geschrieben sind.

Die Arbeit bildet ein so strenggeschlossenes und festgegliedertes Ganzes, daß es außerordentlich schwer wird, Einzelnheiten daraus hervorzuheben.

„Die Erniedrigung des menschlichen Denkens und die Finsterniß, welche durch Sünde und Laster über das ganze Wesen des Menschen verbreitet wird, erkennt man in gar Nichts mit so großer Beschämung, wie in der Nothwendigkeit der Vertheidigung der Wahrheiten, daß ein Gott ist, daß seine Vorsehung die Welt regiert und daß die menschliche Seele unsterblich ist. Nur das äußerste Verderben konnte die Menschen zu der Meinung bringen, daß die ganze Welt ohne Schöpfer sich schuf und ohne Bildner sich bildete, daß die ganze Welt keinen Herrn habe, während doch keine Hütte in der Welt ohne einen Herrn ist. Wie kann man den Herrn der Welt läugnen, wenn man betrachtet den pünktlichen Gehorsam dieser großen Lichterrepublik am Himmel, die Uebereinstimmung ihrer Bewegungen, welche durch den Wechsel von Tag und Nacht die Erzeugnisse der Erde und die Fruchtbarkeit der übrigen Elemente hervorbringen? Wer hat jemals das stolze Meer, aufgeregt durch den wüthenden Zorn des Sturmes, gegen den Strand herankommen, die Berge bedrohen und dann in Demuth das in den Ufersand geschriebene Gesetz küssen sehen, und wagt es dann noch die Vorsehung zu läugnen, welche in dem Widerstand des

Staubes diese Gewalt gefangen nimmt, vor deren Wuth die Berge zitterten und die Wolken bangten? Wie kann ein Mensch, einzig durch seine vernünftige unsterbliche Seele von den Thieren verschieden, sich selbst diese Vernunft und Unsterblichkeit absprechen und sich dadurch nicht nur zu den Thieren, sondern weit unter sie erniedrigen?"

Nach diesem Eingang wendet sich Quevedo zu einer kurzen Besprechung derjenigen Philosophen, welche Gott überhaupt, oder wenigstens die göttliche Vorsehung läugnen. Sodann unternimmt er es, die drei religiösen Wahrheiten, welchen das Werk gewidmet ist, ausführlich zu begründen, stets bemüht, die Uebereinstimmung der geoffenbarten Religion mit den Gesetzen der reinen und unbeirrten Vernunft darzuthun. Er beginnt mit der Unsterblichkeit der Seele, „damit der Mensch, des besten Theiles seines Selbst versichert, der beiden andern Wahrheiten fähig werde". Und er hat Recht; denn noch jetzt lehrt die tägliche Erfahrung, daß der praktische Atheismus in der Regel damit anfängt, dem Menschen den Glauben an das Jenseits zu nehmen. Wer diesen Glauben verloren hat, der ist für jeden weitern Schritt abwärts vorbereitet. Schon hier spielt das Buch Job eine bedeutende Rolle. „Warum glaubst du, ruft Quevedo, daß Job in unerhörter Trübsal und grausam verlängerten Leiden eine beständig siegreiche und triumphirende Geduld bewies? Warum zeigte er eine Seele, die nicht nur den Tod zu ertragen vermochte, sondern selbst solche Leiden, die den Tod als wünschenswerth erscheinen ließen? Einzig nur, weil er an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, wie er sagt Kap. 19, 25.: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß ich am jüngsten Tage aus der Erde auferstehen werde". Dem Beweise, daß die menschliche Seele über allen Thieren steht, läßt Quevedo den Nachweis folgen, daß sie auch von dem

menschlichen Körper wesentlich verschieden ist. Hieran schließt sich der Beweis aus den Uebeln und Ungerechtigkeiten dieses Lebens, welche nur durch eine Vergeltung im Jenseits ausgeglichen werden können. Dabei vergißt Quevedo nicht, die Unsterblichkeit des erschaffenen Geistes scharf zu unterscheiden von der Ewigkeit des schaffenden Gottes, wodurch er seine Philosophie vor jedem pantheistischen Anflug sorgfältig bewahrt. Indem er sodann zu dem Glauben an Gott und an seine Vorsehung übergeht, nennt er als den ersten Beweisführer den Satan selbst, dessen Auflehnung nichts Anderes bezweckte, als das freventliche Bestreben, Gott gleich zu sein. Dieser Gedanke ist viel tiefer und richtiger, als es auf den ersten Blick scheint. Denn der Unglaube führt in der That stets und nothwendig zur Selbstvergötterung und damit gerade zur Anerkennung der Nothwendigkeit eines Gottes. In das weitere Detail der folgenden Ausführung können wir Quevedo nicht begleiten. Dagegen soll nicht unerwähnt bleiben, was er erzählt, indem er Gottes Walten in der Geschichte betrachtet. „Als die Franzosen die Engländer nach langem Eroberungsbesitze vollends aus Frankreich vertrieben, rief ein Franzose im Uebermuth des Sieges dem englischen Heerführer höhnisch zu: „Wann werden wir uns wieder in Frankreich sehen?“ Der Engländer antwortete: „Sobald eure Sünden größer sein werden vor Gott, als die unsrigen.“ In Demuth erkennt der Forscher an, daß die menschliche Vernunft nicht im Stande ist, die Wege der Vorsehung in Gegenwart und Zukunft zu ergründen. Wie aber der Arzt durch die anatomische Zergliederung des Todten noch lernt für die Lebenden, so will (und hiermit schließt der uns erhaltene Theil des Werkes) Quevedo in einer Reihe von Beispielen aus Erfahrung und Geschichte die Wege Gottes betrachten. Die Auswahl dieser Beispiele ist charakteristisch.

Es sind folgende: Adam, Saul, Salomon, Alexander der Große, Julius Cäsar, Judas der Verräther, der reumüthige Schächer Dimas, der Apostel Paulus, Rom als Monarchie, Rom als Republik, als Despotie und endlich Rom als Sitz des heiligen Stuhles. Dieser ganze Plan ward leider nicht ausgeführt.

Schon in früherer Zeit, ungefähr um das Jahr 1631, hatte Quevedo eine Bearbeitung des Buches Job unternommen; diese führte er ungefähr um die nämliche Zeit, in welcher das zuletzt besprochene Werk entstanden ist, näher und sorgfältiger aus und scheint sie demselben als eine Art Anhang beigefügt zu haben. Nach einer Einleitung voll theologischer Gelehrsamkeit über die Entstehung, die Sprache und den Styl des Buches Job bespricht er den größern Theil seines Inhaltes ausführlich in ascetischem Sinne und mit besonderer Rücksicht auf die Frage, welches nach der heiligen Schrift die eigentliche Absicht Gottes bei den herben Prüfungen jenes frommen Dulders gewesen sei.

Außer diesen größeren Werken ascetisch-philosophischen Inhalts sind uns von Quevedo noch einige hierher gehörende Kleinigkeiten erhalten, welche wir nur der Vollständigkeit willen anführen wollen.

Zuerst begegnet uns hier, als Erinnerung an längst entschwundene Tage unseres Schriftstellers, die halb theologische, halb satirische Arbeit über „die erste und versteckteste Verfolgung der Juden gegen Christus und seine Kirche". Die Arbeit ist schon aus dem Jahr 1619, und sucht aus dem Neuen Testamente den Beweis zu führen, diese erste Verfolgung habe darin bestanden, daß die Juden, nur um Christus nicht als Sohn Gottes und als den verheißenen Messias anzuerkennen, sich zur gewaltsamen Mißdeutung der alttestamentlichen Verheißungen flüchteten, ja

sich sogar stellten, als ob sie Christus für „Elias oder einen der Propheten" halten wollten.

Sodann finden wir ein Fragment der Lebensgeschichte des Marcellus Mastrili von der Gesellschaft Jesu, welcher im Jahre 1637 in Japan den Martyrtod erlitt. Die Zueignung dieser Arbeit an die Stadt Neapel enthält unverkennbar wehmüthige Rückblicke auf Quevedo's dort verlebte schöne und glänzende Tage. Ferner ein Fragment über die wahre Bedeutung des Buches der Weisheit und die richtige Methode dasselbe zu studieren.

Sodann eine Studie über die Worte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" welche Christus bei der Hochzeit von Cana zur Mutter Gottes sprach.

Sodann zwei Homilien über das Dogma der Dreifaltigkeit, und zwar über die Texte Matthäus 28, 18. und Johannes 15, 26. Offenbar haben es Theologen von Fach nicht verschmäht, den Dichter des Erzschelms um diese Arbeiten zu bitten.

Endlich eine Betrachtung über Christi Leiden und Gebet am Oelberg.

An alle diese Arbeiten reihet sich am passendsten das schon im Jahr 1633 entstandene, aber erst im Jahr 1638 veröffentlichte Buch: „Trostgründe gegen jedes mögliche Schicksal" an. Dasselbe ist eine Bearbeitung des dem Seneca zugeschriebenen Schriftchens „de remediis fortuitorum". Es ist Quevedo's edlem Freund und Gönner, dem Herzog von Medina Celi, zugeeignet und hat außer dieser Widmung folgende schöne Einleitung:

„An den unglücklichsten Sterblichen. Erwäge in deinem Unglück, daß das Gute und Schlimme in diesem Leben nur kurz dauern; dein Trost im Unglück ist der Kummer des Glücklichen. Der Tod bringt dem Unglücklichen, was er am

meisten ersehnt, dem Glücklichen, was er am meisten fürchtet. Das Mitleiden versteht den Lauf der Welt nicht; es zollt dem Unglücklichen, was dem Glücklichen gebührt. In der Mühsal auf Erleichterung hoffen ist süßer, als im Glück Trübsal befürchten. Vom Glück verlassen sein ist eine heilsame Diät für die Gesundheit des menschlichen Geistes. Wenn du dem Seneca als einem Gelehrten, und mir als einem Unglücklichen Glauben schenken willst, so wirst du das Mitleiden, welches die Beglücktesten dir schenken wollen, ihnen schenken, nicht danken, und ihnen zeigen, bei wem ihr Gefühl angebracht ist. Betrachte in Jesus Christus unserm Herrn die Majestät der Weltverachtung, und du wirst meiner Lehre frohe Armuth, siegreichen Frieden, ein Leben ohne Kränkung und einen leichten Tod zu verdanken haben, bis die Gerechtigkeit sich verwandelt zum Gericht" (Psalm 113, 15).

In den nun folgenden 17 Abschnitten werden die Trostgründe gegen den Tod, gegen den Tod durch's Schwert, gegen den Tod in der Fremde, in der Jugend, ohne Begräbniß, gegen Krankheit, üble Nachrede, Verbannung, Körperschmerz, Armuth, Mangel an Macht, Verlust des Vermögens, des Augenlichts, der Kinder, der Gattin, der Freunde und gegen Plünderung durch Räuber in der Weise entwickelt, daß jeweils zuerst Seneca's Worte in geschmackvoller spanischer Uebersetzung und dann Quevedo's Zusätze vom christlichen Standpunkte aus folgen. In dieser Schrift finden sich, und zwar in dem Abschnitt von üble r Nachrede Anklänge an literarische Fehden und sonstige bittere Erlebnisse höchst persönlicher Art, beispielsweise in den Worten: „Sie reden Böses von mir. Wenn sie die Wahrheit sagen, reden sie nicht böse; wenn sie lügen, thun sie Böses. Wenn ich mir viel daraus machen würde, so würden sie Recht behalten; denn ihre Absicht ist nicht, daß ich mich bes-

sere, sondern daß ich wüthend werde. Um sie nicht nachzuahmen, werde ich Gutes von ihnen reden. Uebrigens ist es eine Auszeichnung, von den Schlechten gehaßt zu sein. Kann die Verleumdung mir nur den Schaden nicht zufügen, daß ich durch Leidenschaftlichkeit anfange sie zu verdienen, so soll sie mir gewiß auch das Leid nicht anthun, daß ich mich ärgere." —

Im Zusammenhang mit dieser Arbeit stand eine Uebersetzung von 90 Briefen Seneca's, welchen Quevedo eine Anzahl eigener Briefe im Style des heidnischen Philosophen beigefügt hatte; die letzteren waren bestimmt, eigene Erlebnisse und bei Hof mißliebige Gedanken in verhüllter Form darzustellen. Von der ganzen Sammlung sind nur 15 Briefe erhalten, und auch diese zum ersten Male im Jahr 1859 durch Quevedo's unermüdlichen Bearbeiter Guerra y Orbe an's Tageslicht gezogen werden.

Wir schließen hiemit unsere kurze Ueberschau der ascetisch-philosophischen Werke Quevedo's. Sie tragen das Gepräge seiner Zeit, wie Alles, was er geschrieben hat. Aber sie sind nicht nur Denkmäler seltener Gelehrsamkeit und großen Scharfsinns, sondern, was noch mehr werth ist, Kundgebungen einer aus der Erdhaftigkeit mit dem vollen Ernste eines katholischen Christen zu Gott emporstrebenden Seele. Wenn daher Ticknor sagt, „diese Werke verrathen zuweilen den Geist und die Schreibart, die seine ernsten Dichtungen auszeichnen, gleiche Freude am Glänzenden, gleiche Uebertriebenheit und Ausschweifungen nebst gelegentlichen lehrreichen Stellen voll Würde und Beredsamkeit; sie sind meist sehr gelehrt und gleichzeitig oft schwerfällig und pedantisch," — so muß man sich wohl erinnern, daß nicht nur ein strenger Kritiker, sondern auch ein amerikanischer Protestant spricht. Wenn aber ein anderer Schriftsteller zu verstehen gibt, „diese Werke, theolo-

gischen Inhalts und Theologen gewidmet, hätten nur den Zweck gehabt, Quevedo gegen die Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit zu schützen," so ist dies ein neuer komischer Ausbruch der bekannten „fixen Inquisitionsidee", und beweist zugleich, daß der Betreffende von „diesen Werken" wohl nur sehr wenig gelesen hat. Wahrlich, die Rechtfertigung seiner Orthodoxie hätte Quevedo auch um den Preis geringerer Mühe und mit dem Aufwand von viel weniger Gelehrsamkeit und Scharfsinn erreichen können. Zu solchen Abgeschmacktheiten hat sich denn doch Ticknor nie verirrt. —

XVI.

Die Stunde für Alle, und das vernünftig gewordene Glück.

Den Uebergang zu Quevedo's letzten Lebensschicksalen vermittelt uns das in vielfacher Hinsicht merkwürdige Buch, welches er unter dem Titel: „Die Stunde für Alle, und das vernünftig gewordene Glück" in den Jahren 1635 und 1636 geschrieben hat, ein Werk, welches Guerra y Orbe ohne Bedenken für Quevedo's großartigste, geistreichste und philosophisch tiefste Arbeit erklärt. Diese humoristisch-satirische Dichtung wurde zwar, wie mehrere von Quevedo's bedeutendsten Werken, erst nach seinem Tode durch die Presse vervielfältigt. Allein schon bei seinen Lebzeiten war sie allgemein bekannt, und sie ist offenbar auf Quevedo's letzte Drangsale von Einfluß gewesen, da sie als schneidende Satire gegen die öffentlichen Zustände in den letzten Jahren des Ministeriums Olivares — wohl nicht

mit Unrecht — aufgefaßt wurde. Jedenfalls zeigt sie uns den Dichter in zunehmender und geschärfter Opposition gegen sehr viele Zustände seiner Zeit im Allgemeinen, an welchen freilich die damalige Staatsregierung ihren nicht geringen Antheil im Einzelnen gehabt haben mag. Beides gilt ganz besonders von dem Kapitel, welches jetzt überschrieben ist: „Die Juden versammeln sich in Salonichi": Quevedo hatte dasselbe zuerst unter dem Titel: „Die Insel der Monopantos" als eine selbständige satirische Skizze verfaßt und, wie es scheint, handschriftlich umlaufen lassen; die Leser fanden darin nicht nur Satire genug gegen Sachen, sondern sie glaubten selbst die Personen des Günstlings und mehrerer ihm Nahestehenden mit unverkennbaren Zügen darin zu erblicken. Erst später hat der Verfasser diese „Insel der Monopantos" seinem größeren Werke als Bestandtheil einverleibt, und zwar so glücklich, daß das Ganze jetzt wie aus Einem Guß dasteht. Aber auch abgesehen von alledem ist die Schrift höchst bedeutsam als satirisches Kunstwerk und als ein lebendiger Beweis, wie ungebrochen und unvermindert Quevedo's productive Kraft noch in diesen vorgerückten Lebensjahren war. Die Zueignung an Don Alvaro de Monsalve, Canonicus an der Kathedrale von Toledo, datirt vom 12. März 1636. Quevedo versichert darin, daß es ihm unter allen seinen Scherzen und humoristischen Spielen sehr ernsthaft zu Muthe sei; auch wisse er wohl, daß ein Jeder darin nur Beziehungen auf Andere finden und die wenigste nützliche Anwendung auf sich selbst machen werde; er selbst denke gut gegen Alle. Wer an seinen Schilderungen keine Freude finde, der könne ihm doch erlauben, eine Stunde lang den Thoren zu spielen, da ja so Viele in ihrem ganzen Leben nicht aufhören, Solches zu thun.

Doch werfen wir einen Blick in das Buch selbst. Der Dichter versetzt uns gleich mit den ersten Worten mitten in den Kreis der homerischen Götter und Göttinnen, deren Erscheinung er mit gelungener Carricatur vor unsern Augen hervorzaubert. Jupiter ist erzürnt über Fortuna, die es auf der Welt gar zu toll treibt, und hat seine Himmlischen zusammenberufen, um die launige Göttin vor versammeltem Olymp zur Rede zu stellen. Merkur wird abgesendet, um die Beschuldigte vorzuführen. Er bringt sie, als Blinde auf einer Kugel stehend, in Begleitung eines Schooßhundes, den sie an einer Schnur führt; es folgt ihr eine Dienerin, „die Gelegenheit". Jupiter macht nun der Fortuna Vorwürfe, daß sie durch ihr verkehrtes Treiben den Glauben an die Götter in den Herzen der Menschen ersticke, indem sie das Verdienst züchtige, das Verbrechen belohne, die Gerichtshöfe mit Menschen besetze, die an den Galgen gehören. Fortuna vertheidigt sich keck genug. Sie erinnert vor Allem den Vater der Götter und die Mitbewohner des Olymps an alle ihre mythologischen Thorheiten und Sünden, dergleichen sie selbst nie begangen habe. Dann aber, bemerkt sie, werde von gar Vielen die dargebotene Gelegenheit, ihr Glück zu machen, nicht benützt. Sie beruft sich zum Beweise auf ihre Dienerin, welche denn auch in drolliger Art die Partei der Herrin ergreift und sich beklagt, wie wenig sie selbst rechtzeitig am Schopfe gefaßt werde. Jupiter muß das Vorbringen der Beiden als ein wenigstens theilweise begründetes erkennen, verkündet aber schließlich seinen Willen dahin: es müsse während einer Stunde für Alle auf Erden die sittliche Ordnung hergestellt und Jedem, was er verdient, beschieden werden; Fortuna soll selbst die Stunde bestimmen, in welcher sie sich der Welt als vernünftig und gerecht erweisen will. Fortuna ist es zufrieden, und die Geschichte

soll gleich losgehen; Apollo constatirt den Stand der Uhr, und am 20. Juni Nachmittags vier Uhr beginnt die sittliche Weltordnung auf Erden, bestimmt, um fünf Uhr wieder zu Grabe zu gehen.

In vierzig kleineren und größeren Abschnitten führt uns nun der Dichter, wie in einer Zauberlaterne, in buntester Abwechslung eine Menge der verschiedenartigsten Lebensbilder vor, das Kleinste nicht verschmähend, vor dem Größten sich nicht scheuend.

Ein Arzt sieht sich auf dem Weg zu seinen Patienten plötzlich in einen Scharfrichter verwandelt; ein Gepeitschter und sein Henker vertauschen über einmal die Rollen; ein Heirathsstifter muß das Weib selber heirathen, mit dessen Verkuppelung er Schlag vier Uhr beschäftigt ist; auch die „gezierten Dichterlinge" werden, wie viele andere nicht sehr wichtige Tröpfe, nicht vergessen. In eine ernstere Sphäre erhebt sich der Dichter schon durch eine Gefängnißvisitation, welche er einen Fürsten in eigener Person vornehmen läßt. Er findet, daß das Gefängniß als Erwerbsquelle für die Gefängnißbeamten mißbraucht wird, daß der Tag der Freilassung für die Gefangenen erst kommt, wenn sie keinen Heller mehr besitzen. Die Stunde erscheint und verwandelt die Gefangenen in Freie, die Beamten in Gefangene. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich auch, daß Quevedo über das Wesen der Strafrechtspflege schon ganz die Begriffe hatte, welche unser Jahrhundert als sein Eigenthum zu beanspruchen pflegt. Er spricht sich nämlich dagegen aus, daß bei schwereren Verbrechen die verletzte Privatperson über die strafgerichtliche Verfolgung verfügen dürfe, indem er sagt: „Bei allen öffentlichen Vergehen gibt es zwei Parteien: die verletzte Person, und die Gerechtigkeit als solche; und es ist ebenso in der Ordnung, daß die letztere bestrafe, was

sie angeht, wie es recht ist, wenn die erstere verzeiht, was sie betrifft." Wer sich aber empören will über die Möglichkeit solcher Gefängnißbräuche im finstern Spanien des 17. Jahrhunderts, den verweisen wir auf des sehr aufgeklärten Dickens Schilderung der englischen Schuldgefängnisse, welche dieser berühmte Romanschreiber des 19. Jahrhunderts in seinen „Pickwickiern" niedergelegt hat.

Nach einer Reihe von Lebensbildern, welche nur die Privatsittlichkeit berühren, wendet sich Quevedo mehr und mehr politischen Gegenständen und Betrachtungen zu. Es kommt zunächst Italien an die Reihe, welches unter dem Bilde einer Seiltänzerin dargestellt wird. Rom und Savoyen sind, wie heute noch, die beiden entgegengesetzten Punkte, an denen die Künstlerin ihr Seil befestigt; Venedig dient als Balancirstange, Spanien und Frankreich sind die Zuschauer, beide bereit, die vom Seil fallende Künstlerin in ihren Armen aufzufangen, und auch geneigt, zu diesem Zwecke die Befestigung des Seiles wankend zu machen. Die Stunde kommt, und Italien findet seine Zuflucht wieder in Rom. Später zeigt sich ein Großherzog, aber kein deutscher, sondern nur ein Großherzog von Moskau in Folge seiner Kriege mit den Tartaren geneigt, von seinen Unterthanen Steuern und Abgaben zu verlangen, welche auf die Dauer unerschwinglich sind. Der Fürst will aber, als edler Moskowiter, nicht nur Minister und Höflinge hören, sondern auch das Volk selbst, welches durch einen einzigen Abgeordneten sich dahin vernehmen läßt: Es sei gerne bereit, alles Mögliche zu geben, mache aber darauf aufmerksam, daß es Nichts mehr geben könne, sobald es einmal Nichts mehr habe, und daß in diesem Fall der Wille des Feindes geschehen sein werde. Das Volk erinnert an jenen Vogel, der goldene Eier legte, und welchen der hab-

süchtige Eigenthümer zu seinem Schaden tödtete, weil er heidenmäßig viel Gold auf einmal haben wollte. Die Stunde kommt, und des Großherzogs Zorn kehrt sich gegen Diejenigen, welche bisher seinen Staat gemolken haben; in Huld und Gnade aber wendet er sich seinem Volke zu. Nachdem noch verschiedene Völker und Staaten des damaligen Europa besprochen sind, geht Quevedo in seinem die Erde umfassenden Humor zu dem türkischen Großsultan über. Der Großherr versammelt seine Offiziere, Paschahs und Wessire, ja er läßt selbst seine gefangenen Christensclaven vorführen, um einen aus Spanien vertriebenen Mauren anzuhören, der wichtige Vorschläge zum Wohle des Reiches machen will. Dieser Vorschläge sind es vier: Einführung europäischer Bildung und Wissenschaft, Einführung des römischen Rechtes, Gebrauch gerader Degen statt der kurzen Krummsäbel, und allgemeine Gestattung des Weingenusses. Gegen diese Vorschläge erhebt sich mit grimmiger Wuth, als gegen den sichern Untergang des Islam, der Renegat Sinan Bey. Kein christlicher Gegner, sagt er, weder Don Juan d'Austria, noch der Herzog von Osuna (dessen Quevedo auch bei dieser Gelegenheit wieder mit alter Liebe und Bewunderung gedenkt), sei jemals so gefährlich gewesen, wie dieser heimtückische Antragsteller. Der boshafte Muselmann greift in seiner Widerlegung sofort die Professoren an, von welchen er behauptet, sie hätten immer nur die Staaten zu Grunde gerichtet, nachdem Feldherren und Staatsmänner dieselben begründet hätten. — Bei dieser Gelegenheit preist Quevedo durch den Mund des Ungläubigen das alte kriegerische Spanien, dessen Heldenjugend mehr nach frühem Tod als nach langem Leben verlangte, mehr nach Thaten dürstete, die des Beschreibens werth wären, als nach vieler Schreiberei lüstern war, und deren ganze historische Prosa

aus dem Feldgeschrei: Santiago! bestand. Die Völker verdienen in der Regel Geschichtschreiber, so lange sie keine haben. Daß das römische Recht und die Abschaffung der Krummsäbel bei dem Renegaten keine Gnade finden, versteht sich vollends von selbst; — gegen das Weintrinken aber spricht sich Sinan Bey namentlich deßhalb aus, weil diese Maßregel das Wasser vertheuern würde. Sogar die Christensclaven sind nicht im Stande, sich für die gemachten Vorschläge auszusprechen; zum Lohne dieser Redlichkeit werden sie, da eben die Stunde für Alle eintritt, von dem Großherrn freigelassen.

Eines der originellsten Kapitel führt die Ueberschrift: „Die Holländer in Chili." Ein holländisches Schiff wird vom Sturme in einen Hafen von Chili verschlagen; ihr Kapitän beginnt mit den Indianern Unterhandlungen über Frieden, Bündniß und Handelsvertrag. Indem der holländische Seemann den Wilden die Verhältnisse seiner Heimath auseinandersetzt, sagt Quevedo durch seinen Mund der spanischen Regierungspolitik starke Dinge. „Mit großer Mühe haben wir unsere Freiheit erkämpft," so erklärt der Holländer, „weil Philipp II. von Spanien die blutige Bestrafung Egmonts und Hoorns höher anschlug, als den Besitz so vieler und reicher Provinzen. Der Muth der Rache gab uns die Waffen in die Hand, und in einem fast ununterbrochenen Kriege von mehr als 60 Jahren haben wir jenen zwei Häuptern mehr als zwei Millionen Menschen geopfert und Flanderns Ebenen und Gefilde zu dem gemeinsamen Grabe von ganz Europa gemacht." Dann werden die schweren Verluste erwähnt, welche die junge Republik der spanischen Großmacht unter Philipps IV. Regierung in der neuen Welt zugefügt hatte, und der spanischen Politik in Amerika der Vorwurf gemacht, daß sie die eingebornen

Völker bis auf ihre Gräber vertilgt habe. — Die Chilenen wollen sich besinnen bis zum folgenden Tag; inzwischen gibt der Holländer ihnen Geschenke, namentlich ein Fernrohr. Während die Wilden mit Erstaunen durch dasselbe blicken, erfaßt sie die Stunde für Alle, und ihr Häuptling kündet aller und jeder europäischen Civilisation die Freundschaft auf, indem er ausruft: „Ein Instrument, das Flecken in der Sonne findet, Lücken im Mond entdeckt, und enthüllt was der Himmel verbirgt, ist ein revolutionäres Werkzeug und kann dem Himmel nicht angenehm sein.“ Die Rebellen gegen Spanien werden nun ganz mit dem gleichen Hasse bedacht, welcher den längst bekannten Spaniern gilt, und der Häuptling fügt bei: „Die Christen sagen, daß der Himmel Amerika gestraft hat, weil es die Götzenbilder anbetete. Wir Indianer aber sagen, daß der Himmel die Christen strafen wird, weil sie Amerika anbeten. Ihr glaubt, Gold und Silber von uns hinwegzuführen; nur ein glänzendes Elend ist es, das Ihr mit hinüberbringt .... Und nehmet euren gläsernen Spion, diesen Denuncianten des Firmaments, nur wieder mit Euch; denn wir brauchen ihn nicht, sintemal wir mit unbewaffneten Augen an Euch mehr sehen, als uns lieb ist. Die Sonne aber möge dem Fernrohr danken, daß Ihr mit seiner Hilfe den Flecken in ihr entdeckt habt; andernfalls hättet Ihr gewiß Euch unterfangen, aus der Sonne Geld zu prägen.“ —

Auch den Negern wird ein Abschnitt gewidmet, in welchem sie ihre Freiheit verlangen, weil die Hautfarbe kein Grund zur Sklaverei sein könne, und weil die Negerrace von jeher tüchtige und selbst ausgezeichnete Menschen in allen möglichen Berufsarten hervorgebracht habe. Soll aber doch die Farbe einen Vorwand zur Freiheitsberaubung abgeben, so möge man sich vor Allem an diejenigen halten, welche

„roth sind wie Judas“; die Neger soll man verschonen um des Einen der hl. drei Könige willen, der dunkel war wie sie.

An diese und ähnliche Gegenstände schließt sich sodann im weiteren Verlaufe die „Insel der Monopantos“ wie von selber an. Das aus griechischen Bestandtheilen gebildete Wort bedeutet Menschen, die allein Alles sind, also wohl offenbar den Günstling Olivares und seine nächste Umgebung. Olivares hatte sich durch die steigende Finanznoth und durch die von allen Seiten über das Reich hereinbrechenden Unglücksschläge genöthigt gesehen, fremde Kapitalisten zu begünstigen; unter diesen spielten aber schon damals die Juden die Hauptrolle. Bald war die Sache so weit gediehen, daß man halb Spanien an die Juden verkauft wähnte und im vollen Ernste davon sprach, Olivares habe eine Anzahl reicher Juden aus der macedonischen Hauptstadt Salonichi nach Madrid berufen und wolle ihnen dort ein eigenes Stadtviertel einräumen. Diese Gerüchte und Beschuldigungen geben nun Quevedo Veranlassung, gegen den schlechten und niedrigen Geist der Regierung und des Zeitalters überhaupt seine satirische Geißel zu schwingen. Er schildert uns, wie die Juden aller Länder eine Versammlung in Salonichi unter dem Vorsitze ihres Rabbi Saadias halten; bei dieser Zusammenkunft erscheinen auch die Monopantos, „Bewohner einiger Inseln zwischen dem schwarzen Meer und dem Lande der Moscowiter, nahe an den Grenzen der Tartarei, Leute von vierfacher Bosheit, vollendeter Heuchelei und auf's Höchste getriebener Verstellung.“ Sie treten auf unter einem Führer Namens Pragas Chincollos, was ein Anagramm aus den zwei Namen des Olivares: Gaspar Conchillos sein soll. Rabbi Saadias eröffnet die Versammlung mit der Erklärung, die vereinigte Judenschaft

wolle berathen über die besten Mittel, um aus dem allgemeinen Ruin für sich den größten Vortheil zu ziehen. Der Rabbi muß anerkennen, daß die damals schon bestehenden Geldmärkte nicht Unerhebliches leisten. Wir haben Synagogen, sagt er, in aller Herren Ländern; und überall sind wir das wesentlichste Element der Zwietracht und des Elends. — „In Rouen sind wir die Börse Frankreichs gegen Spanien, und zugleich Spaniens gegen Frankreich. In Spanien helfen wir in einer Kleidung, die unsere Abstammung maskirt, dem Könige mit dem Kapital, das wir in Amsterdam bei seinen Feinden angelegt haben, welchen mehr daran liegt, daß wir ihnen die Wechsel verlängern, als den Spaniern, sie ausgezahlt zu bekommen. So bedienen und ruiniren wir mit einem und demselben Gelde Freund und Feind. Aber die Monopantos sind in dem großen Wirrwar wie die Spielpächter. Sie geben Karten und Marken, stecken alles Gold und Silber in die Tasche, und lassen den Spielern nur Lärm, Zank und Ruin übrig. Wie das Meer lügen würde, wenn es sagen wollte, es lösche seinen Durst nicht mit den Bächen und Quellen, während es doch mit allen Flüssen, die es trinkt, auch das Wasser der Quellen und Bäche verschlingt: ebenso lügen die Mächtigen, wenn sie sagen, sie nehmen nicht von den Armen, was sie den Reichen auspressen, die vorher die Armen und Bettler ausgesogen haben. Darum gilt es, gegen die Könige und Republiken und Minister die Batterien unserer Interessen zu richten. Ueber das einzuschlagende Verfahren mögen die Herrn Monopantos zuerst ihre Stimme abgeben."

Nun tritt Pacas Mazo, unter welchem wahrscheinlich ein gewisser Josè Gonzalez, ein Advocat und „Günstling des Günstlings" gemeint ist, als Sprecher der Monopantos auf. „Die Güter dieser Welt gehören denen, die sie an sich

reißen, den Listigen und Gewaltthätigen. Herrschaften und Königreiche werden usurpirt, bevor sie vererbt und verdient werden. Wer im zeitlichen Emporkommen der Schlimmste der Schlimmen ist, der ist bald der Wohlverdiente ohne Gleichen und steigt immer höher, bis er sich von einem Andern an Schlechtigkeit übertreffen läßt. Recht und Gerechtigkeit werden in dem Wettkampf des Ehrgeizes den Herrschern zum Verbrechen. Sie werden abgesetzt, sobald sie anfangen sich zu mäßigen; wollen sie aber Meister bleiben, so dürfen sie doch die Zeichen ihrer Herrschaft nicht gar zu sichtbar werden lassen. Das Feuer, welches ein Haus verzehrt, ruft mit dem Rauche, den es ausstößt, das Wasser zum Löschen herbei. Ein Jeder nehme sich von dieser Rede, was ihm gut erscheint .... Weil wir sehen, daß das Geld der größte Zauberer und Wunderthäter ist, darum haben wir es auch zu unserem Polarstern gemacht und zu dem Magnet, der auf unseren Polarstern deutet, um nicht abzuirren auf unsern Bahnen. Dies vollbringen wir mit solcher Kunst, daß wir das Geld fahren lassen um es festzuhalten, daß wir es verschmähen um es zusammenzuraffen. Wir nehmen keinen Namen eines Königreichs noch einer Republik an, sondern einzig den Namen Monopantos. Wir nehmen für uns die Macht, ohne die Eitelkeit der großen Worte. Unser Bestreben ist, daß Jene die Herren der Welt sind, wir aber ihre Herren. Wir wüßten für unser Unternehmen keine besseren Verbündeten, als Euch, die Ihr ganz Europa an der Nase herumführt. Nur müßt Ihr noch unsere besondere Kunst lernen, die wir Euch gern zeigen wollen, um die Christenheit zu verderben. Sie besteht in der Einführung von allerhand Lastern, Abscheulichkeiten und Irrlehren. Laßt Euch von unserm Pragas regieren, so werdet Ihr nicht aufhören Juden zu sein, und werdet es

bald verstehen, Monopantos zu werden." Da schlägt die Stunde für Alle. Der Rabbi von Venedig flüstert dem Saadias in's Ohr: „Das Wörtchen: laßt Euch regieren, schmeckt schlecht. Ich glaube, wir müssen die Augen aufthun. Mir däucht, es sind heuchlerische und habgierige Pharaonen." „Nur schweigen," erwiedert Saadias, „und den Mäusen in der Falle Etwas zu knuspern geben." Er schlägt nun den Monopantos eine neue Zusammenkunft nach Ablauf von drei Tagen vor zur Berathung der Satzungen ihres Bundes, und erhält von Pacas Mazo als Geschenk: die in Schafsleder gebundenen Werke Macchiavellis. Von ihm heißt es: „Er schrieb den Chorgesang zu unserm Contrapunkt." Nun wird die Versammlung aufgelöst; auf dem Heimwege unterhalten sich die Edlen noch darüber, wie man künftighin den Gottesdienst in Gelddienst verkehren und die Gottesläugner statt Atheisten „Geldchristen" nennen solle. — Ob diese Satire gegen die Verjudung des öffentlichen Lebens und gegen die Ausmelkung der Staaten und Völker im 19. Jahrhundert durchaus gegenstandslos ist oder nicht, diese Frage wollen wir nicht entscheiden, sondern dem Urtheile der Leser anheimstellen.

Hierauf zeigt uns Quevedo eine große Volksversammlung aus aller Herren Ländern, wo die Bedürfnisse und das vielfache Elend der Nationen zur Sprache kommen sollen. Ein Savoyaner, der die Republik will, und ein Genuese, dem sie entleidet ist, gerathen einander in die Haare über den Vorzug der einen oder andern Staatsform. Man müsse selbst Republikaner gewesen sein, meint der Genuese, um das Elend und die Sklaverei dieser Wirthschaft zu verstehen; er habe Lust, bei den verschiedenen Monarchen Europas hausiren zu gehen, ob sich keiner seiner Vaterstadt erbarmen wolle. Später folgt eine glänzend humoristische

Scene zwischen einer Schaar Professoren, welche von einer Bande emancipationslustiger Frauenzimmer verfolgt und in die Enge getrieben werden; auch diese Frage war also schon damals auf der Tagesordnung. Mit den stärksten und schneidendsten Ausdrücken wird ferner der Despotismus Richelieu's angegriffen; allein man sieht sehr leicht, daß unter diesem Namen kein Anderer gemeint ist, als Spaniens minder glücklicher Richelieu, Olivares. „Dem König dienen nennt er, was den König entwürdigt. Da er die Strafe des Hochverraths demjenigen gedroht weiß, der sich gegen das Reich erhebt, so erheben sich solche Menschen gegen des Königs Person, und man nennt sie Günstlinge; statt der verdienten Züchtigung werden ihnen königliche Ehren zu Theil. Man sollte ein Gesetz geben, daß jeder König — von Frankreich, wird vorsichtshalber beigefügt — der sich einem Günstling unterwirft, von Rechts wegen mit seinem ganzen Hause jedes Anspruchs auf den Thron verlustig gehen sollte."

Ein „rother Advokat" — man meint zuweilen, Quevedo lebe heute noch! — ergreift schließlich auf der großen Volksversammlung das Wort, um den Forderungen der Völker, ihrer Sehnsucht nach Recht und Freiheit Ausdruck zu verleihen. Auch hier wird die Günstlings- und Minister-Wirthschaft gezüchtigt, indem der „Rothe" sagt, es gebe nachgerade nur Wahlkönige; denn die erblichen Monarchen wählen sich Minister und Günstlinge, welche dann an ihrer Statt die eigentlichen Herrscher sind.

Nachdem der Rothe die Tribüne verlassen hat, kommt auch der Klerus an die Reihe. Es entsteht ein Streit zwischen Hirten und Schafen, welch' letztere klagen, daß sie vor den räuberischen Anfällen der Wölfe nur behütet werden, um schließlich der Gefräßigkeit oder Habsucht ihrer

Hirten zum Opfer zu fallen. Die Stunde für Alle tritt ein, und es entsteht ein wüthender Tumult. „Wölfe wollen wir“, schreien die Einen, „es sind Alle Wölfe“ die Andern; die Verzweifeltsten aber klagen: „es ist Alles einerlei, es ist Alles gleich schlecht.“ Den Advokaten gelingt es schließlich, die Entscheidung zu vertagen. —

All' diesem irdischen Tumult während der einzigen Stunde sehen die olympischen Götter mit göttlicher Ruhe und Heiterkeit zu. Endlich schlägt es fünf Uhr, und es fragt sich, nach welchem Systeme von jetzt an die Welt regiert werden soll. Jupiter gibt die Entscheidung: „Es ist nun während einer Stunde Jedem gegeben worden, was er verdient. Die Folge war, daß die seither in Geringschätzung und Armuth voll Demuth Lebenden eitel und voll des Hochmuthsteufels geworden sind; die Reichen und Hochstehenden aber sind gestürzt, und in ihrem Sturze sind sie reuevoll und demüthig geworden. Die Guten haben sich in Strolche, die Strolche in Ehrenmänner verwandelt. Die kurze Zeit, welche an uns vorübergegangen ist, mag genügen für die Klagen und Bitten der Sterblichen, welche meistens nicht wissen, was sie von uns verlangen. Ihre Gebrechlichkeit ist so groß, daß sie nur aufhören, Böses zu thun, wenn sie nicht mehr können; das ist aber keine Reue. Kreuz und Elend drückt sie zwar nieder, bessert sie aber nicht; in Ehre und Glück thun sie, was sie immer gethan hätten, wären sie immer geehrt und glücklich gewesen. Darum mag Fortuna ihr Rad und ihre Kugel wieder auf den altgewohnten Bahnen rollen, und ihr Walten möge überwacht werden von unserer unfehlbaren Vorsehung.“

Der alte Lauf der Welt beginnt von Neuem; Vulkan hat Hunger; ein Banket und Ballet im Olymp beschließt das glänzende Gedicht.

In keinem seiner Werke ist unseres Erachtens Quevedo dem „Humor" der deutschen Literatur, und insbesondere dem Humor Jean Paul Friedrich Richters näher gekommen, als in der so eben von uns skizzirten „Moralischen Phantasie", wie Quevedo seine „Stunde für Alle" bezeichnet hat. Jean Paul ist zwar leider ein bei der jetzigen Generation ziemlich verschollener Schriftsteller; gleichwohl erinnern sich gewiß manche unserer Leser, daß schon die Ueberschriften mancher Jean Paul'scher Dichtungen auffallend an die „Moralische Phantasie" erinnern, und daß einzelne auch in ihrem Inhalt zahlreiche Berührungspunkte mit der „Stunde für Alle" aufweisen. Man schlage nur die „Herbstblumine" auf, in welcher Sammlung Jean Paul mitunter die reifsten und süßesten Früchte seiner Dichtung niedergelegt hat; man betrachte die „Scherzhafte Phantasie von Hasus", „der witzig und zornig gemachte Alltagsklub", die „Bittschrift an den Planeten Merkurius" die „Wahlkapitulation zwischen Vulkan und Venus", oder die „Landnachtverhandlungen mit dem Mann im Monde", und man wird Belege genug für die Richtigkeit des Gesagten finden. Die beiden großen Denker haben auch reine Satiren geschrieben; wo sie sich aber zum ächten Humor erheben, indem sie über das Einzelne hinaus die Gesammtheit der Lebenserscheinungen erfassen, die eigene Schwachheit und Gebrechlichkeit mit jener der Nebenmenschen erkennen und belächeln, und jeden Groll und jede Erbitterung in dem Gefühl herzlicher Menschenliebe untergehen lassen, da sind die Beiden am verwandtesten, sind Beide am größten, Beide am meisten — Cervantes ähnlich.

Dagegen sind die vorzugsweise gegen Olivares gerichteten, scharf satirischen Theile der „Stunde für Alle" weniger nach unserm Geschmack. Olivares war ohne Zweifel ein

gewaltthätiger, despotischer, selbstsüchtiger und liebloser Minister, wie es deren von jeher gegeben hat und noch lange geben wird. Es mag auch sein, daß er, durch die Gewohnheit des Herrschens verführt und durch widrige Schicksalsschläge gereizt, im Lauf der Zeiten noch etwas schlimmer geworden war, als er Anfangs gewesen. Allein sehr groß war dieser Unterschied wohl nicht; und wenn man auch Quevedo Recht geben muß in dem, was er jetzt gegen Olivares sagt, so wird man ihm doch darin nicht beitreten können, daß er es erst jetzt sagt, nachdem er früher denselben Mann als Spaniens Hoffnung irrthümlich angesehen hatte. Fern vom Hofe hätte Quevedo — nach seinen Erfahrungen zu Osuna's Zeiten — bleiben sollen. Allein er vermochte nicht „fern von Madrid" zu sein. Dieß war seine Schwäche, welche ihn, da er zu edel war, um mit dem als schlecht Erkannten zu liebäugeln, früher oder später in neue und schwere Conflicte verwickeln mußte.

XVII.

Kerkerleiden.

Während Quevedo in den ersten Jahren nach dem Tode seiner Gattin wieder in Madrid lebte, sehen wir ihn regen Antheil nehmen an allen politischen Ereignissen und Schicksalen seines Vaterlandes. Mochte er noch so sehr unzufrieden sein mit den Verhältnissen im Innern wie mit der Leitung der auswärtigen Politik: ein loyaler Spanier war und blieb er vor Allem, sobald es sich darum handelte, auswärtigen Feinden oder aufständischen Mitbürgern gegenüberzutreten.

Als zu Anfang des Juni 1635 König Ludwig XIII. von Frankreich der Krone Spanien den Krieg erklärte, da fühlte er sich veranlaßt, zur Rechtfertigung seines Schrittes ein Manifest zu erlassen, in welchem er Alles aufzuzählen bemüht war, was die spanische Politik seit einer Reihe von Jahren dem französischen Königreich zu Leid gethan habe. Auf diese königliche Kundgebung antwortete Quevedo Namens der spanischen Nation durch seinen „Offenen Brief an Ludwig XIII., den allerchristlichsten König von Frankreich", datirt vom 12. Juli 1635. In dieser glänzenden Staatsschrift, deren Ton eben so würdevoll als einschneidend gehalten ist, widerlegt er die Behauptungen der französischen Minister, beleuchtet die unstete, nach allen Seiten hin treulose und namentlich in den religiösen Kämpfen des 17. Jahrhunderts so durchaus doppelzüngige Politik Frankreichs, welches gegen Oesterreich und Spanien mit allem Aufwand seiner Kräfte den nämlichen Protestantismus unterstützte, den es im eigenen Land mit blutiger und grausamer Hand darniedergeschlagen hatte. Ganz besonders und mit glühender Entrüstung verweilt aber Quevedo bei einem Vorfall jener Tage. Ein französischer Heerführer, Namens Chatillon, hatte nämlich mit seinen Schaaren bei der Einnahme des flandrischen Fleckens Tirlemont im Dienste des „allerchristlichsten Königs" Greuel aller Art begangen, ja sogar die consecrirten Hostien den Pferden vorgeworfen. Das waren in der That Eindrücke, unter welchen alle Opposition gegen Olivares vorerst verschwinden mußte. — Gestützt auf die Autorität des Thomas Morus gibt Quevedo schließlich dem französischen Könige den Rath, im eigenen Hause zu bleiben, sintemal Frankreich ein so großes und schönes Land sei, daß mit der Regierung desselben ein rechter König vollauf zu thun habe, ohne an Eroberungen denken zu müssen.

Wahrlich, die Nichtbefolgung dieses Rathes durch die französische Nation hat ihr und dem ganzen Europa schon Furchtbares auferlegt! — In der edelsten Weise schließt Quevedo, indem er dem Feinde seines Vaterlandes für Zeit und Ewigkeit von Herzen alles Gute wünscht, namentlich daß er sich entschließen möge, seinem erhabenen Ahnherrn, dem heiligen Ludwig in der That und Wahrheit, nicht bloß im Namen ein Nachfolger zu sein.

Eine andere Schrift, aus dem Jahre 1636, gibt eine kurze und markige Skizze des Lebens und der Thaten des jüngeren Lerma. Er war ein Enkel des in Quevedo's jüngern Jahren allmächtigen Ministers Lerma; seine Großmutter hatte unserm Schriftsteller schon auf der Universität, wie er selbst sagt „das Leben gerettet", wenigstens die drohenden Folgen einer wegen Zweikampfs gegen ihn eingeleiteten Untersuchung abzuwenden gewußt; auch war die Familie der Lerma nahe verwandt mit dem Hause Medina Celi, dessen damaliges Haupt Quevedo's treuester Gönner war. Alle diese Beweggründe der Dankbarkeit und der Erinnerung vermochten unsern Schriftsteller, dem Andenken des früh dahingeschiedenen Herzogs ein kleines, aber schönes Denkmal zu errichten.

Zwei weitere politische Schriften sind gegen die Aufstände in Catalonien und Portugal gerichtet; namentlich die erstere „gegen die Rebellion von Barcelona" ist erfüllt vom eifrigsten Patriotismus, und dabei ganz in der gedankenreichen, körnigen und glänzenden Weise von Quevedo's früheren politischen Werken gehalten. Auch hier läßt er nicht ab, eine kraftvolle und nöthigenfalls aggressive Politik als die allein der spanischen Monarchie würdige zu empfehlen. „Das sicherste Mittel, sich gegen den Feind zu vertheidigen, besteht darin, daß man ihn zur Vertheidigung zwingt. Der angreifende Theil hat immer die Wahl der Mittel und der

Entschließungen frei, und außerdem noch den Vortheil, daß er dem Gegner Furcht einflößt." —

Allein während wir bei allen diesen Veranlassungen Quevedo's Patriotismus im unzweideutigsten Lichte erblicken, hatte sich gleichwohl nach und nach das Gewitter über seinem Haupte zusammengezogen. Es ist zwar nicht hinreichend aufgeklärt, bei welcher besonderen Veranlassung dasselbe ausbrach. Allein so viel scheint nach Quevedo's eigenen Bekenntnissen festzustehen, daß er außer seiner bisher von uns betrachteten offenen literarischen Thätigkeit bisweilen auch eine anonyme entwickelte, deren Früchte er über die Schultern des Olivares hinaus bis unmittelbar zum Könige zu bringen die Gewandtheit hatte. Manches dieser Art wurde ihm wohl irrthümlich untergeschoben, weil er als der geistreichste Opponent und witzigste Schriftsteller bei Hof allgemein bekannt war; Manches war aber auch zweifellos ächt. Letzteres war z. B. der Fall mit einem glossirten Vaterunser, in welchem unter Anderm der früh gestorbene Bruder des Monarchen, Infant Don Carlos, als der einzige Hoffnungsstern des Landes besungen und beklagt wurde. Eines Tages, im Anfang Dezember 1639, fand der König, als er sich zur Tafel setzte, in seiner Serviette eine poetische Bittschrift, die mit den Worten beginnt: „Katholische, geheiligte, königliche Majestät, die Gott als Gottheit uns auf Erden setzte; ein armer Greis, aufrichtigen Herzens und ein Ehrenmann, fleht Euch in Demuth an und spricht auf seinen Knieen zu Euch." Es folgen sodann die ernsthaftesten und bittersten Klagen über das Elend der Zeiten und über die wachsende allgemeine Entsittlichung, — Klagen, wie sie kaum jemals freimüthiger und schneidender zu eines Königs Ohr gelangt sind. Unter Anderm wird gesagt: „Von Allem, was Gott wachsen läßt auf Erden, von Allem, was des

Menschen Kunst erfindet, zahlt man in Spanien mehr Steuer, als die steuerbaren Dinge selber werth sind. Hundert Königen zusammen hat Spanien nie die Summen entrichtet, wie Eurer Regierung. Schon beginnt das bejammernswürdige Volk zu fürchten, man werde ihm auch noch eine Steuer auf das Athmen legen; und die Reichen wiederholen es lauter und lauter: „Es ist doch Alles verloren, darum lasset uns Alle stehlen." Eine vornehme Dame des Hofes, von welcher wir übrigens Nichts als den Namen Margarita kennen, soll Quevedo als Dichter dieser „Bittschrift" dem Herzog Olivares verrathen haben; — Bruchstücke eines haßerfüllten Briefwechsels zwischen Quevedo und dieser Dame sind erhalten; er scheint durch den Vorwurf der Habsucht und des Geizes ihre Erbitterung auf sich gezogen zu haben. Dem sei aber wie immer, Quevedo hatte sehr bald Gelegenheit, thatsächlich zu empfinden, daß der Herzog unterrichtet war. Und nicht ohne Grund zürnte er dem verwegenen Dichter; denn wer vermag zu ermessen, ob nicht Quevedo's kühne und glänzende Verse in dem Gemüthe des Königs den ersten Anstoß gaben zur Erschütterung der bisher felsenfesten Gunst des Ministers! —

Allein vorerst war von seinem Sturz noch nicht die Rede, sondern seine Macht war noch groß genug, um den gehaßten Dichter widerrechtlich und grausam zu bestrafen. Quevedo, dessen Namen seit 1848 eine Straße der spanischen Königsstadt führt, besaß in Madrid ein eigenes Haus, wie wir aus seinem Testamente mit aller Bestimmtheit wissen; allein er bewohnte es nur selten, sondern lebte meistens in Gasthöfen oder im Palaste des Herzogs von Medina Celi, theils weil er seit dem Tode seiner Gemahlin keine eigene Haushaltung führte, theils auch, weil er auf diese Weise vor den vielen lästigen Besuchen, die den mit der Zeit geizenden

Denker beständig verfolgten, wenigstens in einem gewissen Grade sich zu schützen wußte. Soll er doch sogar für die vornehmsten spanischen Granden ganz bestimmte Besuchsstunden festgesetzt haben, außerhalb welcher er auch für sie unter keinen Umständen zu sprechen war.

Auf solche Art lebte Quevedo auch zu Anfang des Dezember 1639, in den Tagen, welche dem König jene denkwürdige Bittschrift gebracht hatten, im Palaste Medina Celi, der noch heutzutage eines der hervorragendsten Privatgebäude Madrids ist. Er saß am Vorabend von Mariä Empfängniß, den 7. Dezember, spät um 11 Uhr an seinen Büchern. Da erschienen plötzlich in seinem Studirzimmer die beiden Polizeibeamten Francisco de Robles und Enrique de Salinas, und erklärten ihm, daß er verhaftet sei. Wohl nur dem Vollzuge dieses Auftrags verdanken es die beiden Herren, daß die Nachwelt ihre Namen kennt. Wie sehr oft die untergeordneten Werkzeuge einer Regierung noch schlechter und niederträchtiger sind als diese selbst, so war auch hier die Art und Weise, wie der Befehl vollzogen ward, ohne Zweifel härter als der Befehl. Sogar die Taschen des alten Mannes wurden durchsucht; man nahm ihm seine Schlüssel weg und durchstöberte Alles, was er besaß. „Don Francisco möge verzeihen", sagte Einer der beiden; „er wisse ja schon, wie es mit solchen Dingen sei." „Ja, Herr;" erwiederte Quevedo, „es ist damit gerade, wie mit allem Andern auch." Mitten in der kalten Dezembernacht wurde nun der Gefangene in einen Wagen gesetzt, ohne daß man ihm nur Zeit gelassen hätte, sich entsprechend warm zu kleiden; man fuhr mit ihm über den Prado bis zur Toledobrücke, wo eine Reisesänfte mit der nöthigen polizeilichen Bedeckungsmannschaft seiner harrte. Der alte Mann fror so grausam in der ungewöhnlichen Kälte, daß die Polizeileute selber barm-

herzig wurden und einen Mantel, zwei Hemden und ein paar warme Strümpfe zusammenlegten, um ihn wenigstens vor dem Aeußersten zu schützen. In Quevedo's Wohnung war einer der beiden Polizeibeamten zurückgeblieben, um die Beschlagnahme seiner Habe zu vollbringen. In Bezug auf den größern Theil dieses Besitzthums kann man der Regierung einen weiteren Vorwurf nicht machen; sie hinterlegte denselben bei einem der besten und treuesten Freunde Quevedo's, dem königlichen Secretär Francisco de Oviedo. Dagegen wurde Manches von seinen Papieren, wie es scheint mehr aus Fahrläßigkeit als aus Bosheit, für immer verschleudert.

Die Nachricht von der plötzlichen und geheimnißvollen Verhaftung einer so allgemein bekannten Persönlichkeit versetzte Madrid in große Aufregung; es war, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „die größte Neuigkeit des Tages.“ Der zuerst ausgestreute Vorwand, Quevedo sei in landesverrätherischem Verhältniß zu Frankreich gestanden, war zu schlecht erfunden, um auch nur von einer einzigen Seele geglaubt zu werden; denn was man auch sonst von dem Manne halten mochte, sein spanischer Patriotismus war in der That über allem Verdacht. Zuerst befürchtete man allgemein, er sei ermordet worden; bald kehrte aber Francisco de Robles von dem Vollzuge seines Auftrags mit der Meldung zurück, Quevedo sei wohl aufgehoben im königlichen Kloster zu St. Marcus vor den Thoren der Stadt Leon. Der nächste Schritt, welchen die Regierung gegen ihn that, bestand in der Suspension seiner Rechte als Grund- und Gerichtsherr von la Torre de Juan Abad. Dagegen mißlang dem Allgewaltigen sein Plan, die Inquisition gegen den Schriftsteller in den Kampf zu führen. Es wurden einige außerhalb Castilien gedruckte Ausgaben verboten, aber alle Madrider

Ausgaben, darunter die besten und vollständigsten, blieben unangefochten. Und am allerwenigsten gab der zwar unbarmherzige, aber auch unbestechliche Gerichtshof sich her zu persönlichem Einschreiten gegen einen Dichter und Schriftsteller, der nach seiner gewiß richtigen Ueberzeugung zwar seine Fehler hatte, aber weder der Religion noch dem Staat gefährlich war.

Quevedo selbst, der immer bei schweren Schicksalsschlägen die größte Heiterkeit und Ruhe bewies, wollte diesmal, trotz seiner äußerst harten Behandlung in jener furchtbaren Nacht, an den vollen Ernst der Dinge nicht recht glauben. In einem Brief an seinen Freund, den Inquisitor Don Juan Adam de la Parra, spricht er sich scherzhaft und fröhlich darüber aus, wie er in Bezug auf seine Verhältnisse im Kloster mit Cäsar sprechen könne: Ich kam, sah und siegte. Er macht sich lustig über die große Nase des Pater Prior, welche der ganzen ehrwürdigen Communität als Regenschirm dienen könne, freut sich der gutmüthigen Freundlichkeit der Mönche und hofft, nicht lange bei ihnen bleiben zu müssen. Allein es sollte anders kommen, und Parra vermuthete dieß auch sehr bestimmt. Er fragt bei Quevedo an, ob er sich nicht entschließen könne, in versöhnlicher Weise an seine Feindin Margarita zu schreiben, von der weiter oben die Rede war; zugleich meldet er ihm, der König sei durch Margarita's Eingaben und Ränke wüthend über Quevedo aufgebracht. — Den von Parra angerathenen Weg scheint Quevedo nicht eingeschlagen zu haben. Dagegen entwickelte sich ein persönlicher Verkehr zwischen dem Gefangenen einerseits, dem Herzog Olivares und seiner Gemahlin andererseits. Nachdem das ganze Jahr 1640 vergangen war, ohne daß eine Hoffnung auf Erlösung sich zeigte, wendete sich Quevedo zu Anfang des Jahres 1641 zunächst an die Her=

zogin, welche ihm früher Freundlichkeit erwiesen hatte, mit der Bitte, den Groll ihres Gemahls zu besänftigen. Sie scheint ihn an den Herzog selbst gewiesen zu haben, übrigens bei diesem nicht unthätig geblieben zu sein; denn sonst würde Quevedo an ihn wohl gar nicht geschrieben haben. Unterm 7. Oktober 1641, nachdem er ein Jahr und 10 Monate im Gefängnisse war, entschloß er sich zu diesem schweren Schritt. Er schildert die grausame Härte, mit welcher er bei der Verhaftung behandelt wurde, seine feuchte und kalte Zelle, seine körperlichen Leiden an drei offenen Wunden, die er, ein Mann von über 60 Jahren, in Ermangelung eines Arztes mit eigenen Händen brennen müsse. Er beruft sich auf seinen geliebten Seneca, welcher sagt, Alles verzeihen und sich Nichts verzeihen lassen sei die schönste und würdigste Tugend der Großen; er beruft sich ferner auf die Worte Trajans an Plinius: „Du weißt, daß es nicht meine Absicht ist, durch Furcht und Schrecken meinem Namen bei den Menschen Achtung zu verschaffen;“ er hofft, daß auch der König und der Herzog gegen ihn so denken werden.

Dieser Schritt war nicht gänzlich ohne Erfolg, aber doch in seinen letzten Ergebnissen nutzlos. Olivares schrieb nämlich an Quevedo, um ihn von Edelmann zu Edelmann zu fragen, welche von den zahlreichen unter seinem Namen umlaufenden Satiren und Spottgedichten wirklich von ihm herrühren. Quevedo's Antwort gereicht ihm in jeder Hinsicht zur Ehre; mit männlicher Freimüthigkeit bekennt er sich zu einer Anzahl solcher Schriften und Gedichte, während er andere wahrheitsgemäß als untergeschoben bezeichnet. Am Schlusse bittet er den Herzog, Alles zu vergessen, indem er hofft, Olivares werde dem Richter nicht verrathen, was Quevedo dem Freunde sage. Warum gleichwohl keine Linderung in Quevedo's Lage eintrat, wissen wir nicht.

Dieselbe verschlimmerte sich sogar im Laufe des Jahres 1642, während gleichzeitig Quevedo's Gesundheit immer mehr zu Grunde ging. Im Februar 1642 schickte er einen zweiten Brief, den er bereits dictiren mußte, an den Herzog. Er bittet ihn, ihm wenigstens ein milderes Gefängniß anzuweisen, er sei jetzt blind am linken Auge, gelähmt und voll von Krebsgeschwüren; sein Leben sei nur noch ein langsamer Tod, lieber wolle er in einem öffentlichen Gefängnisse von Almosen leben. Quevedo ist so erschüttert, daß er, um das Herz des Olivares zu rühren, zu dem äußersten Mittel seine Zuflucht nimmt. Er bittet ihn um Erbarmung, so gewiß er von seinem Sohne treffliche Nachkommen zu erhalten wünsche. Olivares hatte nämlich in der That keinen Sohn; es fiel ihm äußerst schwer, sein Geschlecht aussterben zu sehen, nachdem er es auf den höchsten Gipfel von Macht und Ruhm gebracht zu haben glaubte. So hatte er denn plötzlich zum großen Staunen der Welt im Jahr 1640 einen jungen Abenteurer, mit dessen leichtfertiger Mutter er in seiner Jugend Bekanntschaft gehabt hatte, als seinen Sohn anerkannt, ein Schicksal, das dem jungen Manne sicherlich nie im Traum eingefallen war. Der angebliche Sohn war bereits verheirathet, und es charakterisirt die ganze Erbärmlichkeit der damaligen Hofkreise, daß der Condestable von Castilien, einer der höchsten Würdenträger des Reichs, seine Tochter dazu hergab, nach Auflösung der bereits bestehenden Ehe die Frau dieses Menschen zu werden; die Ehescheidung war rechtlich statthaft wegen eines formellen Mangels. Olivares erbarmte sich Quevedo's nicht, allein auch Quevedo's Wunsch ging nicht in Erfüllung; nach dem Sturze des Olivares ward auch sein angenommener Sohn vom Hofe verbannt und starb zu Madrid ohne Nachkommen und eben so unbekannt und verachtet, wie er sein Leben begonnen

hatte. Diese ganze Comödie mit ihren lächerlichen und furchtbar ernsten Zügen bezeichnet wohl den Höhepunkt von Olivares' Frevelhaftigkeit, und auch hier kam der Hochmuth kurz vor dem Falle.

In dieser harten und langen Leidensprüfung, in welcher sich Quevedo als Stoiker und als Christ wahrhaft bewährt hat, hielt ihn Zweierlei aufrecht: Unausgesetzte geistige Beschäftigung, und der briefliche Verkehr mit wenigen treuen Freunden, namentlich mit dem Herzog von Medina Celi, dem Sekretär Oviedo, und vor Allen mit Parra. Außer dem Werke über die Vorsehung Gottes und dem Commentar zu Job entstand während dieser qualvollen Zeit auch die Lebensbeschreibung des hl. Apostels Paulus, von welcher wir noch sprechen werden. An seinen Freund Parra hat Quevedo vom Gefängniß aus mehrere längere Briefe geschrieben, die noch erhalten sind. Er schildert in denselben mit großer Ausführlichkeit und unverkennbarer Wahrheitstreue sein Leben und seine Beschäftigung. Das Gefängniß, in welchem er seine Tage verbringe, sei etwa 24 Fuß lang und 19 Fuß breit; Decke und Wände seien schwarz und von der Nässe zerbröckelt; das Ganze sehe mehr aus wie eine Stätte für entlaufene Straßenräuber, als wie der Aufenthalt eines verhafteten Edelmanns. Durch zwei verschlossene Thüren und nachdem man eine Treppe von 26 Stufen hinabgestiegen ist, gelangt man erst zu dem Gefangenen. In der Mitte des Gemaches steht ein Tisch, auf welchem etwa 30 Bücher Platz haben, mit welchen die stets freundlichen Mönche und vor Allen der edle Bischof von Leon den Gefangenen versahen. Ein Bett, vier Sessel, ein Kohlenbecken und eine Lampe bilden das ganze Mobiliar. Was aber das Härteste und nahezu unglaublich ist: der alte kranke Mann muß an seinen wunden Füßen eine Kette von 8 bis 9 Pfund herumschleppen,

und schon dieß bezeichnet er als eine große Erleichterung, indem er lange Zeit deren zwei von weit größerem Gewicht habe tragen müssen.

„Dies ist das Leben, schließt Quevedo seine Schilderung, zu welchem mich mein Feind verdammt hat, weil ich nicht sein Günstling sein wollte.“ Linderung in diesen Qualen brachte ihm wenigstens in Bezug auf Nahrung und Kleidung die Wohlthätigkeit des Herzogs von Medina Celi; denn jede Benützung seines eigenen kleinen Vermögens war ihm gänzlich entzogen.

Auch Quevedo's Schwester, die Carmeliterbarfüßerin Philippa von Jesus und sein nächster Verwandter, der Erzbischof von Granada (er war ein Bruder des Don Juan Aldrete, mit dem Quevedo's älteste Schwester Margaretha verheirathet war; eine dritte Schwester, Maria, war in ihrer Jugend gestorben) versuchten es vergeblich, durch ihre Fürbitten den maßlosen Haß des Olivares zu erweichen. Quevedo selbst scheint nach und nach, besonders als auch einige Bittschriften an den König selbst ganz erfolglos blieben, jeden Versuch dieser Art aufgegeben zu haben. Körperlich gebrochen und elend blieb er gleichwohl geistig stark und unerschüttert; in unausgesetzter Geistesarbeit fand er die Kraft, dieses furchtbare Leben nahezu vier Jahre lang zu ertragen. Schließlich erlebte er den Sturz seines grausamen Feindes. Nachdem Brasilien verloren war und den Aufständen in Katalonien und Portugal nun auch ein solcher in Andalusien zu folgen drohte, bot die Gesammtlage des Reiches nach und nach ein furchtbares Bild. Das Volk, welches vor 22 Jahren den Olivares mit wahnsinnigem Jubel begrüßt hatte, schrie jetzt mit eben so großer Erbitterung nach Rache. Der König konnte dem Druck der öffentlichen Meinung schließlich nicht mehr widerstehen; am 23. Januar 1643 mußte Olivares die Residenz verlassen; sein Beicht-

vater und ein einziger treu gebliebener Freund begleiteten ihn; er starb in der Verbannung am 21. Juli 1645, noch sieben Wochen vor Quevedo, dessen Lebenskraft ohne die Verfolgungen und Mißhandlungen des Herzogs noch manches Jahr hätte ausdauern können.

Allein der Sturz des unversöhnlichen Feindes war noch keineswegs das unmittelbare Signal zu Quevedo's Befreiung aus den Leiden des Kerkers; noch beinahe ein halbes Jahr mußte er die Freiheit entbehren, wenn auch nicht zu zweifeln ist, daß alle Grausamkeiten in der persönlichen Behandlung des Gefangenen von jetzt an ein Ende hatten. Erst jetzt nämlich begann ein eigentliches rechtliches Verfahren gegen Quevedo, vor dessen Erledigung an seine Freilassung nicht zu denken war. Der Präsident von Castilien, welchem die Leitung der Untersuchung übertragen wurde, war glücklicherweise ein billig denkender und gerechter Mann. Der König widersetzte sich zwar noch einige Zeit den wohlwollenden Absichten des Präsidenten gegen Quevedo, indem er behauptete, derselbe sei nicht ohne guten und ernsten Grund verhaftet worden; allein der Präsident gab nicht nach. Sein Schlußgutachten an den König hebt Quevedo's schwere Leiden hervor; wir ersehen aus demselben, daß der Schwergeprüfte nur noch höchst selten das Bett verlassen konnte, und daß man ernstlich für sein Leben fürchtete. Unter diesen Umständen beantragt der Präsident Quevedo's Freilassung unter Zurückbehaltung derjenigen seiner Papiere, welche etwa Bedenkliches enthalten könnten.

Alles Elend und alle Körperschmerzen hatten übrigens den unbeugsamen Kranken nicht abhalten können, den Fall des Olivares durch eine an den König selbst gerichtete Schrift unter dem Titel „Panegyrikus“ zu begrüßen. Sie ist uns nicht vollständig erhalten; was wir aber noch

davon besitzen, das zeigt zu unserem Erstaunen, wie wenig der Schwung und das Feuer dieses kraftvollen Geistes unter so harten Qualen gelitten hatte. Er beschränkt sich nicht darauf, den König zu loben und ihm zu danken: er wagt es auch, von seinem Schmerzenslager im Gefängniß aus ihm in's Gesicht zu sagen, daß 21 Jahre lang das Licht seines Geistes verfinstert gewesen sei, und daß er nunmehr in einer einzigen Stunde das Elend von Jahren gutzumachen habe. Dabei versäumt er nicht, auch jetzt wieder den König aufzufordern zu einer wahrhaft kraftvollen und nationalen Politik an der Spitze des spanischen Volkes, für welches das Herz des greisen Dichters in ungeschwächter Liebe glüht. Noch seien die Spanier die nämlichen, ruft er begeistert aus, die einstens den großen Julius Cäsar nach seinem eigenen Bekenntniß am Abend seines Lebens zwangen, um dieses Leben zu kämpfen, nachdem er die ganze Welt um seines Ruhmes willen besiegt hatte. Dieses Volk brauche nur den rechten Führer und König, um unüberwindlich zu sein. Quevedo entschuldigt sogar in einem gewissen Sinne, und wohl nicht ganz mit Unrecht, den Aufstand Kataloniens, indem er bemerkt: „Niemals, Majestät, haben die Katalanen Eure berechtigte Herrschaft gehaßt; sie haßten nur die Mittel, durch welche man sie zur Verzweiflung an Euch brachte. Hat man auf solchem Wege jenes Volk von Euch abzuwenden gewußt, so könnt Ihr es jetzt zurückführen." —

Quevedo's Körperkraft war allerdings durch die Entbehrungen, Leiden und Qualen der letzten vier Jahre für immer gebrochen. Aber seinen Geist sehen wir geläutert und veredelt aus dieser Prüfungsschule Gottes hervorgehen. Unschuldig verfolgt, mit Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit mißhandelt, erkannte er in Allem, was er zu dulden hatte, mit gläubiger Demuth die verdiente Strafe Gottes

für die Fehler und Verirrungen seines ganzen Lebens; all' den edlen, guten, patriotischen Ideen, welche ihn jemals begeistert hatten, blieb er mit ungeschwächter Hingebung getreu, während er von den Schlacken der Leidenschaft und Erdhaftigkeit seine Seele immer mehr zu reinigen, sie für ein besseres Dasein vorzubereiten bestrebt war. Diese hohe Auffassung seines Unglücks spricht Quevedo nirgends schöner aus als in folgenden Zeilen an Parra: „Meine verborgenen Sünden, meine oft wiederholten hartnäckigen Beleidigungen der Majestät Gottes haben mich in diesen Zustand gebracht. Hier liegt die wahre Ursache der Züchtigung, unter welcher ich leide, der Gefangenschaft, welche ich erdulde. Unschuldig in dem, was mir zur Last gelegt wird, fühle ich mich schuldig in anderen Dingen. O wenn ich nur begangen hätte, was man mir vorwirft, und nicht das, was ich vor Gott bekenne! Ich würde die nämlichen irdischen Leiden auszustehen haben, die ich jetzt ertrage, aber ich würde nicht niedergedrückt und zerschmettert sein durch das Gefühl meiner zahlreichen und schweren Sünden!“ —

Don Juan Chumacero y Sotomayor, der Präsident von Castilien, nachdem er einmal die Ueberzeugung von Quevedo's Schuldlosigkeit erlangt hatte, zögerte nicht weiter, ihm auch die Freiheit zu verschaffen. Unterm 7. Juni 1643 erfolgte der königliche Befehl zu seiner Freilassung. Er war nun wieder einmal, wie schon mehrmals in seinem Leben, „wegen Unzulänglichkeit des Beweises von der Anschuldigung entbunden“; was er aber an Leib und Seele während vier Jahren ausgestanden hatte, das suchte kein Mensch ihm einigermaßen zu ersetzen; nicht einmal die Genugthuung eines freisprechenden richterlichen Endurtheils wurde ihm zu Theil.

Mit ihm verließ das Gefängniß sein treuer Freund Adam de la Parra, welcher, anfangs sein bester Correspondent in

Madrid, seit dem letzten Winter sein Leidensgenosse in Leon geworden war; ob ihm noch etwas Anderes zur Last gelegt wurde, als seine ausharrende Freundschaft für Quevedo, wissen wir nicht.

Die beiden Freunde kehrten am 14. Juli 1643 nach Madrid zurück; der Herzog von Infantado und der treue Oviedo kamen ihnen bis vor die Thore der Residenz entgegen. Der Fürsorge Oviedo's hatte unser Quevedo es zu verdanken, daß die Trümmer seiner bescheidenen Habe seine letzten Tage wenigstens vor bitterm Mangel schützten. —

XVIII.

Marcus Brutus und der hl. Paulus.

Quevedo blieb in Madrid vom Juli 1643 bis Ende October 1644, um es dann für immer zu verlassen. Ein Rest jener leidenschaftlichen Liebe zur Vaterstadt, welche ihn durch sein ganzes bisheriges Leben begleitet hatte, mag dabei mitgewirkt haben, sie war aber keineswegs der einzige Grund seiner Handlungsweise. Quevedo litt zwar nicht Mangel, aber er war nicht ohne Sorgen. Er wollte eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten. Es ist hier nicht der Ort, über die Verleger loszuziehen; der Setzer würde seinen Dienst versagen, und der Schreiber hat zur Zeit keinen Grund dazu; so viel ist aber gewiß, daß Quevedo, anerkanntermaßen einer der größten Geister der spanischen Literatur, in den Jahren 1643 und 1644 keinen Verleger für seine „sämmtlichen Werke“ fand, nachdem seit mehr als zwanzig Jahren ihrer Viele an seinen „einzelnen Werken“

große Summen verdient und ruhig in die Taschen gesteckt hatten.

Das Dasein wurde für unsern greisen Dichter mehr und mehr einsam und leer an Freunden und leer an Erfolgen. Gesinnungsgenossen und Gegner früherer Jahre starben allmälig dahin; der treue Parra, welchen schon im Jahre 1644 der Tod ereilen sollte, wurde nach Logronno, der edle Herzog von Medina Celi als Generalcapitain nach Andalusien versetzt. Die neuen Inhaber der Gewalt beabsichtigten zwar nicht, Quevedo weiter zu verfolgen, allein sie wollten auch Nichts für ihn thun. Eine Audienz beim König wurde ihm abgeschlagen. Der Anblick des gebrochenen alten Mannes war nicht für jedes Gewissen gut.

Das Einzige, was Quevedo in den 16 Monaten dieses letzten, trüben Aufenthalts in Madrid zu Stande brachte, war die Vollendung und Herausgabe (auf eigene Kosten) seiner zwei letzten Werke, durch deren Zueignung er dem Herzog von Infantado und dem Präsidenten Chumacero seine dankbare Gesinnung zu erweisen suchte: des Brutus und des Paulus. Diese zwei letzten Denkmäler seines bis zum Ende rastlos thätigen Geistes müssen wir noch kurz betrachten, sodann noch einen flüchtigen Blick auf Quevedo's dichterische Leistungen werfen, bevor wir ihn zur letzten Krankheit und zum Tode begleiten. —

Das Buch mit dem Titel „Marcus Brutus" enthält eine Reihe von Betrachtungen über Plutarchs Lebensbeschreibung des Cäsarmörders, und zwar in Form von Glossen zu den einzelnen Abschnitten des plutarchischen Textes. Das ganze Werk war auf zwei Theile berechnet, von welchem aber nur der erste vollendet und uns erhalten ist; derselbe reicht bis zu der Flucht des Brutus nach Griechenland. Er ist, wie schon angedeutet, dem Herzog von Infantado zuge-

eignet, dessen Sohn mit der Tochter des Herzogs von Medina Celi verlobt war, und der unserm Schriftsteller, wie es scheint, besonders in der letzten Zeit seiner Gefangenschaft, Güte und Theilnahme bewiesen hatte; die Zueignung ist datirt vom 4. August 1644. Wir sehen aus derselben, daß Quevedo auf dieses Werk einen großen Werth legte; er sagt: „Wenn Alles, was ich geschrieben habe, mangelhaft ist — so ist doch dieses das wenigst schlechte; wenn irgend Etwas erträglich war, so ist dieses besser." Aus der Vorrede erfahren wir, daß Quevedo schon 8 Jahre vor seiner Gefangennehmung, also im Jahr 1631, das Werk im Wesentlichen entworfen hatte, was natürlich eine sorgfältige Umarbeitung kurz vor dem Drucke keineswegs ausschließt. Das Manuscript war ihm weggenommen, aber nach seiner Freilassung zurückgegeben worden. Bei dieser Gelegenheit zählt Quevedo eine Anzahl von handschriftlichen Werken auf, welche bei oder in Folge jener Beschlagnahme für ihn und für uns auf immer verloren gegangen sind, darunter auch ein Buch über „die Worte und Thaten des Herzogs von Osuna, in Flandern, Sicilien und Neapel". Wie sehr der Verlust dieses Werkes zu beklagen ist, brauchen wir nicht erst zu sagen. —

Quevedo's Marcus Brutus trägt durchweg das Gepräge einer sehr ernsten, aber auch sehr gereiften, zuweilen einer etwas düstern Anschauung der menschlichen und insbesondere der politischen Dinge an sich. Er will, sagt er uns, zeigen, was das leichtfertige Volk einem edlen Tyrannen und einem verbrecherischen Republikaner an Lohn und Strafe zu Theil werden ließ. Die Völker sieht er fast durchweg vom Interesse, vom Gelde geleitet; um den Verlust von Eltern, Frauen und Kindern sieht er vielfach erheuchelte Thränen fließen; — diejenigen um Vermögensverlust sind immer aufrichtig. Im

Einzelnen ist dieses Buch reich an interessanten Gegenständen und an geistreicher Ausführung derselben. So finden wir Betrachtungen über die Bedeutung der Frauen für das öffentliche Leben, über den Einfluß der Namen auf die Handlungsweise der Menschen, über die Wichtigkeit höherer Geistesbildung als Grundlage jeder erfolgreichen Kraft und Tapferkeit. Groß ist der Reichthum an einzelnen schönen Bemerkungen, z. B.:

„Das Uebel, welches sich bessert, ist besser, als das Gute, welches sich verschlimmert.“

„Die Neuerungssucht ist so unzufrieden mit sich selbst, daß, wenn sie aufgeräumt hat mit der Vergangenheit, sie auch der Gegenwart müde wird. Der Neuerer muß entweder aufhören dies zu sein, oder er muß immer nach diesem Aufhören streben.“

„Manche Fürsten und Staaten werden mehr bestohlen und geschädigt durch die Richter, welche über die Verbrecher urtheilen, als durch die Verbrecher selbst.“

„Wenige Gesetze verstehen es, vorsichtige Spitzbuben zu überführen. Ein vorsichtiger Spitzbube ist der, welcher so viel stiehlt, daß ihm nach Bestechung des Anklägers und des Richters noch Etwas übrig bleibt. An den Galgen kommen diejenigen Spitzbuben, welche vor dem Endurtheil so wenig haben, daß man ihnen Nichts mehr stehlen kann.“

„Bei den ruhmvollsten und glänzendsten Geistern hat die Kriegskunst mit der Wissenschaft gute Nachbarschaft gehalten; in solchen Geistern hat das Schwert die Feder nicht verachtet. Ihr Sinnbild ist der Pfeil: vermittelst der Feder fliegt das tödtliche Eisen.“

„Ueber die Gefahren nachdenken, wenn man in dieselben eintreten soll, ist die Klugheit der Feigen.“

Eine ganz besonders glänzende Stelle ist die ausführliche

Vergleichung der Sonne mit dem Walten eines tüchtigen Königs, aus welcher wir wenigstens einige Züge hierher setzen wollen:

„An der Sonne sieht man Nichts, was nicht königlich wäre! Sie ist wachsam, erhaben, unermüdlich, pünktlich, wohlthätig, uneigennützig, einzig in ihrer Art. Nimmt sie Etwas von der Erde, so geschieht es nur, um es verbessert und mit Gewinn zurückzugeben. Sie zieht Nebel und Dünste an sich, und gibt sie zurück als befruchtenden Regen. Undurchdringlich ist das Geheimniß der Regierung der Sonne; sie thut Alles, Alle sehen, daß sie Alles thut; sie sehen es gethan, aber Niemand sieht, wie sie es thut. Sie ist im höchsten Grade leutselig und zugänglich; keinen Ort verschmäht sie; der große Gott hat ihr befohlen, aufzugehen über Böse und Gute. Könige mögen an der Sonne lernen, wie gefährlich es ist Niedrige zu sich zu erheben; denn die Sonne umwölkt und verfinstert sich, wenn sie zu viele niedrige und gemeine Dünste von der Erde an sich zieht. Vor Allem aber sollen Monarchen die Sonne nachahmen hinsichtlich der Minister. In Gegenwart der Sonne wagt kein anderer Stern zu erscheinen oder zu leuchten; sie nimmt ihnen ihr Licht nicht, aber sie übertrifft es."

Uebrigens ist Quevedo auch in diesem letzten seiner politischen Werke, und trotz aller schmerzlichen und grausamen Erfahrungen, welche er an den Monarchieen durchgemacht hatte, keineswegs revolutionär gesinnt. Seine politischen Grundsätze sind vielmehr durchdrungen vom Geiste des Christenthums, wie sich besonders aus folgenden Worten ergibt:

„Ein schweres Verbrechen ist es, irgend einen Menschen zu tödten; einen König zu ermorden, ist unter allen Umständen fluchwürdige Unthat. Den guten König soll man lieben, den schlechten hat man zu ertragen. Gott erträgt

den Tyrannen, Er, der ihn züchtigen und vernichten kann; sollte ihn der Unterthan nicht ertragen, der ihm Gehorsam schuldig ist? Der Arm Gottes bedarf unserer Dolche nicht zu seinen Züchtigungen, noch unserer Hände für seine Rache."

Am Schlusse des Buches entwickelt Quevedo alle Kraft seines Scharfsinns bei Prüfung der Frage, was Julius Cäsar gethan haben würde, wenn er vor dem Eintritt in den Senat die ihm überreichte Anzeige der Verschwörung mit den Namen der Verschwörer gelesen hätte. Er behandelt diese Frage unter Anführung eines Beispiels aus der Geschichte des von ihm hochverehrten Königs Ferdinand des Katholischen, und beantwortet sie, nach unserer Ueberzeugung mit vollem Rechte, dahin: „Wenn Cäsar von der Verschwörung gegen sein Leben genaue Kenntniß erhalten hätte, so würde er die Verschworenen nicht getödtet haben, um die Verschwörung selbst und ihre Nachfolgerinnen zu tödten." Dieser Gegenstand führt den Schriftsteller nochmals auf die Geschichte Osuna's, aus dessen Leben er mit sichtbarer Vorliebe zwei Beispiele anführt, wo es demselben gelang, Volksaufstände in Neapel mit größter persönlicher Gefahr zu beschwichtigen und zum Guten zu lenken, wobei Osuna gesagt habe: „Ich glaube sie sagen, daß sie mich umbringen wollen; und ich bin überzeugt, daß sie es thun werden, wenn sie sehen, daß ich mich vor ihnen fürchte."

Als Anhang folgen diesem merkwürdigen Buche zwei Abhandlungen des Seneca, übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen Quevedo's begleitet, über die beiden Fragen: „ob Cicero den Antonius um sein Leben bitten, und ob er um den Preis seines Lebens seine Manuscripte verbrennen dürfe." Diesen überflüssigen und nicht geschmackvollen Anhang mag man einem Mann zu gute halten, welcher eben erst während vier Jahren für seine Ueberzeugung das Aeußerste erduldet hatte.

Das letzte Werk, welches Quevedo noch selbst dem Druck übergab, ist sein „Leben des hl. Apostels Paulus." Er hat es geschrieben während der Gefangenschaft in Leon, in den ersten Monaten des Jahres 1643, und herausgegeben zu Madrid im Anfang des Herbstes 1644. Das Werk ist unter dem Datum des 26. August 1644 dem Präsidenten von Castilien zugeeignet, welchem der Verfasser mit der Befreiung aus der Haft den kurzen Rest seines Lebens verdankte. In rührender Weise gibt Quevedo diesem Dankgefühle Ausdruck, indem er beifügt: „Ich schrieb dies Buch im vierten Jahre meiner Einsperrung, um mich zu trösten in dem Kerker, welcher mir den Lohn gab für andere Sünden." Am Schlusse dieser Zueignung erzählt Quevedo selbst die näheren Umstände seiner Verhaftung mit folgenden kurzen Worten: „Ich ward gefangen genommen mit so großer Härte am 7. Dezember Nachts 11 Uhr, und in meinem hohen Alter in solch' hülflosem Zustande fortgeführt, daß der Polizeibeamte, welcher mich verhaftete, ein Mann von ebenso vielem Mitleid als Pflichtgefühl, mir einen wollenen Mantel und zwei Hemden als Almosen schenkte, welchen einer seiner Diener ein Paar Tuchstrümpfe beifügte. Gefangen blieb ich vier Jahre, darunter zwei wie ein wildes Thier, einsam eingeschlossen in einem Gemache, ohne Verkehr mit Menschen, so daß ich hätte sterben können vor Hunger und Blöße, wenn nicht die Barmherzigkeit und Großmuth des Herzogs von Medina Celi mir bis zum heutigen Tag ein Vermögen ersetzt hätte. Von dieser harten Kette aneinander gereihter Leiden hat mich das wohl gerechtfertigte Mitleid des Königs endlich losgebunden durch das Mittel und in Folge der Berichte Eurer Excellenz, welcher meine Sache übertragen wurde, nachdem man nicht ein einziges Verhör mit mir vorgenommen hatte, so daß selbst zur Zeit meiner Freilassung sich kein ju-

ristisch in Ordnung befindliches Actenstück in meiner Sache vorgefunden hat."

Was nun das Leben des Apostels selbst betrifft, ein Büchlein von etwa 120 bis 150 mäßigen Octavseiten, so trägt es unverkennbar die Spuren der harten und traurigen Lage, in welcher es geschrieben ward. Es trägt ferner an manchen Stellen Spuren des schlechten und verbildeten Geschmacks, gegen welchen Quevedo in seinen kräftigeren Jahren so muthig angekämpft hatte; dieser Geschmack war inzwischen immer mehr der herrschende geworden, und Quevedo besaß nicht mehr die Energie, ihm durchaus zu widerstehen. Endlich muß zum Nachtheil dieses Buches gesagt werden, daß es, trotz möglichst sorgfältiger Berücksichtigung der über seinen Gegenstand vorhandenen patristischen Literatur, keine wesentlichen Ergebnisse neuer Forschungen enthält. Dies ist aber auch Alles, was der schärfste Tadel an dem Werke auszusetzen vermag; zahlreich und glänzend sind seine Lichtseiten. Schon die Grundanschauung, von welcher der Verfasser ausgeht, ist eine eben so tröstliche als ächt christliche. Der Mensch kann sich von jedem Falle wieder erheben, so gut der hl. Apostel aus einem Verfolger ein auserwähltes Werkzeug Gottes werden konnte. Sehr schön ist auch die Hinweisung darauf, daß Paulus ungefähr eben so viele Zeit nach der Geburt Christi zur Welt kam, als Johannes der Täufer dem Heiland vorangegangen war. Das ganze Werk ist durchglüht von reiner und heiliger Begeisterung für die Größe und Schönheit seines Gegenstandes, mit welchem er in der späteren Geschichte des Christenthums nur einen einzigen zu vergleichen wagt in den Worten: „Der zweite Paulus des neuen Bundes war der hl. Augustinus, welchen Gott auserwählt hatte, aus dem bittersten Feinde, dem hartnäckigsten und gelehrtesten Widersprecher des katholischen Glaubens ein Freund und un-

bezwinglicher Schutzwall der heiligen Wahrheit zu werden. Seine Trugschlüsse waren für die Kirche nicht weniger furchtbar, als die Verfolgungen des Paulus; auch seine Bekehrung war nicht minder wunderbar und theuer erkauft. Feuer vom Himmel wirkte nicht bei ihr, wohl aber das Wasser in dem Schweiße des Ambrosius und in den Thränen seiner heiligen Mutter Monika."

Der Frage, ob der Völkerapostel auch nach Spanien gekommen sei, widmet Quevedo, Spanier mit Leib und Seele, natürlich besondere Aufmerksamkeit; er ist nicht ganz abgeneigt, diese Frage zu verneinen, um Spanien dem St. Jago allein zu erhalten, wie er diesen in früheren Jahren gegen die leidenschaftlichen Verehrer der hl. Theresa vertheidigt hatte. Die kritische Geschichtsforschung unserer Zeit hält dagegen die Wirksamkeit des hl. Paulus in Spanien noch eher für wahrscheinlich, als jene des hl. Jakobus. Indem Quevedo von den Worten des hl. Paulus redet: „Es haben Alle in Adam gesündiget", legt er zugleich Zeugniß davon ab, daß das erst durch Pius IX. verkündete Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes schon um jene Zeit die ganz allgemeine Glaubensüberzeugung des spanischen Volkes war, welcher diese Nation mit ganz besonderer Begeisterung huldigte.

Hervorragend schön ist die Schilderung des Kaisers Nero und des von ihm angelegten Brandes von Rom, wie denn Quevedo überhaupt als gründlicher Kenner der römischen Geschichte seinem Buche über den hl. Paulus einen tieferen historischen Hintergrund zu verleihen vermochte, der zu den größten Vorzügen desselben gehört. Merkwürdig ist, daß St. Paulus drei Tage nach seiner Hinrichtung dem Kaiser erschienen sein soll, um ihm zu sagen, daß er nur durch den Glauben an Jesus Christus seine Seele retten könne. Dies

würde, wenn es sich so verhält, fast auf einen Gedanken führen, der dem Verfasser dieses Buches beim Studium der römischen Kaisergeschichte sich wiederholt aufgedrängt hat, ohne zu ganz bestimmter Gestaltung gelangen zu können, zu dem Gedanken nämlich, daß Nero bei all' seinen wahnsinnigen Schreckensthaten kein im tiefsten Innern verworfener Mensch, daß er vielleicht in mancher Hinsicht nicht so schlecht war, wie seine Umgebung.

Mit rührender Einfachheit, die seiner besten schriftstellerischen Leistungen nicht unwerth ist, erzählt Quevedo, wie der große Apostel auf seinem Gang zum Tode noch drei der ihn hinausführenden Soldaten zum Christenthum bekehrt, und fügt dieser Erzählung die schönen Worte bei:

„Sogar der Tod des hl. Paulus war Leben bringend; selbst sterben wollte er nicht ohne den Gewinn dreier Leben; seine thatenreiche Liebe konnte den Schritt zum Tode nicht vollbringen ohne solchen Wucherzins. Ihm hatte der hl. Stephanus das Leben gegeben durch seinen Tod, den er als Saulus betrieb; als Paulus gibt er durch seinen Tod dreifaches Leben Dreien, die seinen Tod betreiben."

Nachdem er erzählt, daß der hl. Paulus 68 Jahre gelebt habe, und zwar 34 Jahre vor, 34 Jahre nach seiner Bekehrung, fügt Quevedo bei:

„In diesen Zahlen der Lebensjahre des Apostels findet meine Betrachtung zwei wunderbare Seiten von entgegengesetzter Richtung. Einmal ist es wunderbar, daß er im Stande war, in nur 34 Jahren die ganze damals bekannte Welt zu durchwandern, so viele Meere zu durchschiffen, so viele Völker zu lehren, das Evangelium in so entfernte Provinzen zu tragen und Sieger zu werden über so große Hartherzigkeit der Juden, so große Blindheit der Götzendiener, über so große Gewalt der Herrscher, so viele Verfolgungen

der Gerichte, und so äußerste Gefahren in allen Elementen. Auf der andern Seite aber ist es nicht minder zu verwundern, wie 34 Jahre lang zu dauern vermochte ein Leben, das umgeben war von so vielen Todesgefahren, getroffen von so vielen Streichen und Steinen, bedrängt von so harten Einkerkerungen, beschimpft durch so schwere Schmähungen, bedroht von so vielen Stürmen, und erschüttert von so zahlreichen erdbebenartigen Volksaufständen. Du allein, o glorwürdigster Paulus, konntest es dahin bringen, daß diese Deine Jahre, so wenige für das, was Du gethan, zugleich so viele erscheinen für das, was Du gelitten. Und weil Du jetzt in der ewigen Herrlichkeit, welche Du kraft einzigen Vorrechtes zum zweiten Male schauest, den Lohn Deiner unerreichbaren Verdienste genießest, so wende Deine Augen auch hernieder auf diesen Deinen andächtigen Verehrer, welcher, in Kerker und Ketten seit bald vier Jahren, angefangen hat, zu Deiner Verherrlichung und zu eigenem Troste Deine Leiden und Deinen Martyrtod zu beschreiben. Da auch ihm in der Verfolgung, die ihn peinigt, ein Nero nicht fehlt, so stehe ihm bei, damit er, befreit, mit Deinen Worten sagen könne, was Deine Feder an Timotheus geschrieben hat: „Ich bin errettet aus dem Rachen des Löwen; von allen üblen Werken hat mich Gott der Herr erlöst." —

Und damit auch in diesem letzten Werke Quevedo's ein Widerklang jenes patriotischen Geistes nicht fehle, der sein ganzes Leben, trotz mancher Verirrungen und Verkehrtheiten, erfüllt und getragen hatte, so geht er am Schlusse des Buches zu einer aus dem innersten Herzen kommenden Anrufung des großen Apostels über für sein geliebtes Vaterland. Vereinigt mit Santiago möge er dieses Reich beschützen vor der Zerreißung und Zerstörung durch Verräther und durch Irrlehrer! —

Also beschäftigt mit den größten geschichtlichen Bildern der antiken und christlichen Welt, beschloß Quevedo seinen letzten Aufenthalt in Madrid, das er so sehr geliebt, das seine übermüthige Jugend, sein stolzes Mannesalter gesehen hatte; er beschloß ihn als ein kranker und müder Greis, aber geläutert und veredelt durch ein inhaltreiches und prüfungsschweres Leben.

XIX.

Gedichte und Scherzschriften.

Quevedo's Lebensschicksale haben uns passende Veranlassung geboten, seine zahlreichen in Prosa geschriebenen Werke, wenn auch kurz, doch fast ausnahmslos zu erwähnen und zu betrachten. Dagegen war bis jetzt von seinen dichterischen Leistungen nur selten und nebenbei die Rede. Und doch war dieser so vielseitig und reich begabte Mann neben all' den anderen Bestrebungen, welche wir an ihm kennen gelernt haben, auch einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit.

Das Dichten, oder wenigstens das Versemachen, war eine der allgemeinsten und leidenschaftlichsten Gewohnheiten in dem Spanien des 17. Jahrhunderts. König Philipp IV. dichtete, seine Günstlinge und Staatsmänner dichteten, der ganze Hof machte Verse, die ganze gebildete Welt reimte. Das hat nun unstreitig Mancherlei gegen sich; eine gewisse erschlaffende Wirkung auf den Geist einer Nation kann bei solch belletristischer Schönthuerei nicht ausbleiben. Andrerseits aber setzt die Sache doch eine weit höhere und allge-

meinere Cultur voraus, als man jener Zeit gewöhnlich zuerkennen will, und schließlich darf man auch nicht vergessen, daß in jenem hochpoetischen Lande in der That Manches natürlich ist, was uns unbegreiflich scheint und immer unbegreiflicher scheinen wird. Denn, wenn das Wort des Aesthetikers J. J. Wagner (natürlich nicht Richard Wagner):

„Die Kunst ist todt, wir haben sie begriffen"

irgendwo und irgendwann wahr gewesen ist, so ist dieß gewiß der Fall bei der deutschen Poesie dieser Zeit. — Doch gut; auch Quevedo dichtete, und zwar von frühester Jugend bis in's späteste Alter, und in allen nur erdenkbaren Formen der Poesie. Die ersten Geistesproducte, welche wir von ihm kennen, sind jugendlich frische und lebensmuthige Romanzen, und das Letzte, was er geschrieben hat, ist ein wehmuthsvolles Bild des Abschieds vom Leben, nicht ohne einen Anflug berechtigten Stolzes beim Rückblick auf das in dieser Welt Geleistete. Viele von seinen Gedichten sind aber verloren gegangen bei den wiederholten Beschlagnahmen seiner Papiere, viele hat er selbst vor seinem Tode verbrannt. Und gleichwohl füllen die noch übrigen poetischen Arbeiten in der sechsbändigen Madrider Ausgabe von Quevedo's Werken aus dem Jahr 1772 zwei starke Bände an.

Quevedo selbst hat übrigens von seinen Gedichten Nichts im Druck herausgegeben, wenn man nicht die früher besprochenen Dichtungen des Baccalaureus de la Torre ihm zuschreiben will; denn die gleichfalls früher erwähnten poetischen Uebersetzungen des Epictet und Phocylides sind doch wohl keine eigentlichen Gedichte. Noch auf dem Sterbelager soll er den Wunsch ausgesprochen haben, der auch seiner geläuterten und veredelten Denkweise ganz entspricht, man möge alle seine gedruckten und handschriftlichen Werke sorgfältig

durchsehen, damit diejenigen Theile derselben, welchen es an bescheidener Zurückhaltung und sittlicher Mäßigung etwa fehlte, nach ernster und weiser Ueberlegung auf das rechte Maß zurückgeführt würden. Dieser edle Wunsch des Sterbenden paßte namentlich für gar manche seiner Gedichte aus früheren Jahren.

Gonzales de Salas, ein Freund Quevedo's, welcher drei Jahre nach dessen Tod die dichterischen Arbeiten des Verewigten herauszugeben anfing, versichert, wohl nicht ganz ohne einige Uebertreibung, es sei nicht der zwanzigste Theil von Quevedo's Gedichten gerettet worden. Uebrigens vollendete Salas sein Unternehmen nicht, sondern dasselbe wurde erst im Jahre 1670 durch Quevedo's Neffen, Pedro Aldrete, zu Ende geführt. Dieser gab unter dem Titel: „Der spanische Parnaß, in zwei Gipfel getheilt, mit den neun castilischen Musen" diejenige Sammlung von Quevedo's Gedichten heraus, welche die Grundlage aller bisherigen geworden ist. Man staunt unwillkürlich bei Durchlesung dieser Sammlung über die Vielseitigkeit und Unerschöpflichkeit dieses außerordentlichen Talentes. Sie zerfällt in neun Bücher, welche die Namen der neun Musen führen und über deren Inhalt wir wenigstens einige Worte mittheilen müssen, wenn es auch nicht thunlich ist, Proben aus denselben dieser unserer Arbeit einzuverleiben.

Im ersten Buche „Clio" erscheinen vorerst eine Anzahl von Sonetten über berühmte Persönlichkeiten der Zeit, worunter auch ein sehr schönes italienisches über Cardinal Richelieu und mehrere auf Osuna, sodann eine Anzahl historisch-politischer Gedichte in verschiedenen Formen, theilweise sogar in dem Gewand der pindarischen Hymne.

„Polyhymnia" bringt im zweiten Buche wiederum Sonette, aber mehr moralischer und betrachtender Natur, im

Uebrigen den verschiedensten Gegenständen gewidmet, ferner ein in stoischem Geiste gehaltenes Gedicht über den Verfall der guten Sitten, und endlich das früher schon erwähnte Gedicht an Olivares über die gegenwärtigen sittlichen Zustände der Castilianer.

„Melpomene“ enthält vorzugsweise dem Andenken großer Todten gewidmete Gedichte; auch hier wieder begegnet uns Osuna's Bild.

Das vierte Buch „Erato“ ist vorzugsweise den Liebesgedichten gewidmet, deren es in zwei Abtheilungen eine große Anzahl und unter ihnen gar manche wahrhaft schöne und reine enthält.

In dem fünften Buch „Terpsichore“ finden sich außer einer Anzahl satirischer Romanzen, worunter die aus Quevedo's frühester Jugend stammende über die Macht des Geldes, seine fünfzehn berühmten Zigeunerlieder.

Diese Gedichte sind in Spanien classisch geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag. Quevedo faßt das Zigeunerleben nicht mit jener idealen Schönheit und mit jenem poetischen Zauber auf, welchen Cervantes über seine Preziosa verbreitet hat. Die Zigeuner des Quevedo sind in derbster Wirklichkeit jene braunen Gesellen, die mit Weib und Kind seit Jahrhunderten Spanien nicht nur durchschwärmen, sondern auch durchbetteln und durchplündern. Was aber in einem solchen Leben an gesundem Humor, an menschenwürdiger Empfindung, an Liebe und Treue in Noth und Elend gefunden werden kann, das hat Quevedo mit dem vollendeten Takt eines eigentlichen Volksdichters herauszulauschen und in meisterhafter Weise zu besingen gewußt.

Diesen Zigeuner-Romanzen folgt sodann noch eine kleinere Anzahl volksthümlicher Ballete, welche auch einem Jeden,

der nicht in Spanien war, sehr bald einen Begriff davon beibringen, wie ungemein verschieden der spanische Tanz von allem Tanzen unserer Völker ist.

„Thalia“ heißt das sechste Buch und enthält nach einer Reihe von Sonetten theils scherzhafter, theils ernster Natur insbesondere eine reiche Sammlung von mindestens 100 Romanzen. Diese Gedichte sind moralische Photographieen jener Zeit. Sie reichen fast durch Quevedo's ganzes Leben, behandeln die verschiedensten Abenteuer, theils Selbsterlebtes, theils blos Gehörtes, schildern in kurzen und markigen Zügen die Zustände der Gesellschaft vom Hofe herab bis zur Bettlerin und zu noch Schlimmerem, und manche derselben sind auch heute noch nichts weniger als veraltet, sondern eine reiche Erkenntnißquelle für den, welcher spanisches Volk und Leben studiren will. Am Schlusse des Buches tritt die Satire über die Ehe auf, in welcher Quevedo den Juvenalis nachgeahmt hat. Das Gedicht ist nach Gegenstand und Inhalt schlimm genug, aber gleichwohl in der Hauptsache nicht so schlimm wie sein Vorbild; die Form ist meisterhaft, dem Dante nachgebildet.

Ein Durcheinander der allerverschiedenartigsten Dinge bringt uns „Euterpe“ im siebenten Buch. Nach einem längeren Rückfall in die Liebesgedichte und Schäferlieder finden wir drei theatralische Zwischenspiele, wie sie um jene Zeit auf der spanischen Schaubühne die Pausen zwischen den größeren Productionen oder deren einzelnen Acten auszufüllen pflegten, und sodann ein komisches Heldengedicht in drei Gesängen über die Thorheiten des verliebten Roland; eine Reminiscenz italienischer Poesie, wie denn überhaupt der lange Aufenthalt in Italien auf Quevedo's Dichtung begreiflicherweise von großem Einfluß gewesen ist.

Das achte Buch „Calliope“ enthält eine Anzahl von

Romanzen und betrachtenden Gedichten, bald satirischer, bald ernst moralischer Richtung von ruhigerem Tone und in maßvoller Darstellung, offenbar den reiferen Jahren des Dichters entstammend, manchmal auch nicht frei von Verschrobenheit und schlechtem Geschmack.

Das neunte Buch endlich, „Urania", bringt uns Quevedo's religiöse Gedichte. Die unter denselben enthaltenen Bußpsalmen haben wir schon früher am geeigneten Orte besprochen, weil sie ein Stück aus des Dichters Seelengeschichte darstellen. Allein auch die übrigen sind der Beachtung würdig. Es begegnet uns zuerst eine Reihe religiöser Sonette, meist über glücklich gewählte Gegenstände, z. B. „Christus stirbt am Kreuze, Christus und Adam, auf einen Krystall, aus dem ein Gefäß zur Aufbewahrung des heiligsten Sacramentes gemacht wurde, über die einzelnen Worte des Erlösers am Kreuze, die Steinigung des hl. Stephanus u. s. w." Aehnliche Gegenstände finden wir auch in anderen poetischen Formen behandelt. An die Bußpsalmen schließt sich ein glossirtes Vaterunser, und an dieses ein sehr schönes religiöses Epos in einem Gesang in Tasso's Versmaß, mit dem Titel: „Der auferstandene Christus." Dieser Titel ist nicht ganz genau; denn das Gedicht behandelt auch, und zwar vorzugsweise, das Hinabsteigen Christi zur Hölle und die Erlösung der Väter des alten Bundes. Dabei ist es ein Zug wundervoller Poesie, wie der erlöste Adam, im Gefolge des Heilands an der Erde vorüberschwebend, die alte Heimath begrüßt, und mit ihm alle die endlich Erlösten sie in tausend Weisen begrüßen. Dieses Gedicht ist den besten Stellen in Klopstocks Messiade ebenbürtig und hat vor ihnen die volle Herrlichkeit der spanischen Sprache und die ganze Innigkeit katholischer Anschauung voraus. Mit einigen Fragmenten einer poetischen Bearbeitung des hohen Liedes und

mehreren religiös gehaltenen Todtengesängen schließt die ganze Sammlung.

Wenn man sich erinnert, daß Quevedo auch größere dramatische Gedichte geschrieben hat, welche zum Theil mit großem Beifall aufgeführt wurden, so wird man gestehen müssen, daß es nicht leicht eine Dichtungsart gibt, in der er sich nicht versucht hätte. Ungefähr um das Jahr 1632 beschäftigte er sich mit dem Gedanken, eine Auswahl seiner Gedichte herauszugeben. Wäre ihm dies gelungen, so würde er gewiß manche minder glückliche Arbeit unterdrückt haben. Allein seine endlosen Sorgen, Arbeiten und Leiden hinderten ihn an der Vollendung seines Planes. Jetzt liegt uns die ganze Sammlung vor, wie sie unter den Launen des Zufalls ein Herausgeber von offenbar nicht sehr hochstehender und selbständiger Geistesbildung uns überliefert hat. Manche dieser Gedichte tragen die Spuren des schlechten Geschmackes an sich, welcher um jene Zeit immer herrschender wurde. Manchen sieht man es an, daß Quevedo in leidenschaftlicher Eile und sorgloser Hast dichtete. Manche sind voll von persönlichen Anspielungen, Scherzen und Wortspielen, welche nur den Zeitgenossen verständlich sein konnten. Manche endlich sind sittlich nicht rein. Gleichwohl finden sich auch sehr viele Erzeugnisse durchaus naturwüchsiger Poesie, theilweise von vollendeter Schönheit und Zartheit. Auch in den Gedichten läßt sich der Entwicklungsgang ihres Verfassers von wilder Leidenschaft und sinnlichem Ungestüm zu sittlichem Ernste und religiöser Verklärung verfolgen, so daß man unstreitig mit einem befriedigten und harmonischen Gesammteindruck das Buch bei Seite legt. Meisterhaft aber und unübertrefflich ist Quevedo überall, wo er in dichterischer Form die Eigenthümlichkeiten, Thorheiten und Schwächen seiner Zeitgenossen und insbesondere des spanischen Volkes schildert;

seine hierher gehörigen Romanzen gehören unbedingt zu dem Besten, was es in dieser Gattung gibt.

Um der Vollständigkeit willen haben wir jetzt noch einige in Prosa geschriebene Aufsätze Quevedo's zu erwähnen, welche sich am füglichsten als „Scherze oder Schwänke" bezeichnen lassen, und als leichtes Spiel müßiger Stunden sich am passendsten an die Gedichte anschließen. Hierher gehört vor Allem eine Reihe kleiner satirischer Skizzen unter der Form von „Verordnungen". Es gibt z. B. der gute Geschmack eine Verordnung, wodurch unter allerlei Scherzreden der übermäßige Gebrauch der Sprüchwörter verboten wird; oder die gesunde Vernunft erläßt eine Verordnung, in welcher sie zahlreiche Thorheiten und schlechte Gewohnheiten des alltäglichen Lebens zwischen heiterem Scherz und bitterem Ernst in die Acht erklärt; oder eine ähnliche Verordnung wird erlassen von der Zeit als Herrin der Welt. Dann folgen launige Betrachtungen über Ursprung und Begriff der Thorheit, mit drastischen Schilderungen einiger Hauptthorheiten damaliger Zeit, humoristische Schilderungen des Lebens und der Charaktere am spanischen Hof, und eine satirische Aufstellung von Ehestandsbedingungen, nebst Aufzählung der erträglichen und unerträglichen Fehler der Frauen. Eine kurze alphabetische Aufzählung der in Madrid am häufigsten vorkommenden Dinge enthält auf dem kurzen Raum zweier Druckseiten mehr satirische Bosheit und glänzenden Witz, als vielleicht kein anderer Satiriker der Welt auf einen so engen Platz zusammenzudrängen vermocht hat. Eine hervorragende Stelle unter diesen launigen Producten beansprucht ein kleines Büchlein, welches Quevedo im Jahr 1631, also in seinen besten Jahren, unter dem Titel: „Das Buch von allem Möglichen und noch viel mehr" zum ersten Mal drucken ließ. Weil ja doch seine ganze schriftstellerische Thä-

tigkeit ein beständiges Wogen zwischen Scherz und Ernst darstellt, so wollen wir von seinen Werken Abschied nehmen gerade mit diesem Büchlein, welches von Beidem auf wenigen Seiten sehr viel in sich schließt. Es tritt auf in dem Gewande einer marktschreierischen Anleitung, welche ein Tausendkünstler oder Charlatan zur raschen Erlernung und Gewinnung aller möglichen Dinge gibt, und enthält neben den trivialsten Späßen die feinsten Bemerkungen und scharfsinnigsten Wahrheiten. Sein erster Abschnitt bringt uns ein Verzeichniß von 28 schwierigen und wichtigen Aufgaben, welchen das Verzeichniß der Geheimmittel zu ihrer Lösung folgt. Einige derselben mögen hier Erwähnung finden:

„Zu bewirken, daß dir alle schönen Frauen nachlaufen, und alle reichen Herren, wenn du eine Frau bist.“ Die Lösung ist: Geh' du vor ihnen her.

„Zu bewirken, daß du überall gut aufgenommen werdest; unfehlbares Mittel.“ Die Lösung ist: Gib Geschenke, wo du dich zeigest.

„Mittel, nie grau und nie alt zu werden.“ Die Lösung: Stirb jung.

„Mittel, von den Wanzen in der Nacht nicht gestochen zu werden: ganz probat.“ Die Lösung: Leg' dich bei Tag in's Bett.

Hierauf folgt ein Abschnitt über Wahrsagerei aus den Händen und aus den Sternen, und über die lächerlichen Uebertreibungen der Physiognomik. In das Detail dieser Thorheiten und Scherze darüber brauchen wir unserm Schriftsteller nicht zu folgen, hoffen aber, daß das Jahrhundert der Phrenologie, des Tischrückens und der Psychographie die Nothwendigkeit derartiger Satire nicht unbedingt bestreiten wird. Eine humoristische Anleitung, um an einem einzigen Tag alle Wissenschaften, alle freien und alle mechanischen

Künste aus dem Grunde zu erlernen, beschließt in heiterster Weise das kleine Büchlein.

XX.

Letzte Krankheit und Tod.

Doch die Zeit der Scherze war vorüber für Quevedo. Sein bescheidener Wunsch einer ruhigen und sorgenfreien Existenz in Madrid, wo er nach den Kämpfen des Lebens sein sorgenmüdes Haupt niederlegen wollte, ging nicht in Erfüllung, weil die Großen dieser Welt kein Herz hatten für die Empfindungen und Bedürfnisse eines Mannes, der unter der Wucht ihrer ungerechten Verfolgungen zermalmt worden war.

In der ersten Hälfte des Novembers 1644 verließ er Madrid, um sich nach la Torre de Juan Abad zu begeben. Die aus dieser seiner letzten Lebenszeit erhaltenen Briefe an den treuen Freund Oviedo geben ein wehmüthig anschauliches Bild von dem stetigen Zusammenbrechen seiner Kräfte und von den schweren Leiden, welche der endlichen Auflösung vorangingen. Unterm 14. November zeigt er dem Freunde in einem dictirten Brief, den er mit zitternder Hand unterzeichnet, an, daß er „mehr todt als lebendig" am Ziele seiner Reise angekommen sei, sich aber jetzt einigermaßen erhole in der Ruhe seines Aufenthalts und durch die mild erfrischenden Gebirgslüfte der benachbarten Sierra Morena. Diese Besserung machte einige Zeit lang Fortschritte, allein bald wendete ein rauher Winter Alles zum Schlimmen. Der Leidende klagt, er habe oftmals die Alpen und Pyrenäen

mitten im Winter durchreist, aber nie in seinem Leben habe er so furchtbar gefroren, wie in diesem Winter. Und mitten in diesem elenden Zustand hört er nicht auf, zu arbeiten. Der zweite Theil des Marcus Brutus beschäftigt ihn lebhaft und er hofft, bei einiger Besserung seines Zustandes noch ein Werk zu liefern, das vor seinem ersten Theile einen entschiedenen Vorzug behaupten soll.

Zu Anfang des Jahres 1645 siedelte der Kranke nach Villanueva de los Infantes über. In dieser größeren, wohlhabenden und behaglichen Stadt, dem Geburtsorte des von Quevedo so schön gefeierten hl. Thomas, hoffte er durch Arzt und Apotheke einige körperliche Linderung, und durch befreundeten Umgang geistige Erfrischung zu finden. Sein stets der Hoffnung leicht zugängliches Gemüth war auch bald mit der neuen Situation wohl zufrieden, er fühlte sich gekräftigt und gab dem Glauben Raum, daß mit dem Vorüberbrausen der Winterstürme auch sein körperliches Elend vorübergehen werde. An dem Apotheker glaubt er einen unterrichteten Mann, einen guten Christen, einen Freund gefunden zu haben; zugleich nimmt er auch jetzt noch an allen politischen Ereignissen seines Vaterlandes den lebhaftesten Antheil. Immer neue Rückfälle in Leiden jeder Art hinderten ihn nicht an verhältnißmäßiger Heiterkeit und Thätigkeit; er dictirte in erträglichen Stunden weiter am Brutus, und beschäftigte sich in den ersten Monaten des Jahres auch mit der Sammlung und Ordnung seiner Gedichte. Um diese Zeit wurde er aber tief betrübt durch den Tod der Herzogin von Medina Celi; an allen Schicksalen dieses erlauchten Hauses nahm er den innigsten Antheil. Eine zweite Auflage des im Jahre zuvor erschienenen ersten Theils vom Brutus brachte ihm keine große Freude, weil er mit dem Verleger aus verschiedenen Gründen unzufrieden war. Unterdessen fuhr der Win-

ter fort, eine ganz ungewöhnliche Härte an den Tag zu legen; die im Herbst und Frühling so wohlthätige Nähe der Berge zeigte jetzt ihre Schattenseiten. Gegen Ende Februar sagt Quevedo, daß er nur noch aus Haut und Knochen bestehe und selbst nicht begreife, wie er noch zu leben vermöge. Diese Lebenskraft, welche in Arbeit und Genuß des Daseins sich stets als außergewöhnlich bewiesen, sollte auch in ihrer Auflösung von qualvoller Zähigkeit begleitet sein. Der März brachte neuen Schnee und damit neue verzweiflungsvolle Zustände. Der Kranke ist kaum im Stande, auch nur ein Billet von wenigen Zeilen an Oviedo zu dictiren, den er bittet, ihm den einzigen Trost seiner Briefe nicht entziehen zu wollen. Allein plötzlich, gegen das Ende des März, mit dem Wehen der ersten warmen Frühlingslüfte, flackert das erlöschende Lebenslicht noch einmal empor.

Gleichzeitig wendet sich der Geist des Duldenden immer inniger und freudiger der Religion zu. Er zieht in das Dominicanerkloster zu Villanueva „aus Verehrung für den Orden, für seinen heiligen Gründer und für den heiligen Lehrer Thomas von Aquino, in der Ueberzeugung zugleich, daß er zum Leben oder Sterben nirgends besser aufgehoben sein könne". Die frommen Väter wiesen ihm eine Zelle mit jeder möglichen Rücksicht auf Gesundheit und Bequemlichkeit an; unter ihrer liebevollen Pflege hoffte er von Neuem aufzuleben. Ein neuer Krankheitsanfall brachte ihn dem Tode nahe. Zu Anfang Mai schreibt ein Geistlicher von Villanueva in Quevedo's Auftrag einige Zeilen an Oviedo, um diesen zu benachrichtigen, daß der Kranke sein Testament gemacht habe und noch äußerst schwach, aber doch für den Augenblick wieder außer Gefahr sei. Acht Tage nachher schreibt Quevedo wieder selbst, und hat die kühne Hoffnung, sich bald nochmals

„den heimischen Lüften Madrids“ nähern und den geliebten Freund wieder sehen zu dürfen. Einige Zeit nachher tritt der Plan auf, nach Granada überzusiedeln und im Hause des dortigen Erzbischofs den Sommer zuzubringen. „In solch' unmittelbarer Todesnähe lernt und erkennt man gar Viel“, fügt Quevedo bei, indem er von den überstandenen schlimmsten Tagen redet. Sein flüchtiges Besserwerden nennt der immer noch sanguinische Greis seine „Auferstehung“, und läßt seinem Verleger sagen, daß er beinahe sein eigenes Leben vor dem des Brutus fertig gebracht hätte; immer noch nährte er die trügerische Hoffnung, diese Lieblingsarbeit vollenden zu können. Um diese Zeit wurde er zu allem andern Ungemach von seinem Diener bestohlen; derselbe suchte mit allem Geld und fast allem Geldeswerth das Weite. Inzwischen verwarf der Arzt sowohl den Aufenthalt in Granada, als jenen in Madrid, und gab den Rath, für den Sommer Toledo zu wählen; wahrscheinlich sah er bestimmt genug voraus, daß eine mächtigere Hand zwischen alle diese Plane greifen werde. — Quevedo war mit Allem einverstanden, was ihn noch einmal in die Nähe seiner Vaterstadt gebracht hätte; er hegte den verzeihlichen Wunsch so vieler Menschen, zu sterben, wo er geboren ward.

Im Laufe des Sommers bildeten sich Geschwüre auf der Brust des Kranken; am Festtage des hl. Apostels Santiago beschloß man die Oeffnung derselben; Quevedo hoffte guten Erfolg „in Kraft des Tages“, obgleich er sehr schwach war. Um diese Zeit erfuhr er den Tod des Herzogs Olivares. Er spricht sich edel und würdig darüber aus. „Groß sind Gottes Geheimnisse. Ich, der vor wenigen Monaten fast so gut wie todt war, mußte das Ende dieses Mannes erleben, der einst zu sagen pflegte, er wolle mich in Ketten todt sehen.“ Er spricht sich mit gelassenem Humor über die

Gespräche des Volkes aus, wornach man in des Herzogs Leiche bald Schlangen, bald Wasser, bald Sand und bald Kalk gefunden haben wollte; Quevedo meint, es sei vielleicht von Allem Etwas da gewesen; von persönlichem Hasse zeigt er keine Spur.

Die gefährliche Brustoperation ward vollzogen und schien in der That während der ersten Hälfte des August vom besten Erfolge begleitet zu sein, so daß Quevedo nochmals den lebhaftesten Antheil an den Tagesereignissen nimmt und zeigt; leider fand sein patriotisches Herz keine Ursache zur Freude. Während dieses Monats wurde er dagegen durch den Besuch seines Neffen Don Pedro de Aldrete aus Granada erfreut, und der Plan einer Reise dorthin tauchte nochmals auf. Während aber seit der Operation die Leiden des Kranken abnahmen, nahm seine Schwäche zu, jedoch nur die Schwäche seines Leibes; sein Geist blieb merkwürdig frisch und kraftvoll, und sein Herz schlug bis zum letzten Schlage voll Liebe für sein Vaterland, dessen Macht und Ehre er mit Seelenschmerz immer tiefer sinken sah.

Am 5. September dictirte er seinen letzten Brief an Oviedo, den er ausdrücklich als seinen letzten bezeichnete. Er bittet seinen Freund um den besten Freundschaftsdienst: er möge ihn der Gnade Gottes anempfehlen; von Krieg und Frieden könne er jetzt nicht mehr reden, es handle sich für ihn nur noch um eine rechte Sterbestunde.

Mit diesen Worten nahm der Vielgeprüfte Abschied von dem treuesten seiner Freunde und zugleich vom Leben. Er hatte die heiligen Sterbsacramente empfangen, und bereitete sich seither durch vielstündige Einsamkeit und inniges Gebet auf den Tod vor, welcher ihn am 8. September 1645, dem Geburtsfeste der Gottesmutter und Todestage des hl. Thomas von Villanueva, im Alter von beinahe 65 Jahren, von seinen

langen Leiden erlöst hat. Dem Arzt, welcher ihm noch drei Tage Lebenszeit voraussagte, hatte er zur Antwort gegeben, er lebe keine drei Stunden mehr; dieses sein letztes Wort ging in Erfüllung. Nach dem Tode sah sein Antlitz erleichtert und erheitert aus. Der standhafte Mann hatte wohl mehr gelitten, als ein Lebender wußte. Er hatte schon im April sein Testament gemacht, in welchem er den Rest seines Vermögens vorzugsweise einem Familienfideicommiß zu Gunsten seines Neffen Don Pedro zugewendet, auch verfügt hatte, daß dieser und seine Nachkommen den Namen des Erblassers annehmen sollen. Seine irdischen Ueberreste ruhen in einer Seitenkapelle der Pfarrkirche von Villanueva.

Quevedo war, wie in seinem Geiste, so auch nach seinem Antlitz eine hervorragende und außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen. Reiches schwarzes Haar umwallte sein Haupt; seine Augen sprühten Geist und Feuer; seit den späteren Mannesjahren war er übrigens durch Kurzsichtigkeit genöthigt, eine Brille zu tragen, deren unmäßiges Gestell die meisten von ihm erhaltenen Bildnisse verunstaltet. Die mächtige Stirn und das entschlossene Kinn drücken vollständig den Mann aus, welchen wir kennen gelernt haben. Wuchs und Figur waren regelmäßig und kraftvoll, dagegen entstellte seinen Gang die theilweise Lahmheit der von Kindheit an einwärts gekrümmten Füße.

Er war Meister in Allem was er angriff, vom Fechten und Jagen bis zu den höchsten wissenschaftlichen Bestrebungen. „Was er that, das that er ganz“, sagt von ihm mit kurzen und trefflichen Worten sein neapolitanischer Biograph Tarsia. Seine Körperkraft war in jüngern Jahren außerordentlich; als er einmal bei Nacht allein in Madrid umherging, hörte er Hundegebell; er näherte sich dem Lärm, fühlte den Schild, welchen er nach damaliger Sitte bei sich

trug, von einer unbekannten Gewalt angepackt und kämpfte mit dieser, bis sie im Finstern überwunden war; es zeigte sich, daß er einen Panther erlegt hatte, der aus dem Hause eines auswärtigen Gesandten entsprungen war. Sein Fleiß im Studium war riesenmäßig; er arbeitete auf der Reise, beim Essen, im Bett, überall und zu jeder Zeit.

In keinem Ungemach verließ ihn der frohe Sinn und die heitere Laune; zahlreiche gelungene Einfälle werden ihm noch jetzt in Spanien zugeschrieben. Selbst auf dem Todtenbett blitzte durch die ernste Frömmigkeit seiner letzten Tage noch ein schelmischer Zug hindurch. Als man ihn veranlassen wollte, eine glänzende Leichenbegleitung mit Musik anzuordnen, erwiederte er: „Die Musik soll bezahlen, wer sie zu hören bekommt“. Das war aber nur ein flüchtiger Augenblick; ernster Betrachtung und frommer Vorbereitung zum Tode waren die letzten Wochen seines Lebens gewidmet, und nur das Vaterland theilte mit der Religion das brechende Herz.

XXI.

Rückblick.

Der Mann, mit welchem wir uns auf diesen Blättern von seiner Geburt bis zu seinem Tode beschäftigt haben, war nichts weniger als ein Heiliger. Wenn wir auf sein Leben zurückschauen, so sehen wir ihn aus den Stürmen der mannigfachsten Leidenschaften nur mühsam und allmälig sich emporarbeiten zur Klarheit des Denkens und zur Reinheit des Handelns. Wenn wir auf seine zahlreichen Werke den Blick

werfen, so sehen wir die höchsten Vorzüge des Geistes, eine unerschöpfliche Phantasie, einen glänzenden Witz, eine erstaunliche Darstellungsgabe; aber wir finden diese Eigenschaften auch vielfach verdunkelt durch Nachlässigkeit, Eilfertigkeit und schlechten Geschmack. Seine Satire ist immer beißend, aber auch manchmal lieblos. Wenn wir Quevedo mit seinem großen Landsmann Cervantes vergleichen, so muß jener fast in allen Beziehungen zurückstehen. Der milde Duldersinn, die gottergebene Tugend, die hohe Sittenreinheit und der stets liebenswürdige und maßvolle Humor sind Eigenschaften, welche den Cervantes nicht nur in der Geschichte der spanischen Literatur, sondern in der Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt zu einer in ihrer Art fast einzig dastehenden Erscheinung machen. War aber auch Quevedo nicht auf solcher Höhe angelangt, so ist darum sein Leben nicht minder lehrreich. Wir lernen aus demselben, daß selbst die kühnsten und verwegensten Geister der spanischen Nation fest und unerschütterlich auf dem Boden des positiven Christenthums standen. Wir überzeugen uns ferner, daß in den gebildeten Kreisen jener Zeit eine Summe von Gelehrsamkeit, eine Vielseitigkeit der Kenntnisse, und eine Tiefe der Einsicht in die wichtigsten Fragen des Menschendaseyns herrschten, welche in der gegenwärtigen Welt des Materialismus und höchstens noch der Naturwissenschaften eine große Seltenheit geworden sind. Und was die Hauptsache ist, wir sehen einen Mann von so höchst gefahrvollen Anlagen des Gemüths und der Phantasie trotz mannigfacher Irrthümer durch die Festigkeit, mit welcher er sich unter allen Umständen an die katholische Kirche hielt, zu immer größerer Beherrschung seiner selbst, zu immer reinerer Geistigkeit, und schließlich zu einer so frommen und ergebenen Todesstunde gelangen, daß seine hinterbliebenen Verwandten und Freunde

von der göttlichen Barmherzigkeit die Rettung seiner Seele mit frommer und froher Zuversicht erhoffen durften.

Auch seine Schriften haben weder die Vortrefflichkeit noch den Ruhm einiger Werke des Cervantes erreicht. Gleichwohl sind dieselben während langer Zeit in zahllosen Ausgaben durch ganz Europa verbreitet gewesen; noch heut zu Tage verehren die Spanier in Quevedo einen der größten Namen ihrer Literatur, und was wir aus seinen verschiedenen Werken hier mitgetheilt haben, das wird wohl in seiner Gesammtheit den Ausspruch rechtfertigen, daß neben sehr Vielem, was nur dem 17. Jahrhundert angehört, auch ein reicher Gehalt von bleibendem Werth und dauernder Wahrheit in diesen Werken ruht.

So schließen wir denn mit jenem Worte des Thomas a Kempis, welches dem Göthe'schen Spruch auf unserm Titelblatte in Geist und Buchstaben nahe verwandt ist:

„Sine fumo flamma non ascendit.“ (III, 49.)

Baumstark, Reinhold

Don Francisco de Quevedo ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert

Freiburg im Breisgau 1871